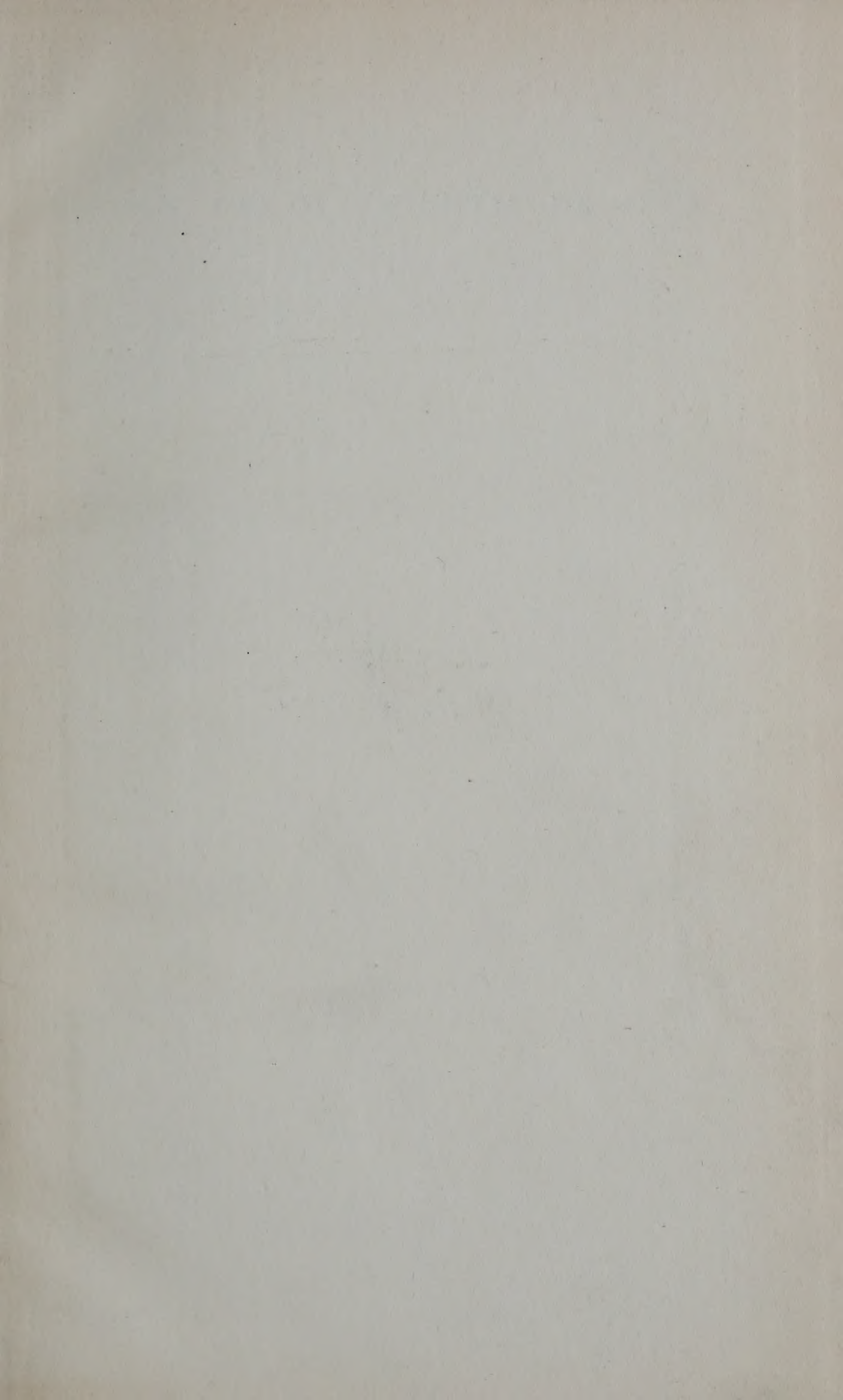
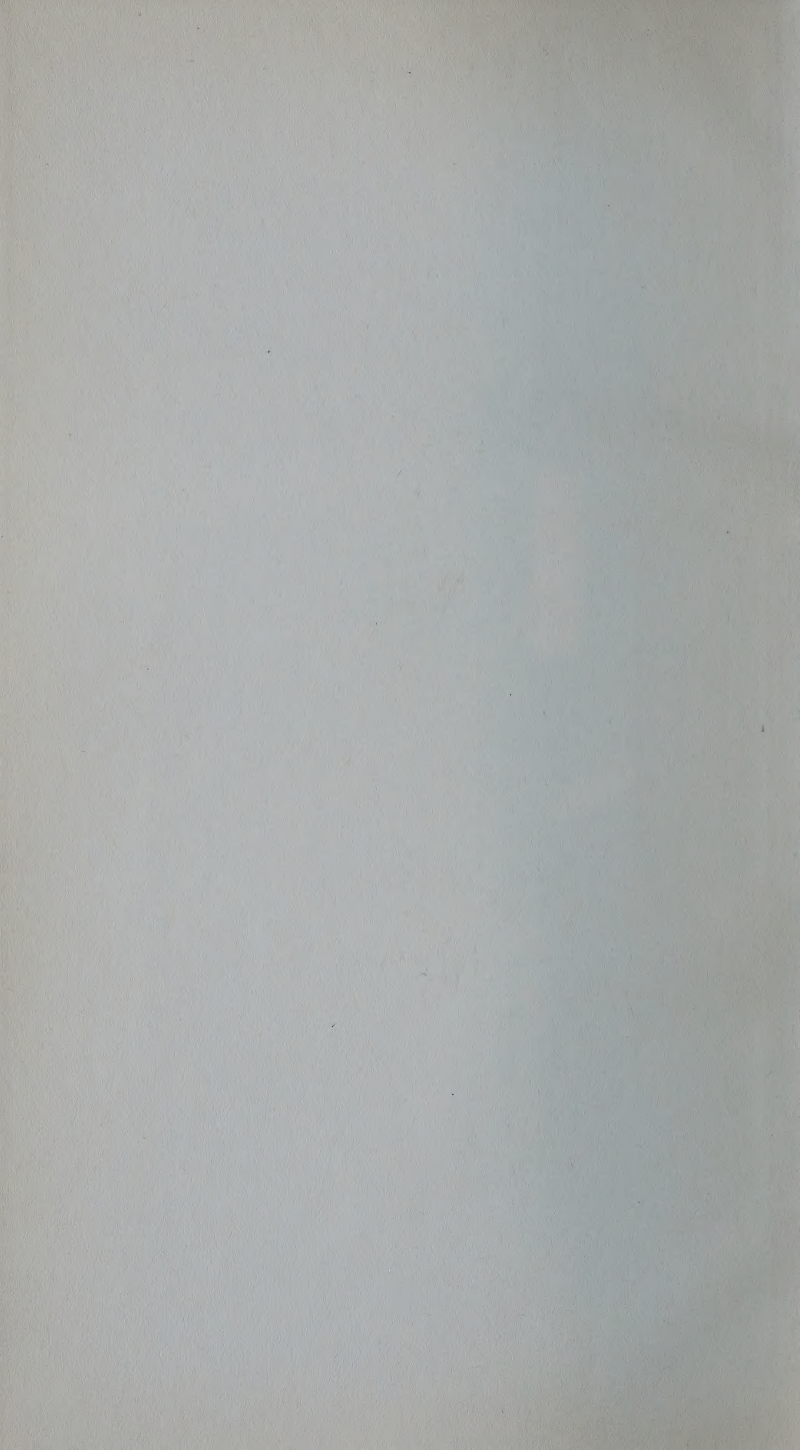
NIELSEN

DER GESCHICHTLICHE JESUS




OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
:LEIPZIG:





NIELSEN / DER GESCHICHTLICHE JESUS



DITLEF NIELSEN

DER GESCHICHTLICHE JESUS

MIT EINER EINFÜHRUNG

GRUNDSÄTZLICHES ZUR LEBEN-JESU-FORSCHUNG



MIT ACHTUNDFÜNFZIG ABBILDUNGEN

MEYER & JESSEN / MÜNCHEN / 1928

DEUTSCHE BEARBEITUNG VON
HILDEBRECHT HOMMEL NACH DEM
ERWEITERTEN DÄNISCHEN ORIGINAL

DRUCK VON HERROSÉ & ZIEMSEN, WITTENBERG
PRINTED IN GERMANY

INHALTSVERZEICHNIS

GRUNDSÄTZLICHES ZUR LEBEN-JESU-FORSCHUNG

„Ich kann, Gott hab' Lob, als ein Unparteiischer, Ungefangener einen jeden lesen und bin keiner Sekt oder Menschen auf Erden also gefangen, daß mir nit zugleich alle Frommen von Herzen gefallen ... und bin des Irrens und Fehlgreifens an allen Menschen so gewohnt, daß ich keinen Menschen auf Erden darum haß, sondern mich selbs, mein Elend und Kondition in ihnen bewein, erkenn, siehe." Sebastian Franck, Geschichtsbibel 1531

DER gewesenen Wirklichkeit stehen wir frei gegenüber. Daß es einmal so und so gewesen ist, verpflichtet uns nicht mehr, einen möglichst ähnlichen Zustand herzustellen. Hoffnungslosigkeit oder Mangel an Furcht sind an dieser Abkehr nicht schuld. Unsere volle Klarheit über die Grenzen der Wiedergabe des Wirklichen, der sogenannten historischen Treue, die Fragwürdigkeit unserer Kräfte zu sehen und darzustellen, wie es eigentlich gewesen ist, haben die echte lautere Geschichtsforschung nur in sich festigen können und eine klare Situation geschaffen.

Dieser unbeeinflußbaren, voraussetzungslosen, kritischen Geschichtsforschung gehört das Buch des ausgezeichneten dänischen Gelehrten Ditlef Nielsen in seinem Hauptteil an. Die streng wissenschaftliche Haltung der folgenden Blätter spricht für sich selbst und verteidigt sich an keiner Stelle gegen fremde Wege,

den historischen Jesus zu vergegenwärtigen. Fremde Wege, das sind theologische und geschichtsphilosophische Vorbehalte, die den Zugang zu den eindeutig erkennbaren Hergängen, die sich an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit ereignet haben, tyrannisch oder dialektisch abriegeln. Von drei Seiten kommt heute diese Absperrung in der Hauptsache, nachdem neunzehn Jahrhunderte ohne Unterbrechung an einer bewußten oder unbewußten Verdunkelung des Tatbestandes, an seiner Unkenntlichmachung gearbeitet haben. Das »Neue Testament«, d. h. die Vereinigung der darin enthaltenen 27 Schriften zu einem untrennbaren und unantastbaren Ganzen, war ein Werk des »praktischen Interesses« der altchristlichen Gemeinde und hat die wirklichen Vorgänge, den geschichtlichen Ursprung und den Sinn der einzelnen Dokumente und Schriften, von Anfang an gleich am wirksamsten verwischt und entstellt. Erst in den letzten 150 Jahren haben dann Generationen von Philologen, Historikern und Theologen aller Zungen mit einer beispiellosen Hingabe an die Sache der wissenschaftlichen Wahrheit (in ihrer Unentwegtheit, ihrem bohrenden Spürsinn und in ihrer Beharrlichkeit nur dem echt religiösen Impulse selbst vergleichbar), unter der über den eigentlichen Hergängen lagernden Schicht von Dogmen, Denkgewohnheiten, elementaren Mythenbildungen, kurz, unter einer Schicht aller erdenklichen Arten lichtfernhaltender Glaubensvorstellungen und Wünsche, die noch erkennbaren Spuren wirklicher Ursprünge aufgedeckt und beschrieben. Von drei Seiten hauptsächlich aber kommt, wie angedeutet, gerade heute wieder Verdunkelungs-

gefahr. Da sind zuerst die Geschichtsphilosophen und tiefsinnigen Deuter der Geschichte, die Verächter des »Historismus« zugunsten einer »höheren« Wahrheit, die mit priesterlicher Haltung und in feierlich getragener Tonart anspruchslose Feststellungen philologischer oder historischer Art beiseite schieben, um die angeblichen echten »seelischen Gehalte«, das »Lebensgefühl« einer Zeit »geistesgeschichtlich« zu zelebrieren, das heißt subjektive Erlebnisse und private Gefühle zur Schau tragen, als »wirksame« Geschichte hinstellen und oft in wunderschöner Rede historischen Feststellungen aus dem Wege gehen. Helmut Berve, der junge Althistoriker, dessen hinreißender Versuch einer Entwicklung des Lebens Alexanders des Großen (Die Antike, Bd. III, 1927, S. 128ff.) unvergessen bleibt, hat mit dieser Richtung im Jahr 1926 (»Gnomon«, 2. Bd., Heft 8, S. 455f.) abgerechnet.

Die stärksten Worte gegen die »gedeutete« Geschichte, also gegen die nicht einfach schlicht anerkannte, hat Friedrich Gogarten (besonders in seinem Buch »Ich glaube an den dreieinigen Gott«) gebraucht, aber von einem ganz anderen Standort aus und zu einem ganz anderen Zweck als etwa Berve. »Diese Sucht nach Geschichtsphilosophie, die als Pest nachgerade unser heutiges geistiges Leben vergiftet und es verfaulen läßt und die die Geschichte zu einem Spiel der Geistreichigkeit macht, ist der eigentliche Ausdruck für die tiefe Gottlosigkeit, die das heutige Tun und Denken auch da beherrscht, wo man ihr mit ernstester Gedankenarbeit und Geschichtsdeutung beizukommen sucht« (Gogarten in dem zitierten Buch S. 181). Diese Geschichtsfeind-

lichkeit überschlägt sich in der Tat heute derart, daß man den Geist schlechthin als »gegenlebiges Prinzip« zu enthüllen unternommen hat (Theodor Lessing, Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen, 4. Aufl., Leipzig 1927, S. 206f.). Vor lauter erkenntniskritischen Purzelbäumen, tiefsinnigen Spiegelfechtereien über die »wirksame« Geschichte, über die Mythe, die angeblich die »höhere« Wahrheit darstelle, vor lauter Schwierigkeit, »das Verhältnis der drei Sphären Leben, Wirklichkeit und Wahrheit zueinander« zu klären, ist man vor der freilich unendlich entsagungsvolleren Arbeit der Klärung des Quellentatbestandes und der einfachen Darstellung des historisch Erkennbaren in gefährlicher Weise abgekommen.

Gogartens eigene Gedanken und die der Verfechter der Einzigartigkeit der Christusoffenbarung (ich meine darunter auch Barth, Thurneysen, Peterson, Brunner) bedeuten aber trotz der Treffsicherheit der Angriffe gegen die »gedeutete« Geschichte die zweite große gegenwärtige Verdunkelungsgefahr für die Erkenntnis des wirklich Gewesenen in den Ursprüngen des Christentums, namentlich des Lebens von Jesus. Gogarten und die Neubegründer des christlichen Offenbarungsbegriffs wenden sich nämlich nur deshalb dagegen, daß die historische Realität, das wahre einfache Perfektum, von den Geschichtsphilosophen in Frage gestellt wird, weil damit auch die Realität der Offenbarung und des Geoffenbarten fragwürdig gemacht wird. Das wahrhaft Geschichtliche ist für Gogarten das grundsätzlich Unerkennbare und lediglich Anzuerkennende; die gesamte neuere Geschichtsforschung Hegel-Rankescher Prove-

nienz wird auf das Entschiedenste abgelehnt und die Forderung »deutungsloser Verantwortung« erhoben. Der moderne Geschichtsforscher betrachte die Geschichte nur als ein Werden zu sich her; alles was vor ihm da war, erscheine ihm bloß als der Weg zu seiner eigenen Vervollkommnung, als Ich-Werdung, als »Zu-sich-selbst-Kommen« des Geistes im menschlichen Bewußtsein und sei für ihn somit wert- und bedeutungslos, weil es nicht mit irgendwelchem Anspruch an das »Jetzt-Ich« an ihn herantreten könne. Davon mache nicht einmal die christliche Religionsgeschichte in ihrer heutigen Gestalt eine Ausnahme, weil auch sie die Vergangenheit aus der Isolierung des subjektiven Geistes gestalte. Für Gogarten ist der Inhalt der neutestamentlichen Schriften »die Erlösertat Christi«, und diese Erlösertat besteht wiederum in der »Durchbrechung des Ichpanzers«, in der »Aufhebung der bloßen Immanenz«. Die moderne Geschichtsforschung aber gebe nur »das Vergangenheitsbild, das der eingekapselte Mensch sehen will«, der heutige Historiker sei deshalb der Antichrist, der Jesushenker. »Indem er das Einst zum Jetzt in Beziehung setzt, statt umgekehrt die Realität des historisch Gewesenen schlicht anzuerkennen, tilgt er das Du aus der Geschichte, das heißt tilgt er Jesus aus.« Auch Emil Brunner erkennt dem modernen Historiker den Titel christlich im Sinne des klassischen Christentums ab, weil er von einem allgemeinen Begriff der Religion (und damit der Offenbarung) ausgeht und ihm die Christus-Offenbarung nur eine spezifische, interessante Äußerung des Religiösen sei. Gogarten und die ihm folgen haben nur leider nicht gesehen, daß, wie

ihnen ein Kritiker (Erwin Reisner »Zwischen den Zeiten«, 6. Jahrg. 1928, S. 126f.) entgegengehalten hat, mit dem — meinetwegen anerkannten — Verbot, das Du und die historische Realität zu deuten, doch logischerweise nicht auch die Deutung der Geschichtlichkeit, das heißt der Zeitlichkeit und der mit ihr gegebenen Herabminderung des Du durch das Ich und endlich dieses Ichs selbst verboten sei. Aber die kurze trockene Feststellung dieser »Herabminderung« genügt dem Historiker, er geht alsbald an die wirkliche Arbeit.
Der »orthodoxen« Anschauung von Friedrich Gogarten, Emil Brunner, Karl Barth ist am tapfersten und ehrlichsten Hugo Greßmann, der unlängst verstorbene Berliner Vertreter der alttestamentlichen Wissenschaft, entgegengetreten (»Christliche Welt« 1927, Nr. 21 Sp. 1050ff.). Er hat wieder den Mut gehabt, eindeutig zu erklären, daß die Methode der Geschichtsforschung und der wissenschaftlichen Quellenexegese immer dieselbe bleiben muß, »ob es sich nun um die Erklärung des Alten oder Neuen Testaments oder um die der Veden, des Avestas, des Korans oder der Germania des Tacitus handelt«; denn überall sei der Exegese dieser Urkunden dieselbe Aufgabe gestellt, nämlich aus den überlieferten Schriftwerken die Tatsachen festzustellen, die wirklich gewesen sind, oder die Gedanken herauszuarbeiten, die die Verfasser gedacht haben. »Wer wie Barth den Römerbrief auslegt, indem er mit Bewußtsein von den religiösen Bedürfnissen des gegenwärtigen Menschen ausgeht und auf die Gegenwart wirken will, der lehrt uns nicht den Paulus kennen, wie er wirklich war, sondern den Paulus, wie er nach

Barth hätte sein müssen, der macht aus einem Brief des Paulus an die Römer einen Brief Barths an seine Gemeinde. Diese Art der Auslegung ist, vom Standpunkt der wissenschaftlichen Exegese aus betrachtet, eine Fälschung der Geschichte.« Das ist das erlösende Wort. »Hier ist uns kein Wort zu scharf«, fährt Greßmann fort (und seine folgenden Worte dürfen auch dem aufklärenden — *ja aufklärenden* — Buch von Nielsen vorangestellt werden): »Hier müssen wir im sittlichen Zorn reden über eine Art von Theologie, die das Wesen der geschichtlichen Wissenschaft völlig verkennt.« Die Frage »Was ist Theologie?« soll hier nicht von neuem angeschnitten werden. Nichts bringt so weit ab von der Erkenntnis der Vorgänge um das Leben von Jesus als die dialektischen Streitigkeiten darüber, wer der wahre Dialektiker sei, Streitigkeiten, über die der Jesuit Erich Przywara am souveränsten und klarsten berichtet hat (»Neue Theologie?« in den »Stimmen der Zeit«, Jahrg. 1925/26, Heft XI, S. 348ff.). Erik Peterson, der Bonner evangelische Theologe, hat in seiner der eben erwähnten Frage gewidmeten Schrift den Satz aufgestellt: »Wenn etwas gegen einen Theologen mißtrauisch machen kann — und mag es sich dabei selbst um Luther handeln —, dann ist es die Größe seiner schriftstellerischen und seiner sprachlichen Leistung.« Peterson hat gleichzeitig durch seine historisch-philologischen Arbeiten (besonders *ΕΙΣ ΘΕΟΣ* Göttingen 1926), nachhaltig dafür gesorgt, daß sich sein Satz nicht gegen ihn selbst kehrt. Die größte Verdunkelungsgefahr gegenüber der Frage, was es eigentlich um Jesus gewesen ist, kommt jedenfalls von den heutigen theolo-

gischen Schriftstellern der Richtung Barth, Brunner, Gogarten.

Nicht verschwiegen werden endlich darf aber auch die dritte Art, wie der historischen Wahrheit der Weg versperrt wird, und zwar von der »historischen Theologie« selbst, oder wie sie auch genannt wird von der »protestantischen liberalen Theologie«, die von der eben angedeuteten orthodoxen Richtung so wuchtig als der Antichrist und Jesushenker verworfen wird. In Albert Schweitzers, des großen Gelehrten und vorbildlichen, liebenswerten Menschen, »Geschichte der Leben-Jesu-Forschung« (1913) sind die nicht zu verkleinernden bahnbrechenden Verdienste der liberalen historischen Theologie aller Schattierungen um die historische Forschung gesammelt und beschrieben; davon kann hier nicht wieder im einzelnen die Rede sein. Diese Verdienste um die reine Geschichtswissenschaft seien unwidersprochen. Schweitzer hat es einfach und klar gesagt, als er zum Schluß über den »Ertrag der Leben-Jesu-Forschung« die Summe zieht: »Diejenigen, welche gern von negativer Theologie reden, haben es nicht schwer. Es gibt nichts Negativeres als das Ergebnis der Leben-Jesu-Forschung. Der Jesus von Nazareth, der als Messias auftrat, die Sittlichkeit des Gottesreiches verkündete, das Himmelreich auf Erden gründete und starb, um seinem Werke die Weihe zu geben, hat nie existiert. Es ist eine Gestalt, die vom Rationalismus entworfen, vom Liberalismus belebt und von der modernen Theologie mit geschichtlicher Wissenschaft überkleidet wurde. Dieses Bild ist nicht von außen zerstört worden, sondern in sich selbst zusammengefallen,

erschüttert und gespalten durch die tatsächlichen historischen Probleme, die eines nach dem andern auftauchten.« Infolgedessen bleibt bei Schweitzer der Weisheit Schluß: »Die historische Erkenntnis muß zum Ärgernis für die Religion werden.« — »Nur die von ihrem Zeitboden gelöste Christusidee, der Geist Jesu, wird die Welt überwinden.« Damit stehen wir unmittelbar vor dem Schauspiel eines immer wiederkehrenden Salto mortale, den man in jedem liberal-theologischen »Leben Jesu« beobachten kann: Der gemäßigt konservative Flügel genau so wie die extreme Richtung mit ihren bis zur Unerträglichkeit psychologisierenden Neigungen legen zuerst ruhig und besonnen in umfangreichen, umständlichen wissenschaftlichen Kapiteln von erheblichem Niveau nach strenger kritischer Methode (nicht anders wie bei der Exegese sonstiger Literaturdenkmäler der Antike) die Quellen des Lebens Jesu auseinander und kommen schließlich zu dem Ergebnis, das schon vor 54 Jahren in der Habilitations-These Harnacks (1874) in fünf Worten formuliert war: Vita Jesu Christi scribi nequit. Und dann kommt der Salto mortale: Die wissenschaftliche Geschichtsforschung führt, wie bewiesen wurde, nicht weiter; also liegt ein abgesteckter Bezirk für den Glauben vor; das Versagen der Geschichtswissenschaft schafft Raum dem Dogma, dem theologischen Raisonement über die »Übernatürlichkeit« oder »Übergeschichtlichkeit« des historisch nicht Erkennbaren. Bei den radikalen Zerstörern des dogmatischen Jesus-Glaubens aus dem Lager der protestantischen liberalen Theologie, den Verfassern der religionsgeschichtlichen Volksbücher (Bousset — Wrede

— Jülicher — Wernle — Holtzmann), fällt der Salto mortale in die Kirchenfrömmigkeit etwas anders aus. Im Grunde sammeln aber auch die Anhänger dieser Auffassung »apologetische Feigen von skeptischen Disteln«, wie Harnack resigniert in Anlehnung an den Satz des Evangeliums (Matth. 7, 16 und Luk. 6, 44) gesagt hat. Der Glaube verliere durch das Aufgeben des Dogmas nichts, beschwichtigen sich die Verfasser der Volksbücher selbst. »Das Geheimnis der Person Jesu hängt nicht an der Art ihrer äußeren Entstehung«, sagt Wilhelm Bousset in seinem »Jesus« (3. Aufl., 21. bis 30. Tausend! Tübingen 1907, S. 3). Und weiter: »Ja, die ersten Kapitel des Lukas werden uns in ihrer wundervollen Schönheit und Poesie erst recht wertvoll und hochbedeutsam, wenn wir sie als Legende betrachten.« Nach einem kargen, sachlichen Bericht über die Überlieferung und ihre Widersprüche, der freie und große Satz (S. 10 im gleichen »Volksbuch«): »Man wird daher gut tun, allen Versuchen eines ‚Lebens' oder einer ‚Geschichte' Jesu den Abschied zu geben.« Dann wieder, nachdem die meisten Erzählungen der Evangelien über das Leben des Jesus als ungeschichtlich, legendär und post festum gedichtet, mit sauberen, unwiderleglichen Methoden erwiesen sind, der kleinlaute Zuspruch: »Sie (die Erzählungen) sind ein schimmernder Kranz, den der dichtende Gemeindeglauben Jesu aufs Haupt gesetzt und tragen so ihren Wert für alle Zeiten in sich selbst.« Das tun auch die Märchen aus 1001 Nacht. Der Verfasser des Markus-Evangeliums wird sogar vorwurfsvoll gerügt (S. 20): »Es kann nichts verkehrter sein, als wenn der Evangelist Markus und ihm folgend

die anderen Evangelien, das Urteil fällt, Jesus habe seine Gleichnisse zum Zwecke der Verstockung des Volkes gesprochen.« Das sei »dogmatische Weisheit einer späteren Zeit, die nichts tauge«. Jetzt wird verständlich, warum von den modernen »dialektischen« evangelischen Theologen (besonders Gogarten) Bousset und seinesgleichen, Wellhausen und Troeltsch, die Henker Jesu genannt werden. In Wahrheit sind Bousset, Wrede, Jülicher, Wernle, Holtzmann, die Verfasser der Volksbücher, ebenso wie Wellhausen, der große Kenner beider Testamente und epochemachende Arabist, ferner Ernst Troeltsch, dessen Name nur mit der größten Ehrfurcht ausgesprochen werden sollte, lautere, ehrliche, tapfere Kämpfer, deren große Gelehrsamkeit und intellektuelle Redlichkeit im Streit liegt mit ihrem Christentum. Das Kapitel »Die Glaubensbedeutung Jesu« in Troeltschs herrlicher, unübertroffener »Glaubenslehre« (München 1925, S. 100—117) wiegt ein Dutzend der modernen »antihistorischen« Dogmatik-Bücher der oben charakterisierten Offenbarungsprotestanten auf. Trotzdem bleiben auch diese so vielgelästerten historischen Theologen Verdunkler der einzigen historischen Wahrheit, denn sie erklären in einem Atem: Die »Abweisung der rein geschichtlichen Forschung soll und darf nicht dem Traditionalismus und Dogmatismus dienen« — »Unhistorisches und was gesicherter naturwissenschaftlicher Erkenntnis zuwiderläuft, kann auch der Glaube nicht hinnehmen«; andererseits: »Christus ist und bleibt das Geheimnis Gottes, in welchem alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis verborgen sind.« Mit solchem Doppelgesicht darf man keine »religionsgeschichtlichen

Volksbücher« schreiben, weil der vertrauende, ungelehrte Leser auf die Weise verwirrt und geblendet wird. Man kann noch weniger, wie es Friedrich Loofs (»Wer war Jesus Christus«, 2. Aufl., Halle 1922) oder Martin Kähler (»Der sogenannte historische Jesus und der geschichtliche biblische Christus«, 2. Aufl., Photomechan. Druck, Leipzig 1928) tun, vor sich selber die Annahme eines notwendig bedingten und jeder Zufälligkeit enthobenen Geschichtsablaufes, also die Forderung nach deutungsloser Hinwendung zur Realität des dogmatischen Jesus Christus, in aller Strenge ohne Hintertür und Dialektik hinstellen und sich nichts davon erlassen und gleichzeitig sich der kritischen Methode des modernen Geschichtsforschers nicht enthalten.

Und damit kommen wir zu der besonderen Bedeutung von Ditlef Nielsens Jesus-Bild. Was hier der hervorragende Kopenhagener Gelehrte, der Herausgeber des großen internationalen Handbuches der altarabischen Altertumskunde, der Verfasser weithin anerkannter Arbeiten auf dem Gebiet der vergleichenden Religionsgeschichte, der Arabistik und Assyriologie uns gibt, ist in den *Einzelheiten* nichts Neues, als *Ganzes* jedoch ein neues und souveränes Bild dessen, was wirklich unverrückbar gewesen ist und ein dicker Strich durch gezwungene Wahrheitsverrenkungen auf der einen Seite und durch langweilige »Vermenschlichungen« des Christuslebens und auf den Sand gebauter flüchtiger, psychologisierender, sentimentaler und rationaler Evangelienharmonien à la Frenssen oder Ludwig. Das Nielsensche Jesusbuch ist in den skandinavischen Ländern längst stark verbreitet und genießt

das hohe Ansehen eines Volksbuches. Nielsen erliegt den oben beschriebenen Gefahren der Verschleierung und Zweideutigkeit in keinem Augenblick. Er stellt das historische Problem »Jesus« mitten hinein in das große Forschungsgebiet vom »Alten Orient«, entlastet die fließende, quellende Darstellung von allem gelehrten Apparat und legt im letzten Teil die Fesseln der reinen Forschung ab, deutet das Wirken Jesus als neue Gesellschaftslehre, als Lehre und Forderung der Brüderlichkeit, als das Gesetz der Liebe gegen das Gesetz der Macht.

Diese letzten deutenden und Menschlichkeit fordernden Teile des Buches gehören nicht mehr der wissenschaftlichen Forschung an. Denn die nach den Quellen möglichen Handlungen und Worte Jesu tragen keinen innerweltlichen Sinn in sich. Martin Dibelius (Geschichtliche und übergeschichtliche Religion im Christentum, Göttingen 1925) hat zuletzt diesen wahren Charakter der Predigt Jesu eindringlich und schlüssig nachgewiesen (besonders S. 40ff. (1). In Wahrheit hat Jesus auf allen Umbau der Welt verzichtet. Der apokalyptische Glaube an das unmittelbar bevorstehende Weltende ließ ihn religiöse, politische oder gesellschaftliche Einrichtungen *dieser* Welt ganz gleichgültig ansehen. Nicht irgendwelche ethische Praxis noch in dieser Welt durchzusetzen, war seine Absicht. Es lag ihm nur daran, durch das Gebot dieses oder jenes Verhaltens »dem Menschen zu der bei der Weltwende notwen-

(1) Wilhelm Michaelis, Täufer, Jesus, Urgemeinde (Neutest. Forschungen II, 3; 1928) führt jetzt diesen Beweis von Dibelius mit neuen Beobachtungen durch.

digen inneren Haltung zu helfen«. »Angesichts der kosmischen Entscheidung fragt man nicht: was ist not für Welt, Volk und Gesellschaft, damit dieser oder jener Zweck erreicht werde? Es ist im wahrsten Sinne des Wortes nur »eines not«: zu wissen, was ich sein soll (nicht: was ich geleistet haben soll), wenn die Ewigkeit hereinbricht. Die Gebote für das menschliche Verhalten — in der alten Welt nicht mehr durchzuführen, in der neuen Welt unnötig — umschreiben nur eine menschliche Haltung; was aussah wie zweckbedingte Ethik, ist unbedingtes Ethos — ein neues Sein im Angesicht des Reiches, in der von allen Bedingtheiten freien Atmosphäre der Ewigkeit, in der Nähe des in die Welt hereintretenden Gottes« (Dibelius, S. 45). Also Jesu Wort oder Tat hatte gar keinen innerweltlichen Zweck. »Jesu Hilfe dringt gar nicht bis an die Wurzel der sozialen Schäden; er fordert weder Fürsorge für Kranke noch Beschäftigung für Bettler noch auskömmliche Bezahlung für Lohnarbeiter, er redet nicht von wirtschaftlichen und kulturellen Mängeln, nicht von schlechten Wohnungen und schlechten Straßen, nicht von der Deklassierung ganzer Berufe wie der Zöllner, nicht von der unfruchtbaren Häufung des Kapitals« (Dibelius, S. 48). Die Lehre des historischen Jesus ist keine soziale Botschaft; die Forderung nach Ausgleich der Klassenunterschiede, nach Weltfrieden und Kinderfürsorge, nach Lösung der Frauenfrage und Abschaffung der Sklaverei ist von Jesus nicht erhoben worden. Der Geschichtswissenschaft gehören somit die letzten Teile unseres Buches nicht mehr an, schon nicht mehr der Teil über »das neue Glaubensbekenntnis«. Darum

brauchte sich unser Autor bei seinem Urteil über das »Vaterunser« weder mit den an dieses »übergeschichtliche« Urteil nicht rührenden Erläuterungen aus Talmud und Midrasch zu Matth. 6, 9ff. (Strack-Billerbeck, Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch, Bd. I, S. 406ff.) noch mit den Ausführungen von Dibelius (in dem angeführten Buch S. 66—68) über das »Vaterunser« auseinandersetzen.
Da aber der Verfasser selbst entscheidenden Nachdruck auf die geschichtswissenschaftliche, namentlich religionsgeschichtliche Gewichtigkeit seines Jesus-Buches legt und auch der deutsche Verleger dieses Buch der Öffentlichkeit vorlegt aus der Überzeugung heraus, eine wirklich spürbare Lücke unseres *landläufigen* Bildes über den *historischen* Jesus zu schließen (nicht eine Lücke der gelehrten Forschung), seien hier zur Ergänzung und zur leichteren Möglichkeit des Weitergehens auf den wissenschaftlichen Wegen, zu denen Nielsen einen allgemeinen Zugang öffnen will, die modernsten Grundwerke kurz genannt, die die Richtigkeit der großzügigen Anlage unseres vorliegenden Buches zeigen und die mit dazu beizutragen berufen sind, der über alles erhabenen Wahrheit und den edlen Absichten des Verfassers den Weg zu bahnen. Mehr als eine zwanglose Folge der wichtigsten Literatur ohne das Streben annähernder Vollständigkeit soll im folgenden nicht gegeben werden. Die vorderasiatische Sprach- und Altertumswissenschaft, die Kultur des alten Orients, in die der Verfasser so glücklich das Leben von Jesus hineinstellt, wird von den Werken zweier Altmeister gekrönt: *Fritz Hommel, Ethnologie und*

Geographie des Alten Orients; seit 1926 ist das über 1100 Seiten starke Werk innerhalb des Handbuchs der Altertumswissenschaft glücklich fertig geworden; und: *Eduard Meyer, Geschichte des Altertums,* aus der »Die Zeit der ägyptischen Großmacht« (4. Aufl., Stuttgart 1928) eben vollkommen neu gearbeitet erschienen ist. Die beiden großartigen Werke, die unmittelbar in den babylonisch-assyrologischen Arbeitskreis einführen, sind: *Bruno Meißner, Babylonien und Assyrien,* I. Bd. 1920; II. Bd. 1925, und die der Vergleichung der Kultur Israels mit den anderen Kulturen des vorderen Orients gewidmeten *»Altorientalischen Texte und Bilder zum Alten Testament«, herausgegeben von Hugo Greßmann* (2 Bde., Berlin 1926/27), ein überwältigendes Material, das in der Tat 3000 Jahre v. Chr. in das volle Licht urkundlicher Geschichte rückt. Dazu *J. Benzinger, Hebräische Archäologie* (3. Aufl., Leipzig 1927).
In das neu entdeckte »Licht vom Osten« führt vor allem *Adolf Deißmanns* gleichbetiteltes prachtvolles Werk (4. Aufl., Tübingen 1923) ein. Den Reichtum der einschlägigen Forschungen zeigen der zweite Abschnitt und Teile des dritten von *Walter Ottos Kulturgeschichte des Altertums* (München 1925). In die Umwelt des entstehenden Christentums und in die damit zusammenhängenden großen wissenschaftlichen Probleme führen von mehreren Seiten ein: *Eduard Meyer, Ursprung und Anfänge des Christentums,* 3 Bde. (Stuttgart 1921/23) und natürlich noch der unentbehrliche *Schürer: Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi* (4. Aufl., Leipzig 1901—1909, 3 Bde. mit Reg.-Bd. 1911). Ferner: *Otto Stählin, Die hellenistisch-*

jüdische Literatur (München 1921, aus Christs Griechischer Literaturgeschichte, II. Teil, 1. Hälfte, 6. Aufl.); *Harnack, Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten* (2. und folgende Aufl., Leipzig 1906f.); *Reitzenstein, Die hellenistischen Mysterienreligonen* (3. Aufl., Leipzig 1927); *Reitzenstein und Schaeder, Studien zum antiken Synkretismus* (Leipzig 1926); *Paul Wendland, Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum* (2. Aufl., Tübingen 1912); *Norden, Agnostos Theos* Leipzig 1923; *Wilhelm Bousset, Die Religion des Judentums im späthellenistischen Zeitalter* (3. Aufl., neu herausgegeben von Greßmann, Tübingen 1926); *Wilhelm Weber, Der Prophet und sein Gott.* Eine Studie zur vierten Ekloge Vergils (Leipzig 1925); *Edgar Hennecke, Neutestamentliche Apokryphen* (2. Aufl., Tübingen 1924). Die jüdische Umwelt behandelt jetzt besonders eindringlich *Gerhard Kittel, Die Probleme des palästinischen Spätjudentums und das Urchristentum* (Stuttgart 1926) und das vierbändige, schon kurz erwähnte Monumentalwerk *Strack-Billerbeck, Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch,* Bd. I—III (München 1922/26), der IV. Band mit den Exkursen ist im Erscheinen. Dieser Kommentar beendigt die Diskussion über den jüdischen Anteil an der Ideenwelt des Neuen Testaments: Trotz der antijüdischen Tendenzen in fast allen Büchern des Neuen Testaments ist sein Geist unverfälschter und echter jüdischer Geist. *Joseph Klausners* großes hebräisch geschriebenes, in Jerusalem gedrucktes Werk über *Jesus von Nazareth* (eine englische Übersetzung erschien

1925) ist mit dem ganzen Rüstzeug moderner, namentlich deutscher Forschung gearbeitet und bleibt, allgemein von der Wissenschaft aller Länder anerkannt, mit Richtung gebend für unsere historische Erkenntnis der wahren Vorgänge um Jesu Leben und Streben; es zeigt nicht den Bruch der protestantischen historischen Theologie und gestaltet den Stoff überlegen, umsichtig und erschöpfend. Ferner für eine Reihe von spezielleren Fragen wichtig: Die Bände von *Lietzmanns Handbuch zum Neuen Testament,* die bekannten »Einleitungen« in das Neue Testament, namentlich die neuen Auflagen der Kommentare zu den Schriften des Neuen Testaments, *Aufhausers* Textbuch *»Antike Jesus-Zeugnisse«* (2. Aufl., Bonn 1925), dann vor allem *»Flavius Josephus vom jüdischen Krieg, Buch I—IV, nach der slavischen Übersetzung deutsch herausgegeben und mit dem griechischen Text verglichen von † Mag. theol. Alexander Berendts (Dorpat) und Dr. theol. Konrad Graß (Dorpat) 2 Teile Dorpat 1924—27»,* dazu *Robert Eisler, Ἰησοῦς Βασιλεὺς οὐ Βασιλεύσας* (Religionswissenschaftl. Bibliothek Bd. 9), Heidelberg 1928f.; dieses wichtige Werk beginnt eben in Lieferungen zu erscheinen. Endlich zur Ergänzung *Eduard König, Die messianischen Weissagungen des Alten Testaments* (Stuttgart 1923).

Diese etwa zwei Dutzend Grundwerke, ausschließlich ganz große wissenschaftliche Leistungen von anerkanntem Wert, sollen nur an die Schwelle der vielmaschigen und verwickelten Problemenkreise des »historischen Jesus« heranführen, und zwar den Nichtgelehrten, der sich nicht auf die Lektüre der Bücher der

Bibel beschränken und doch nicht obskuren Traktaten oder einfältiger moderner schöngeistiger Literatur über Christus in die Hand fallen will. Ditlef Nielsens neues Buch ist der beste Schutz dagegen. Die aufgezählten wissenschaftlichen Werke führen dann weiter.

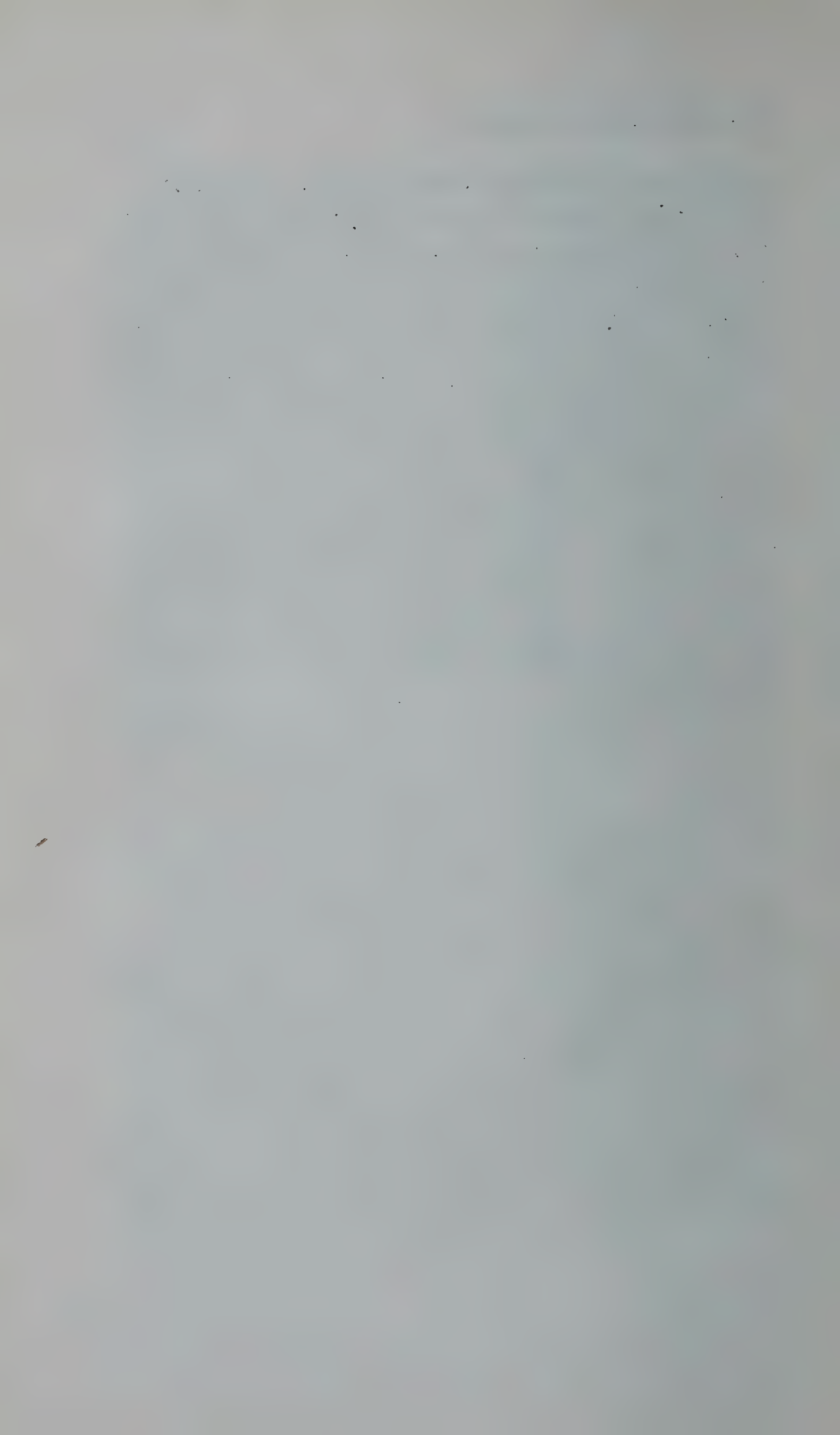
Die Grundlagen eines *tieferen* Studiums aber und einer selbständigen Urteilsbildung über den gewaltigen Komplex religionswissenschaftlicher, historischer und archäologischer Fragen, die sich auf diesen Gebieten öffnen, werden ausschließlich durch strenge sprachwissenschaftliche Schulung, vor allem auch durch das viele Jahre erfordernde Eindringen in die semitischen Sprachen (einschließlich der semitischen Sprache der Keilschriftdenkmäler, des sog. Akkadischen) gewonnen, wozu jetzt Gotthelf Bergsträssers Einführung in die semitischen Sprachen (Sprachproben und grammatische Skizzen), München 1928, der beste zuverlässigste Wegweiser ist.

Jesus Christus als Inhalt des Glaubens und als Teil der Religionssysteme der Kirchen mag an Wirkung weiter dem geschichtlichen Jesus unendlich überlegen bleiben. Von dem dogmatischen Jesus war hier nicht zu sprechen. Wenn Theologen aber von dem historischen Jesus und den Urkunden reden, die sein Dasein bezeugen, so kann nur ein einziger Standpunkt als christlich gelten: Die Bibel, die Evangelien sind absolut irrtumslos, weil Gott ihr Urheber, absolut vollkommen und irrtumslos ist. Wissenschaftliche Probleme und historische Schwierigkeiten sind damit im vornherein ausgeschaltet. Die katholische Lehre hat diese Haltung

rein bewahrt. Die Dokumente dieser sehr verästelten Lehre sind von Christian Pesch in dem großen Werk De inspiratione scripturae sacrae, Freiburg 1906 (seit 1926 ergänzt durch ein Supplementum continens disputationes et decreta de inspiratione sacrae scripturae) gesammelt und erklärt. Hier steht jeder Satz in seiner lateinischen lapidaren Form wie aus Granit gefügt, gesichert vor Vernunfteinwänden, dreifach gepanzert gegen jede kritische wissenschaftliche Fragestellung. Wie zerzaust und zerbeult nimmt sich dagegen die protestantische Lehre von der göttlichen Wahrheit der Bibel aus! Wohl haben noch Luther, Zwingli, Calvin, ihre zeitgenössischen und späteren Anhänger die absolute Göttlichkeit und Irrtumslosigkeit der biblischen Schriften betont, da sie ja die reine Lehre wieder auf die Bibel zu gründen versuchten. Seit dem 18. Jahrhundert begann dann der kritische Einbruch. Die Versuche, historische wissenschaftliche Kritik mit der Lehre von der Göttlichkeit der Bibel zu vereinigen, haben wir kennengelernt. Es existiert ein ans Herz greifendes, ziemlich unbeachtetes Dokument darüber, zu welchen unlöslichen inneren Verwicklungen bei aufrechten, ehrlichen protestantischen Theologen die geschichtliche Theologie, namentlich die Lehrfächer der Kirchengeschichte und Religionsgeschichte, führen muß. Es sind die schmerzenden Gedanken und flüchtigen Anmerkungen zur modernen Theologie, die Carl Albrecht Bernoulli aus dem Nachlaß keines Geringeren als Franz Overbecks im Jahre 1919 unter dem unpassenden Titel »Christentum und Kultur« herausgegeben hat. Verkörpert das mächtige in jedem lateini-

schen Satz hieb- und stichfeste Werk von Pesch die katholische Lehre und ihre Konsequenz, so mag Overbeck für die neuere protestantische von jedem Hauch der wissenschaftlichen Kritik hin und her gewehte Ansicht zeugen. Overbeck nimmt zum Schluß seiner nachgelassenen Aufzeichnungen die protestantischen Theologen von dem Vorwurf der Unredlichkeit und Heuchelei in Schutz; nur theologische Unbildung könne einen solchen häßlichen Vorwurf zeitigen. »Wären sie (die einen solchen Vorwurf erheben) theologisch gebildeter, so besäßen sie Kenntnis von der unabsehbaren Reihe der Mittel, welche religiös interessierte Menschen besitzen, um sich in ihren Illusionen zu erhalten.« Hier haben wir den Schlüssel zu der sonderbaren Zwiespältigkeit der modernen Leben-Jesu-Forschung.

L. F.



RELIGION UND KULTUR

Es sind nicht die Dinge selbst, sondern die Dogmen — herkömmliche Meinungen über die Dinge —, die die Menschheit verwirren. *Epiktetos*

DIE Religion macht den Adel des Menschen aus. Das Tier trottet stumpf dahin und stiert zu Boden, der Mensch hat seinen Blick zum Himmel, zu den Sternen erhoben. Mit zunehmender Kultur gewinnt der Glaube der Menschheit an einen Gott, an ein Leben nach dem Tode reinere und festere Gestalt. Dem Menschengeschlecht auf seinem Pilgrimsweg dringt stärker und stärker die Musik des Himmels ans Ohr.

Auf niederer Kulturstufe, wo der Kampf ums tägliche Brot des Menschen Kraft verzehrt, finden wir das erste schüchterne Aufkeimen religiöser Lebensäußerungen. Der Mensch kniet vor Sonne, Mond und Sternen, macht sich Götterbilder von Stein und Holz und hegt die kindlichen Vorstellungen vom Wesen der Gottheit, die seiner primitiven Kultur entsprechen. Als geistige Lebensmacht spielt die Religion nur eine geringe oder doch unbewußte Rolle. Im täglichen Leben ist Gott fern, nur an religiösen Festen oder wenn Gefahr droht, ruft man ihn an. Die Hoffnung auf Unsterblichkeit ist gering oder schläft noch ganz.

Erst höheren Kulturformen wird die Gottesidee zum Ideal, zum Leitstern, der über dem Leben strahlt. Die Religion wird lebensmächtig, sie durchdringt den ein-

zelnen wie die Gesellschaft als eine gewaltige Kraft, die sich in der Geschichte offenbart. Kein menschlicher Trieb oder Gedanke, nicht Wissenschaft, nicht Kunst haben je solche Glut im Menschenherzen entzündet wie die Religion, die es vermocht hat, daß der Mensch sein eigenes Ich, seinen eigenen Vorteil beiseitesetzt, um sich für fremdes Wohl zu opfern. Man denke an den langen Zug der Märtyrer, die um eine religiöse Idee die Erde mit ihrem Blut genetzt haben. Man denke an jene großen Massenbewegungen in der Geschichte, die Kreuzzüge, die Reformationskriege usw. Bei jeder neuen Etappe auf dem Weg der Menschheit zu dem Licht, das von oben leuchtet, wird das religiöse Ideal irgendwie — und sei es auch noch so mangelhaft — verwirklicht, als Realität in Leben verwandelt, bis dann einmal plötzlich aus eines überragenden Führers Mund eine neue Losung durch die Reihen geht und ruckartig die Entwicklung höher führt.

* *
*

Daher ist es ein Irrtum, wenn heutzutage manche Menschen meinen, daß Religion nur bei niedrigeren Kulturen ihre Heimstatt habe und sich mit Fortschritt und Aufklärung nicht vereinbaren ließe. Es läßt sich leicht zeigen, woher diese Annahme rührt, und es ist verständlich, daß sie gerade in unserer Zeit aufgetaucht ist.

Massenreligion, auch Staats- oder Volksreligion, hält niemals gleichen Schritt mit der zunehmenden Kultur. Der einzelne gottbegnadete Mensch, der große religiöse Seher

ist seiner Zeit oft um Jahrhunderte voraus, während die Volksreligion in der Regel in manchen Dingen um Jahrtausende zurück ist; denn sie hält ihrem innersten Wesen nach starr am Überlieferten fest. Auf anderen Gebieten pflegt das Neue das Alte abzulösen, in der Volksreligion dagegen bleibt das Alte fast stets neben dem Neuen bestehen. In beinahe allen Religionen finden sich Elemente aus längst entschwundenen Kulturepochen, die moderner Weltanschauung und Aufklärung widerstreiten. Je mehr die Aufklärung wächst, desto fühlbarer wird dieser Konflikt. Es kommt zur Disharmonie, zum Streit zwischen Glauben und Wissen, zwischen Kultur und Religion.

Solcher Perioden gibt es genug in der Geschichte der Religion. Sie enden in der Regel mit einer religiösen Revolution oder Reformation, die die alten Überreste wegfegt und eine neue Religionsform schafft, die sich in besserer Übereinstimmung mit dem Zeitgeist befindet.

Eine solche Zeit war, als das Christentum emporkam, und wir stehen nun mitten in einer ähnlichen.

In Jesu Tagen waren die bestehenden Religionen mehr oder minder veraltet und bildeten in Griechenland und Rom den Gegenstand der Verachtung der gebildeten Stände. Man spottete hier offen über die vielen einfältigen Mythen in der Religion, ebenso wie moderne Geister längst die Mythen unserer Religon oder ihre Dogmen (Jungfrauengeburt, Abendmahlslehre, Dreieinigkeit usw.) lächerlich gemacht haben. Daher brach das Alte rasch zusammen, das Christentum siegte überall.

* * *

Augenblicklich stehen wir, wie gesagt, in einer ähnlichen Periode. — Eine Disharmonie, die deutlich unserer Zeit ihren Stempel aufdrückt, ist eben diese ständig zunehmende Spannung zwischen Glauben und Wissen, zwischen der überlieferten kirchlichen Lehre und moderner Weltanschauung und Wissenschaft, namentlich moderner Naturwissenschaft und Bibelkritik. In den Religionsstunden lernen die Schulkinder biblische Geschichten und kirchliche Lehren, die in scharfem Widerspruch zu dem stehen, was sie sich in der nächsten Stunde als sichere wissenschaftliche Resultate einprägen sollen. Der gleiche Zwiespalt bleibt auch dem Erwachsenen nicht erspart, wenn er sich später auf eigene Faust im Dasein zu orientieren sucht. Wieder steht da allzuoft Kirche gegen Wissenschaft, Panier gegen Panier.

Kein Volk, kein Geschlecht irgendwann hat leben können ohne Religion. Drum gibt es heute noch viele, die der Kultur ihrer Zeit zum Trotz nicht lassen können von ihrem Kinderglauben, mag sein Inhalt noch so sehr der modernen Wissenschaft widersprechen, mag er auch Züge aufweisen, die andere Leute nur belächeln. Man hält sich eben an den alten festen Stab, der nun einmal jahrhundertelang die vor uns dahingegangenen Geschlechter durchs Leben geleitet hat. — Andere haben mit ihrem Kinderglauben alle Religion überhaupt über Bord geworfen, leben ein Leben ohne eigentliches Ziel, fahren dahin wie ein Schiffer ohne Kompaß, kommen deshalb aus dem Kurs und leiden Schiffbruch.

Die meisten Menschen fühlen sich mehr und mehr

fremd in Gottes Haus. Es treibt sie vielleicht aus religiösem Drang zur Kirche, aber sie können die Anforderungen nicht erfüllen, die hier an sie gestellt werden. Sie können nicht glauben an einen dreieinigen Gott, der in drei Personen doch einer bleibt, an einen Gott, der auf Erden wandelt, aller Naturgesetze spottet und schließlich zum Himmel auffährt. Sie können nicht glauben an die Jungfrauengeburt oder an Brot und Wein, das sich zu Fleisch und Blut verwandelt. Die große Masse aber steht der Kirche gleichgültig oder feindlich gegenüber, der Kirche, die in alten Zeiten das geistige Leben vollständig umfing und beherrschte.

* *
*

Einstens lag Friede und Einklang über dem Dasein der Menschen. Das alte Weltbild und die alte kirchliche Religion gaben ihnen Sicherheit und Geborgensein. Himmel und Gott waren ihnen näher. Wie ein schützendes Dach war der Himmel über die Erde gespannt und berührte sie am Horizont. Gott stieg hernieder zur Erde, und die Menschen fuhren auf gen Himmel. Hielt man sich nur zur Kirche, so war kein Grund zur Todesfurcht. Man ging dann ja im Tode nur ein in das oberste Stockwerk des Weltenbaues. Der Nachthimmel gab dem Herzen diese Zuversicht, die Sterne grüßten herüber aus der jenseitigen Heimat.

Nun ist das feste Himmelsgewölbe über unserem Haupt zusammengestürzt, und wir starren mit Entsetzen hinauf in den leeren Raum, in dem ungezählte Himmelskörper in ihren ewigen Bahnen kreisen. Mit der Sicher-

heit ist es vorbei. Die Kirche kann uns nicht helfen. Wir fühlen uns hilflos und unglücklich. Nie hat es den Menschen mehr zur Religion gedrängt als gerade in unserer Zeit.

Die Naturwissenschaft hat in diesen Tagen Siege errungen wie nie zuvor. Sie hat uns einen neuen Himmel erschlossen mit »vielen Wohnungen« in Gestalt neuer himmlischer Welten, die z. T., wie man annahm, wirklich bewohnt seien, und hat so der alten Lehre der Religion von einer himmlischen Welt ein neues Gesicht gegeben; aber was sie uns nicht gegeben hat und niemals wird geben können, ist eine neue Religion. Uns Heutige muß es frieren in dem elektrisch erleuchteten Palast der Naturwissenschaft.

* *
*

Heute, wo das alte kirchliche Weltbild mit seinen drei Geschossen — Erde, Himmel und Hölle gleichsam als Erdgeschoß, Boden und Keller — geschwunden ist, gibt es schon äußerlich gar keinen Platz für die entsprechende kirchliche Gottesdreiheit. Ist die Erde nicht mehr das Zentrum der Welt und existiert keine Hölle oder Unterwelt, so ist kein Platz für einen Gottessohn, dessen Erlösungswerk — Erscheinen auf der Erde, Niederfahrt in die Unterwelt und Wiederkunft auf die Erde vom Himmel — unauflöslich mit diesem falschen Weltbild verknüpft ist. Gibt es eine Unendlichkeit bewohnter Welten, so können wir nicht mehr an einen Gott oder Gottessohn glauben, der sich nur um eine Erde kümmert, die bloß einen unendlich kleinen Bruchteil der

Welt ausmacht, und ebensowenig können wir an einen Gott glauben, der nur ein auserwähltes Volk hat.
Die Lehre der Kirche befindet sich in Widerspruch mit der modernen Wissenschaft und mit dem Kulturbewußtsein der Zeit. Sie liegt in hoffnungslosem Streit mit unsern sittlichen und religiösen Vorstellungen, mit den besten und edelsten Gefühlen in unserer Brust. Wir können nicht mehr glauben an einen persönlichen Teufel als den ebenbürtigen Widerpart des allmächtigen und allgütigen Gottes, an eine ewige Höllenpein, in der selbst kleine ungetaufte Kinder in Ewigkeit schmachten sollen, oder an eine Menschennatur, die in ihrem innersten Wesen durch die Erbsünde vergiftet ist und daher unrettbar der Verdammnis anheimfällt. Für uns ist das Böse, dessen Bedeutung nicht unterschätzt werden soll, nur die Folie des Guten, ein tieferer moralischer Zustand, ein unvollkommenes Glied der Entwicklung, ein vielleicht notwendiges Stadium in der ewigen Wanderung der Menschheit zum Licht.
Ein noch größerer Abstand trennt uns von jener kirchlichen Auslegung von Jesu Tod als einem notwendigen Sühneopfer menschlicher Schuld, — Bluttheologie können wir sie nennen. — Es gab eine Zeit, da der Priester ein blutbefleckter Schlächter war, da allenthalben Gottes Altäre von Blut troffen. Nach dem barbarischen Gedankengang, der der Blutrache zugrunde liegt, mußte des Menschen Sünde mit Blut gesühnt werden, mit schuldigem oder unschuldigem Blut. Der Priester sammelte die Sünde gleichsam auf des Opfers Haupt, und so brachte man dem Gott, der wie ein blutdürstiger Tyrann seine Freude daran hatte, Tiere und Menschen

— kleine Kinder wie Erwachsene — zum Opfer dar, um dadurch selbst frei von Strafe zu werden. So auch reinigt uns — sagt der Priester — Jesu Blut von aller Schuld, denn er hat die Strafe auf sich genommen. Aber was hilft das mir und meiner religiösen Entwicklung — fragt verwundert der moderne Mensch —, wenn ein anderer für meine Sünde gestraft wird?

Aus den dunkelsten Zeiten der Religionsgeschichte endlich, von den Kinderopfern der Phöniker und Hebräer, stammt die unmenschliche Sitte, daß ein Vater seinen erstgeborenen Sohn opfert. Ebendies mußte nach der Lehre der Kirche Gottvater tun, um die Menschen aus der Gewalt des Teufels und der Hölle zu erlösen.

In all solcher Barbarei der Urzeit ist die erhabene Liebes- und Friedensbotschaft des Christentums nach und nach beinahe erstickt. Die Priesterschaft der Bluttheologie segnet Kanonen und Gewehre, und das Leben der Menschen in den sogenannten »christlichen« Staaten hat sich dementsprechend gestaltet.

EINE NEUE REFORMATION

Des Christenvolkes Lebensführung ist ärger geworden denn der Heiden, weil das Christentum selber verfälscht worden ist. *Tolstoi*

MAN hört darum von allen Seiten den Ruf: »Das Christentum hat Bankrott gemacht, wir brauchen eine neue Religion!« — Ja, so meinte man vielfach auch in Luthers Tagen; aber als die Besten jener Zeit, weil sie in der Kirche heimatlos geworden waren, nach neuen religiösen Lebenswerten suchten, da zeigte sich, daß es nicht das Christentum war, das Bankrott gemacht hatte, sondern die Kirche.

Die Kirche hatte das Christentum verfälscht. Als man in den Büchern nachsah, stimmte die Abrechnung nicht. Die Lehren, die damals die Kirche für den zentralen Inhalt des Christentums ausgab, die Stellung des Papstes als oberste Autorität der Kirche, Marienkult, Heiligenverehrung, Fegfeuer, Meßopfer und Ablaß, dies Dogmenwesen, an das aufgeklärte und religiöse Menschen nicht glauben konnten, weil es gegen das Kulturbewußtsein der Zeit stritt, all das hatte es im Urchristentum nicht gegeben. Als im 16. Jahrhundert die Reformation kam, war es wie eine mächtige geistige Befreiung. Die alte Kirche wankte, aber eine neue erstand, es gab von nun an ein Christentum, das sich in reformierter, reinerer Form darbot.

Ähnlich wird es im 20. Jahrhundert gehen. Die Alter-

tumswissenschaft hat Jesu Lehre und das Urchristentum in neues Licht gerückt. Aus dieser Richtung kann die Befreiung kommen. Es wird offenbar, daß gerade die Dogmen, welche die Kirche als Ecksteine des Christenglaubens gelten lassen will: Dreieinigkeit, Jungfrauengeburt, die Lehre von Jesus als Gottes natürlichem Sohn, seine den Naturgrenzen widerstreitenden Wunder, der Tod des Gottessohnes als Sühnopfer menschlicher Schuld, die Bluttheologie und Abendmahlslehre, daß all diese Lehren, welche die Menschen von heute nicht mehr anzunehmen imstande sind, sich im Urchristentum gar nicht finden.

Viele werden da das Gefühl haben: so stürzt denn alles zusammen; — doch die Kirche wird weiterleben durch den echten, geschichtlichen Jesus und durch die Werte, die er in die Religion eingeführt hat, und die von jeher des Christentums innersten Kern ausmachten. Eine neue Kirche hat weiterbestanden auf dem Grund der Bibel, als die Papstdogmen gefallen waren, und wenn nun der Rest der »Dogmen« fällt, wird sie weiterleben in dem Jesus, wie er sich trotz aller Trübungen stets auf dem Grunde der Bibel finden läßt.

* * *

Der Jesus, den die Kirche als ein göttliches Wesen hinstellt, ist allmählich für den gemeinen Mann zu einer seltsam rätselhaften Gestalt geworden, die ein mystischer Schimmer mehr verdunkelt als erhellt. Einige glauben, daß er existiert hat. Andere sind von dem Gegenteil überzeugt.

Wenn es sich um den geschichtlichen Jesus handelt, kann jedoch nimmermehr die Rede sein von Glauben oder Unglauben. Hier steht eine historische Tatsache, an der man nicht rütteln kann. Der Jesus, der in Galiläa lebte und wirkte, und den ein Pilatus kreuzigen ließ, ist so gut erwiesen wie irgendeine andere Gestalt aus dem Altertum. Er gehört ebenso der Wirklichkeit an wie etwa Alexander der Große und Kyros, wie Buddha, Sokrates und Muhammed.

Jesu Lehre enthält nichts Vernunftwidriges, nichts, was einen modernen Menschen abstoßen müßte. Das Judentum und das davon ausgehende Urchristentum hebt sich mit deutlicher Schärfe von den gleichzeitigen Religionen des Altertums ab; denn Mythologie oder »Dogmen«, der Glaube an mehrere göttliche Wesen, die mit magisch wirkenden Kulthandlungen oder »Sakramenten« verehrt wurden, all das war hier peinlich ausgeschieden. Dagegen enthält Jesu Botschaft, außer den neuen religiösen Werten, die er dem einzelnen unmittelbar schenkt, eine Reihe ewig verbindlicher Ideale für die menschliche Gesellschaftsordnung, die den heutigen Menschen ganz besonders in ihren Bann ziehen, weil sie erst heute allmählich realisiert zu werden beginnen. So wurden moderne Gedanken, wie sie beispielsweise dem sozialen Zeitgeist von heute zugrunde liegen, der nach Verbesserung der Lage der Armen, nach Ausgleichung der Klassenunterschiede in der Gesellschaft, nach Weltfrieden, nach Lösung der Frauenfrage, nach Hebung der Kinderfürsorge strebt, schon vor rund 2000 Jahren in Verbindung mit der großen internationalen Liebesbotschaft bewußt und klar ausgesprochen von

dem, der unserer Religion Namen und Inhalt gegeben hat.

Dieser lebenskräftige Kern im Christentum war es, der ihm seinerzeit den Sieg verlieh über alle anderen Religionen des Altertums, und der noch heute seine kulturelle Überlegenheit über andere Weltreligionen, Judentum, Muhammedanismus oder Buddhismus, erweist, wenn es auf dem Missionsfeld mit ihnen zusammentrifft. Die äußere Schale — Dogmen, Dreieinigkeitsbegriff, Sakramente — war vielleicht einmal eine notwendige Anpassung an die Zeitverhältnisse, als Menschen des Altertums am Mittelmeer lebten und in derlei Vorstellungen zu Hause waren, aber jetzt ist sie eine tote unnütze Hülle geworden, die dazu angetan ist, den heutigen Menschen von dieser Religion abzuschrecken. Für einen gläubigen Juden oder Muhammedaner ist die Sakramentenlehre oder die Dreieinigkeit eine unverständliche Formel und Mehrgötterei ein überwundenes Stadium. Er beißt sich lieber seine Zunge ab, als daß er die Existenz anderer göttlicher Wesen an der Seite des allmächtigen Gottes einräumt.

Für eine religionsgeschichtliche Betrachtungsweise ist das Christentum die Religion der Zukunft, es ist seinem innersten Wesen und seiner ursprünglichen Form nach allen anderen Religionen unbedingt überlegen; aber diese Zukunftsreligion kann nur ein organisch weiterreformiertes Christentum sein. Es muß zurückgeführt werden auf seinen ältesten geschichtlichen Bestand. Die Arbeit der Reformatoren muß fortgesetzt werden bis dahin, wo wir wieder beim historischen Jesus angelangt sind.

Auf eine solche neue Reformation zielt auch im Grunde die Entwicklung in allen protestantischen Ländern.

* * *

Die Wissenschaft der Religionsgeschichte, genauer gesprochen der Zweig dieser Wissenschaft, der den Ursprung der biblischen Schriften und Religionen untersucht, hat in dieser Sache das entscheidende Wort. Das Christentum ruht ja doch auf historischer Grundlage. Es ist in einer bestimmten Zeitepoche entstanden, von einer historischen Persönlichkeit gestiftet und auf eine Reihe geschichtlicher Dokumente oder Schriften gestützt, in erster Linie auf die biblischen Schriften, die von der Zeit und der Persönlichkeit, um die es sich handelt, berichten. Nur sie können entscheiden, was wahr ist am Christentum. Nur diese Urkunden geben die Aufklärung über die Urform des Christentums und über Jesu eigentliche Lehre.

Zwar wenn es sich um religiöse Fragen in allgemeinem Sinn handelt, darf sich die Wissenschaft nicht einmischen. Religion ist das Verhältnis zu einer übersinnlichen Macht, die man mit einer Art von sechstem Sinn auffaßt, während die Wissenschaft nur das angeht, was sich mit unseren fünf Sinnen begreifen läßt. Religion beginnt erst da, wo unsere allgemeine Erkenntnis abbricht. In diesem Sinn sind Glauben und Wissen zwei Parallelen, die sich niemals schneiden. Aber wenn es sich darum handelt, festzustellen, wie die älteste geschichtliche Erscheinungsform einer bestimmten Religion aussah, oder welches die Religion einer bestimm-

ten historischen Persönlichkeit war, da kann die Entscheidung nur bei der Geschichtswissenschaft liegen. Der Protestantismus, der gegen die päpstliche Allgewalt der römischen Kirche die Bibel als einzige Norm in Glaubenssachen ins Feld führt, ruht selbst auf diesem historischen Prinzip. Das unter der Decke glimmende Mißvergnügen innerhalb der Kirche, das gegen Ende des Mittelalters mehr und mehr zunahm, hatte seinen Grund eben in der zunehmenden Kluft zwischen der kirchlichen Lehre und der Bibel. Die Kirche war in allzu offenbaren Gegensatz zu ihrer historischen Grundlage geraten. Ein Sichvertiefen ins Neue Testament, ein wissenschaftliches historisches Studium war es großenteils, was Luther und die anderen Reformatoren in den Kampf um die Ausrottung des »Heidentums« trieb. Mit der Bibel in der Hand, mit Hilfe historischen Zeugnisses führte man die kirchlichen Reformen durch. Man reinigte die Kirche, um ihr ihre älteste geschichtliche Erscheinungsform wiederzugeben, soweit diese damals wissenschaftlicher Erforschung zugänglich war.

Alle späteren Neubildungen innerhalb der protestantischen Kirche haben ständig eine Stütze in der Bibel oder in den altkirchlichen Schriften gesucht, und wenn früher oder später eine neue Reform kommen wird, so beruht sie ganz einfach darauf, daß die neuere Bibelwissenschaft die Bibel in neues Licht gerückt und uns eine neue Auffassung von Judentum und Urchristentum vermittelt hat. Man kann mit den heute zu Gebote stehenden Mitteln das Christentum noch einen Schritt weiter seiner Urform annähern, noch mehr Elemente

als später hinzugefügtes Heidentum ausscheiden, als das zu Luthers Zeit möglich war.

* * *

Daß eine Religion sich zu stetig neuer Lebenskraft zu verjüngen sucht, indem sie zu ihren ersten Quellen hinaufsteigt, ist ein in der Religionsgeschichte wohlbekannter Prozeß. Für jede von einer geschichtlichen Persönlichkeit gestiftete Religion ist dies notwendig, und daher haben die großen Weltreligionen stets dies Prinzip befolgt. Sowohl der Buddhismus wie der Muhammedanismus, ja sogar eine so konservative Religion wie das Judentum hat oftmals Reformen durchgeführt, die eine bessere Übereinstimmung mit der Ausgangsform schaffen sollten.

Bei den höheren Religionen verläuft die Entwicklung eben nicht in gerade aufsteigender Linie, sondern in steilen Kurven, in plötzlichen Stößen, die man mit dem Ausbruch eines Vulkans vergleichen kann. Darauf folgen dann in der Regel als Reaktion nivellierende Strömungen, die das Alte mit dem Neuen zu vereinigen suchen. Das religiöse Genie ist seiner Zeit oft um Jahrtausende voraus, dagegen ist die Religion der großen Masse wohl der beständigste Faktor, der sich in der Kulturgeschichte überhaupt denken läßt. Hier werden bis in späteste Zeit uralte Elemente aus längst entschwundenen Kulturepochen abgelagert und bewahrt, darunter sogar ganz primitive Vorstellungen und Sitten aus der Kindheit des Menschengeschlechts. Deshalb ist es nicht möglich, daß eine neue Lehre, die einen wirk-

lichen Bruch mit der bestehenden Religion bedeutet, nach dem Tode ihres Stifters auf die Dauer ihre Reinheit bewahrt. Sie paßt sich gesellschaftlichen, praktischen oder politischen Ansprüchen an, und vor allen Dingen drängen sich aus der überwundenen Religion »heidnische« Elemente ein, die später wieder ausgeschieden werden müssen.

Eine so hochstehende Religion wie das Christentum, das — von einem religiösen Genie sondergleichen verkündet — seiner Zeit so ungeheuer weit voraus war, mußte nach des Meisters Tod diesem Schicksal ganz besonders ausgesetzt sein. Kaum hatte es die Grenzen des Judenlandes überschritten, als es — noch im ersten nachchristlichen Jahrhundert — von heidnischen Vorstellungen beeinflußt wurde, indem es sich seinen Weg mitten zwischen den anderen Religionen des ausgehenden Altertums bahnte. Bevor das Christentum auf seiner Wanderung nach dem Westen Asien verließ, war es schon, wie wir aus den paulinischen und johanneischen Schriften sehen, in hohem Grade vom nichtjüdischen orientalischen Heidentum angesteckt, das für das spätere Judentum bereits ein überwundener Standpunkt war und sich schon deshalb in Jesu Lehre überhaupt nicht findet. Weitere heidnische Bestandteile (Madonnenkult, in zunehmendem Maße Mirakel- und Sakramentenlehre und die Ausbildung einer hierarchisch-päpstlichen Gewalt) lagerten sich fernerhin um das Christentum in Europa, als dieses Staatsreligion wurde, das heißt sich dem Staate anpassen mußte, der auf ganz anderen Grundlagen ruht.

Diese von Luther, Zwingli und Calvin nur teilweise ge-

reinigte Stoffmasse ist es, von der eine neue Reformation das Christentum befreien muß, nachdem die neuere geschichtliche Forschung ihren fremden, heidnischen Charakter erkannt hat. Die Reformation fand nämlich nach dem Tod der Reformatoren ein jähes Ende in dem sogenannten Zeitalter der Orthodoxie. Es war, als hätte es die Zeit wieder ihres Fortschritts verdrossen, man klammerte sich mit desto zäherer Gewalt an die noch übrigen Dogmen, indem man die Annahme der »reinen Lehre« zur Grundbedingung der Seligkeit machte, und so ist es in der offiziellen kirchlichen Lehre bis zum heutigen Tage geblieben.

* * *

Doch hat es nicht an klar schauenden Geistern gefehlt, die eine neue Reformation verlangt haben. — Hier wie auf so vielen anderen Gebieten steht Goethe an der Schwelle des Tors, das in eine neue Zeit hinüberführt. Mit weitem Blick hat er in großzügiger Zusammenschau all das erkannt, was eine Schar von Forschern später im einzelnen erarbeitet hat.
Wie die moderne Naturwissenschaft Wege begeht, die Goethe gewiesen hat, so auch die neuere religionsgeschichtliche Forschung und Bibelwissenschaft. Als Theologe blieb Luther in manchen Punkten in den grauen Spinngeweben der Dogmen hängen; aber für Goethe bedeutete die dogmatische Mythologie der Kirche mit Jesu Opfertod als Mittelpunkt einen Widerspruch zu Jesu eigener Religion, es erschien ihm als ein totes Fossil aus den Schichten tieferstehender Religion, das

der Vorgeschichte angehört und das religiöse Leben der Gegenwart hemmt.
Goethe war eine religiöse Natur mit einem festen Glauben an Gott und an ein Leben nach dem Tode, er sah in der Bibel »das Buch der Bücher« und in Jesu Lehre, wie sie die Evangelien bieten, die höchste religiöse Offenbarung, aber er verlangte eine historische, menschliche Betrachtung des Christentums und der Christusgestalt.

* *
*

Die Reformbewegung, die vor 100 Jahren von dem Dänen Grundtvig (gest. 1872) ausging, konnte nicht — wie es sich der große Freiheitsmann eigentlich gedacht hatte — den Dogmenspuk vertreiben. Mit dem hellen Blick des Genies sah er, der Dichter und Seher, daß neben dem großen Dogmengebäude, das Kirche und Christenheit in verschiedene Lager teilt, daß auch neben der hochentwickelten theologischen Literatur in unserem Neuen Testament eine schlichtere, einfachere Grundlage als Kern des Christentums bestanden haben muß: ein Urchristentum, um das sich alle Christen wieder sammeln könnten.
Mit Recht suchte er diese ursprüngliche, historische Grundlage in Jesu »eigener mündlicher Rede und Satzung«, also im historischen Jesus und seiner Lehre, aber man hatte zu seiner Zeit noch nicht die Hilfsmittel, um zu entscheiden, worin dieses Urchristentum eigentlich bestand. Grundtvig glaubte es in dem sogenannten »Apostolischen« Glaubensbekenntnis gefun-

den zu haben; aber die Untersuchungen des vergangenen Jahrhunderts haben gezeigt, daß dies Symbolum nicht von den Aposteln und nicht von der ältesten palästinensischen Gemeinde herstammt, sondern von der römischen Kirche und aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. Es ist nicht älter, sondern jünger als die neutestamentlichen Schriften und enthält einen späten Extrakt ihrer heidenchristlichen Dogmatik.

Es ging mit den Anhängern Grundtvigs so wie mit den Lutheranern. Anstatt in Luthers und Grundtvigs Geist fortzufahren in dem Kampf gegen die Dogmen, die nicht Bestandteile des Urchristentums sind, und anstatt den verlorenen Weg zum historischen Jesus wieder zu suchen, erstarrten sie selbst in Dogmen.

* * *

Die große Masse des Volkes hat, wie gesagt, längst den Dogmen der Kirche den Rücken gekehrt, die führenden Geister des modernen Geisteslebens, unter ihnen auch Leo Tolstoi (gest. 1910) — des Dänen Grundtvigs großer russischer Bruder — haben von Mal zu Mal eine kirchliche Reformation verlangt auf dem Boden des geschichtlichen Jesus und seiner Lehre, viele Glaubensgesellschaften, besonders die sogenannten Unitarier, die in Amerika und England so zahlreich sind, und die »Theosophische Gesellschaft«, die sich seit 1875 in einem Siegeszug über den ganzen Erdball ausgebreitet hat, haben eine ähnliche Reformation schon durchgeführt; aber die protestantische Kirche als Ganzes ist für eine Reformation erst jetzt, im 20. Jahrhundert, wieder reif

geworden, wo offizielle Repräsentanten der Kirche an den Universitäten, die den werdenden Geistlichen ihre Ausbildung geben, durch Arbeitsgemeinschaft der theologischen und historischen Wissenschaft über das Urchristentum das klare, früher nur dunkel geahnte Licht der Wissenschaft verbreiten, wo es nottut objektive Erkenntnis an die Stelle subjektiven Glaubens treten lassen, und mit unumstößlichem Beweismaterial dartun, daß die Lehre der Kirche sich in wesentlichen Punkten von Jesu Lehre entfernt hat.

BIBELRELIGION UND BIBELKRITIK

Ein Gott, eine Bibel, ein Evangelium

DER Protestantismus kann die Resultate der modernen Bibelwissenschaft heute nicht mehr verleugnen, ohne in Widerspruch mit sich selbst zu geraten. Er würde sonst, wie man zu sagen pflegt, den Zweig absägen, auf dem er sitzt, denn die protestantische Religion ist im Gegensatz zum Katholizismus die Bibelreligion.

Mit dem Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes hat sie auch das Dogma von dem unbedingten Traditionswert und der Unfehlbarkeit der Kirche abgeschüttelt. Die Kirche muß allezeit ihre Lehre aus der Bibel begründen können und sich in ständiger Übereinstimmung mit dem zunehmenden Verständnis derselben befinden. In religiösen Fragen erkennt der Protestant überhaupt keine andere äußere Autorität über sich an als die Schriften, die die älteste historische Überlieferung von Jesus und seiner Lehre enthalten. Die Bibel ist für ihn die einzige Richtschnur und Norm, nach der alle Dogmen und jegliche Lehre zu beurteilen ist. Nicht Reden und Handeln der Väter soll, so sagt Luther, bestimmen, was wir glauben sollen, sondern einzig und allein Gottes Wort, sonst aber nichts, und sei's auch ein Engel vom Himmel.

* * *

Deshalb haben die neutestamentlichen Schriften, das heißt die älteste geschichtliche Tradition über das Christentum, stets Grundlage und oberste Norm für die protestantische Auffassung dieser Religion abgegeben. Die Lektüre und Erklärung jener Urkunden waren von je der Mittelpunkt des Religionsunterrichts in der Schule sowie des Gottesdienstes und des Lebens in der Gemeinde. Das Studium dieser Schriften ist noch immer in der Ausbildung der Pfarrer an oberster Stelle gestanden und hat die Hauptaufgabe der weiterschreitenden wissenschaftlichen Theologie gebildet. Protestantische Theologie ist Bibeltheologie, so wie katholische Theologie Kirchentheologie ist.

Dieses intensive Bibelstudium auf protestantischer Seite hat uns allmählich ein besseres Verständnis der Bibel vermittelt, als es die Reformatoren besaßen. Sie unterstrichen die große Bedeutung der Bibel, indem sie dem katholischen Dogma von der Unfehlbarkeit der Kirche dasjenige von der Unfehlbarkeit der Bibel entgegenstellten. Dies Dogma war indessen selbst nichts anderes als ein auf einen einzelnen Punkt beschränktes Dogma von der Unfehlbarkeit der Kirche, in dem Sinn nämlich, daß alle die Schriften, die die Kirche seinerzeit auswählte, um ihre Lehre zu begründen, Jesu Lehre in unverfälschter Form enthielten. Dies Dogma hat die neuere protestantische Theologie aufgegeben, sie unterstreicht die Bedeutung der Bibel in anderem Sinn.

Sie hält zwar nach wie vor daran fest, hier, und n u r hier, das echte Urchristentum finden zu können, das heißt: die wahren christlichen Lebenswerte in unver-

fälschter Form. Wir treffen in der Tat nur hier den Jesus, der allezeit die feste Grundlage des Christentums gewesen ist; aber — nicht alle neutestamentlichen Schriften wissen gleich zuverlässig um diesen Jesus. Einige haben sich stark vom historischen Jesus und seiner Lehre entfernt — ein Gesichtspunkt, den schon Luther beachtete —, sie geben wieder, was andere Personen und Zeiten über ihn dachten, in manchen aber begegnen wir Jesus selber. In einigen lesen wir Worte von Jesus, in anderen Worte über Jesus.

* *
*

Die neuere protestantische Theologie hat nicht nur das Verständnis des Inhalts der einzelnen Schriften tiefer gegründet, sondern auch ihre besonderen Eigentümlichkeiten und ihr Verhältnis zueinander erklärt. Sie hat Zeit und Ort ihrer Abfassung zu bestimmen gesucht und sich Mühe gegeben, zu scheiden zwischen dem ursprünglichen Text und späteren Einschiebseln, zwischen primären und sekundären Quellen, zwischen den verschiedenen Schichten der Überlieferung. Unter Anwendung des kritischen Rüstzeugs, das die moderne Geschichtswissenschaft der gesamten übrigen antiken Literatur gegenüber handhabt, hat sie den geheimnisvollen Schleier ein wenig gelüftet, der bisher über dem Ursprung der Bibel lag, und so bahnt sie das richtige Verständnis des Buchs an, das stets des Protestanten wertvollster Besitz gewesen ist.

Ganz besonders ist es da das Neue Testament, was uns interessiert. Für die kirchliche Lehre und die meisten

Laienchristen bildet es eine kompakte Einheit, ein göttliches, gleichsam vom Himmel gefallenes Buch, das ohne Unstimmigkeiten in allen seinen Teilen von der Religion zeugt, die Jesus uns gebracht hat. Protestantische Theologen und gebildete Laien wissen indessen, daß wir es hier mit einer bunten Mannigfaltigkeit von verschiedenen, teilweise einander widersprechenden Schriften zu tun haben, die entstanden sind und gesammelt wurden in einem Zeitraum von etwa 100 Jahren von ca. 50 bis 150 n. Chr. Geburt. Von dieser reichhaltigen Literatur hat die Bibelkritik bei ihrem Suchen nach dem geschichtlichen Jesus die sogenannte Johannesoffenbarung, die Episteln und die Apostelgeschichte mehr in den Hintergrund gerückt und dafür mit aller Kraft sich der Erforschung der sogenannten »Evangelien« oder »Jesusüberlieferungen« gewidmet, um sich dadurch dem einen ursprünglichen Evangelium zu nähern.

DIE EVANGELIEN UND DAS EVANGELIUM

Wenn die Kirche ihre Lehre nicht auf spätere Autoritäten stützen will, auf Generalversammlungen von Priestern und Bischöfen (die sogenannten Konzilien) oder auf das Wort des Papstes, sondern wie andere Kulturreligionen auf eine geschichtliche Grundlage, so muß sie ein Evangelium, eine Jesusüberlieferung besitzen. Eine biblische Religion darf nur *eine* Bibel haben, nicht mehrere einander widerstreitende, und in dieser Bibel ein Evangelium, nicht mehrere, die sich gegenseitig widersprechen.

Dieses richtige Gefühl haben Männer der Kirche von jeher besessen. Die ältesten Bibeln waren den späteren nicht gleich. Die älteste christliche Gemeinde auf jüdischem Boden hatte im 1. Jahrhundert nur eine kleine Bibel. Sie bestand aus einer Schrift: einem einzigen Evangelium mit den sogenannten »Jesusworten«. Diese waren nämlich früh zu Papier gebracht worden und geben uns des Meisters Aussprüche wieder, ebenso wie die prophetischen Schriften uns Prophetenworte überliefern und wie der Koran, die Bibel der Muhammedaner, die Lehre Muhammeds enthält. In den heidenchristlichen Ländern kam bald eine erbauliche Literatur dazu, die ihren Platz nach den Jesusworten erhielt; aber die älteste heidenchristliche Bibel in Syrien, die sogenannte Markionsbibel aus dem 2. Jahrhundert, die im Orient mehrere Jahrhunderte in Gebrauch blieb, hatte immer noch nicht mehr als ein Evangelium (das Lukasevangelium), das durch zehn Paulinische Briefe ergänzt wurde, die erbauliche, heidenchristliche Betrachtungen über dies Evangelium enthielten.

* *
*

Die rasche Ausbreitung des Christentums bewirkte ein entsprechendes Anschwellen der altchristlichen Literatur, und als die Kirche im 2. Jahrhundert aus diesem reichen und üppig wuchernden Feld einzelne besonders wertvolle Stücke auswählen wollte, um einen festen Kanon oder eine Bibel für alle Gemeinden oder für die Gesamtheit der Kirche zusammenzustellen, war das

keine leichte Aufgabe. Man hatte sich damals bereits weit entfernt von dem einfachen Ausgangsstadium der ganzen Entwicklung. Jesu Worte gingen beinahe unter in der großen Flut der Literatur. Es gab auch schon mehrere Evangelien, da von einer Anzahl von Gemeinden eine jede ihr eigenes Evangelium besaß (1).
In den Kanon von 27 Schriften, den damals die Kirche aufstellte, und der später unser Neues Testament bildete, wurden anstatt des einen nicht weniger als vier Evangelien aufgenommen. Diese waren nämlich damals so tief im Gemeindeleben verwurzelt und genossen alle einen so guten Ruf, daß man keines von ihnen meinte ausscheiden zu dürfen. Man nahm sie also alle vier auf und suchte ihre Einheit zu behaupten, indem man sie alle als unfehlbare Jesusüberlieferungen ausgab, die einander ergänzten, und die — obschon augenscheinlich verschieden — doch zusammengelegt das eine richtige Evangelium ergeben müßten. Die syrische Kirche im Osten arbeitete sie schon im 2. Jahrhundert zu einem fortlaufenden Bericht ineinander, Evangelienharmonie genannt, und gewann so aus den vieren eines. Die abendländische Kirche ließ sie in der Bibel nebeneinander stehen, aber kam in Wahrheit zu dem gleichen Resultat durch einen umfassenden Vereinheitlichungsprozeß. Zuerst korrigierte man die Handschriften der Evangelien durch Auslassungen und Einschübe, um sie so aufeinander abzustimmen. Als man auf diese Weise einen brauchbaren Text zustande gebracht hatte, stellte man die ganze kirchliche Auslegungskunst in den

(1) Einige von diesen nichtbiblischen Evangelien sind fragmentarisch noch erhalten.

Dienst ihrer Harmonisierung, um ein Evangelium daraus zu gewinnen.
Heute versucht man es auf andere Art, zu dem einen ursprünglichen Evangelium zurückzugelangen, nach dem die Kirche jederzeit gestrebt hat. Indem die Bibelwissenschaft sowohl auf Übereinstimmungen wie auf Differenzen im überlieferten Material den Finger legt, sucht sie die Evangelien nach Rang und Überlieferungswert einzuordnen und Ort und Zeit der Abfassung sowie die älteren und jüngeren Bestandteile des Textes festzustellen. So ist sie auf dem Weg über die Evangelien zum Evangelium vorgedrungen; sie hat sich damit dem Bild des geschichtlichen Jesus genähert, das dem späteren kirchlichen Jesus zugrunde liegt. Sie hat auf dem Grunde des unwirklichen Evangeliums und des unwirklichen Jesusbilds, das die Kirche geschaffen hat, doch wahrhafte geschichtliche Wirklichkeit gefunden. Sie hat die ursprüngliche Jesusüberlieferung gefunden, die die älteste Christengemeinde besaß, die erste schlicht-einfache Bibel und darin den wirklichen, historischen Jesus.

HAT JESUS EXISTIERT?

Den Anstoß zu dieser modernen Evangelienforschung gab eine gewaltsame negative Kritik an dem wundersamen kirchlichen Jesusbild, das aus der unkritischen Zusammenlegung unserer vier kirchlichen Evangelien entstanden war. Im Lauf der Geschichte der Kirche hat es nämlich nicht an Stimmen gefehlt, die sich gegen dies Bild erhoben und von Zeit zu Zeit die Frage ge-

stellt haben: Hat dieser Jesus überhaupt irgendeinmal existiert?
Früher lautete da die Antwort von seiten der Kirche: Du sollst es glauben. Die römische Kirche weist auf die Kirchenlehre als Autorität hin, der Protestantismus auf die Bibel. Die moderne protestantische Theologie hat diese Frage zu einem historischen Fachproblem gemacht, sie aus dem Zusammenhang mit Glauben und Irrglauben gelöst; es handelt sich seitdem nicht mehr um eine persönliche Frage, die abhängig ist von subjektivem Dafürhalten, sondern um eine objektive Wahrheit, die niemand mehr ernstlich bestreiten kann.
Vielen Christen wird es schmerzlich an die Seele greifen, wenn sie hören, daß die Frage der Existenz Jesu von der Bibelwissenschaft überhaupt erörtert worden ist. Es wird ihnen zumute sein, als ob das Fundament, darauf ihr Leben ruht, zu wanken drohe, ja sie werden eine solche Frage beinahe als Gotteslästerung ansehen. Die sogenannte Bibelkritik ist von vornherein bei den meisten religiösen Menschen schlecht angeschrieben. Man verbindet für gewöhnlich mit diesem Wort die Vorstellung von christentumfeindlichen, niederreißenden und negativen Tendenzen, und wenn nun besagte Bibelkritik sich vermißt, in das Allerheiligste einzudringen und gar die Frage von Jesu Existenz zu erörtern, so wird man wohl nur noch weiter in dieser Auffassung bestärkt.
Die Bibelkritik ist indessen nicht gottferner als andere Menschen. Hier wie sonst überall gilt das Wort:

Ohne Lieben kein Verstehen.

Will man glauben, daß ein unmusikalischer oder mu-

sikfeindlicher Mensch seines Lebens Kraft daransetzen wird, Beethovens oder Wagners Schöpfungen zu studieren, und wenn ja, was würde dabei wohl herauskommen? Ein Blinder weiß nicht von Farben zu reden, ein unmusikalischer Mensch hat kein Verständnis für Musik, und ein irreligiöser Mensch steht der Religion fremd und verständnislos gegenüber.

In Wirklichkeit muß jeder christlich eingestellte und bibelinteressierte Mensch der modernen Bibelkritik Dank wissen. Denn diese Wissenschaft hat nicht nur jene Frage gestellt, sondern sie auch beantwortet; ein Laie wäre dazu nicht imstande gewesen. Es ist eine historische Frage, die sich nur durch historische Studien beantworten läßt.

* * *

Erwägungen allgemein religiöser Natur, Hinweise auf religiöse Erfahrungen oder persönliche innere Erlebnisse haben damit nichts zu tun. Auch in diesem Punkt gilt, daß das Christentum ein Stück Geschichte ist, das auf historischer Grundlage ruht und sich auf eine Reihe historischer Tatsachen und auf eine historische Persönlichkeit stützt. Das Christentum hat gewiß eine Seite, und zwar für viele sicher eine wertvollere, die nur durch innere — wenn man will unwissenschaftliche — Erlebnisse der Seele erfaßt werden kann, aber es sind da andererseits auch eine Reihe von nackten Tatsachen, die nur durch wissenschaftliche historische Studien greifbar gemacht werden können. Die innere Wahrheit des Christentums kann jeder noch so unge-

bildete Mensch erfahren, aber die Kenntnis dessen, was das wahre Christentum als historische Erscheinung ist, läßt sich nur durch wissenschaftliche Beschäftigung gewinnen.

* * *

Wenn man von dem großen religiösen Wert der neutestamentlichen Schriften noch so sehr überzeugt ist, wird man damit niemals beweisen können, daß der Stifter des Christentums Jesus hieß, seine Eltern Joseph und Maria, daß er in Palästina zu Beginn unserer Zeitrechnung lebte und starb, daß dies oder jenes Wort von ihm oder von anderen stammt usw. Es handelt sich da um eine Summe von geschichtlichen Einzelheiten, die sich nur durch historische Studien erfahren lassen. Aber gerade diese historischen Begebenheiten sind für den Christenglauben von zentraler Bedeutung, sowohl nach moderner wie nach früherer theologischer Anschauung, denn auch nach der Kirchenlehre ließ ein göttliches Wesen sich in einem bestimmten Zeitpunkt als Mensch hier auf die Erde nieder und trat damit ein in die Geschichte. — Die Geschichte muß also von ihm zeugen können.

* * *

Das war damals wie ein Bombenschlag mitten ins Zentrum des Christentums, als der junge Theologe David Friedrich Strauss im Jahr 1835 in einem Alter von 27 Jahren sein berühmtes Werk erscheinen ließ »Das Leben Jesu kritisch bearbeitet«. Das Buch bedeutete

eine einzigartige Sensation, erlebte rasch mehrere Auflagen, wurde in verschiedene Sprachen übersetzt und gab Anlaß zu einer wahren Sintflut von Gegenschriften.

Es waren in erster Linie die Mythen und Mirakel des Neuen Testamentes, um die es sich handelte. In dem vorhergegangenen rationalistischen Zeitalter hatte man diese »vernunftmäßig« zu erklären gesucht. Man konstatierte in ihnen einen historischen Kern und war eifrig bestrebt, durch strohtrockene Auslegung das Mirakulöse zu entfernen. Strauß dagegen schlug einen anderen Weg ein, er bewies klar und scharfsinnig unter Hinweis auf die übrige antike Literatur, daß die Mythen als unwirklich zu betrachten sind, er strich in Bausch und Bogen alles in der Bibel weg, was mystische Einkleidung hatte, und strich so beinahe die ganze Evangelien-Historie aus.

Kein Wunder, daß die theologische Welt wie gelähmt war vor Schrecken. Durch diesen Angriff wurde nämlich das überlieferte Jesusbild — übrigens dasselbe, das noch heutzutage unbeirrt in Schule und Kirche dargeboten wird — in Stücke geschlagen, und keine theologische oder historische Wissenschaft hat es seitdem wieder ganz zusammenflicken können.

Der Schrecken hatte sich wieder gelegt und der Übeltäter seine Strafe bekommen (1), da nahm man den angerichteten Schaden in Augenschein. Protestantische

(1) Strauß verlor seine Anstellung an der Tübinger Universität, und als er später eine Professur in Zürich erhielt, zwang alsbald die Volksstimmung die Regierung, ihn wieder zu verabschieden.

Theologen strömten aus aller Welt zur Unglücksstätte, vertieften sich mit Ameisenfleiß in die neutestamentlichen Schriften, lernten kritische Methode und Quellenanalyse bei der modernen Geschichtsforschung, die — begründet von den deutschen Historikern Barthold Georg Niebuhr und Leopold von Ranke — soeben durch F. C. Baur erstmals in den Dienst der neutestamentlichen Forschung gestellt worden war, und man hat nun seitdem in beinahe hundertjähriger unablässiger Arbeit, die in einer riesenhaft angewachsenen, beinahe unübersehbaren wissenschaftlichen Literatur niedergelegt ist, aus den ältesten neutestamentlichen und altkirchlichen Schriften eine wirkliche geschichtliche Jesusüberlieferung herausgeschält, die bestehen kann vor den Anläufen der historischen Kritik. Strauß' Angriff hat also doch seinen Vorteil gehabt, denn heute kann die Wissenschaft mit Recht von einem historischen Jesus reden; das war vor seinem Auftreten noch nicht möglich.

DIE ERSTE BIBEL UND DAS ÄLTESTE EVANGELIUM

Da die Methoden und Ergebnisse der Evangelienforschung in zahlreichen populären Darstellungen nachgelesen werden können, bedarf es hier nur einer kurzen Skizzierung der Hauptresultate.

Das anonyme vierte Evangelium wurde frühzeitig von der Kirche als ein Werk des Apostels Johannes angesehen. Es stammt jedoch nicht aus dem Judenland und aus Jesu Zeit, sondern aus dem Syrien des be-

ginnenden 2. Jahrhunderts. Es ist eine heidenchristliche Schrift und enthält eine heidnisch gefärbte Jesusüberlieferung, die nur sehr wenig historische Züge enthält. Bei all der überwältigenden Mystik und stimmungsvollen Religiosität, die in ihm lebendig sind, hat es nur geringen Wert als Quelle über Jesu Leben. Es enthält in Wirklichkeit Reden über Jesus, nicht Reden Jesu, und läßt sich als dichterische Bearbeitung eines historischen Stoffes charakterisieren, als eine Art historischen Romans: der erste Jesusroman, dem noch viele weitere folgten.

Die Hauptmasse der drei ersten Evangelien enthält dagegen echte palästinensische Jesusüberlieferung von historischem Wert. Die zwei großen Evangelien von Matthäus und Lukas, zwar unabhängig voneinander an verschiedenen Orten entstanden, enthalten dennoch wesentliche Stoffgruppen, sowohl Berichte wie Jesusworte, in genau der gleichen äußeren, schriftlich fixierten Form, mit den gleichen stilistischen Wendungen und den gleichen kleinen Ungenauigkeiten in der Form. Also haben sie aus gemeinsamen schriftlichen Quellen geschöpft. Bei näherem Zusehen erweist es sich, daß diese aus dem jüdischen Land stammenden Quellen aus zwei Schriften bestehen: einer Sammlung lose verknüpfter Erzählungen über Jesu Leben, der ältesten »Biblischen Geschichte« der Gemeinde, und aus einer Sammlung von Jesusworten, dem ältesten »Katechismus« der Gemeinde. Während die Jesusworte, die sogenannte Redensammlung, nicht mehr als selbständige Schrift existieren, sondern nur in der zweifachen Form als ein Teil des Matthäus- und des Lukasevangeliums,

haben wir die Jesuserzählungen noch in einer anderen Form als selbständige Schrift, nämlich in dem kurzen Markusevangelium. Die alte Sammlung von Reden Jesu, die vielleicht vom Apostel Matthäus niedergeschrieben war, scheint die älteste Schrift dieser Gruppe gewesen zu sein und mag etwa 20 bis 30 Jahre nach Jesu Tod, also um das Jahr 60, abgefaßt worden sein, das Markusevangelium ungefähr ums Jahr 70, die Evangelien des Matthäus und Lukas zwischen 80 und 90.

* * *

Faßt man nach kirchlichem Sprachgebrauch »Evangelium« als »Überlieferung von Jesu Leben und Lehre«, so hat das älteste Evangelium folglich aus zwei Schriften bestanden, einer über Jesu Lehre, einer über sein Leben. Es ist aber bezeichnend, daß Jesu Lehre die erste Gemeinde am stärksten interessiert hat, und daß man sie zuerst zu Papier gebracht hat. Versteht man unter Evangelium in diesem Sinn die erste Bibel der ältesten Gemeinde, so war also das älteste Evangelium eine Sammlung von Jesusworten.

Dieser Sachverhalt befindet sich natürlich auch in Übereinstimmung mit der allgemeinen Praxis in der Geschichte der Religionen. Die Lehre, das Wort, das neue geistige Leben, die neue Religion ist das Wesentliche. Die Persönlichkeit, die dahinter steht, ist wohl unauflöslich damit verbunden, aber hat doch im Verhältnis zu ihrer Lehre nur sekundäres Interesse. Jesu Worte könnten ein Wegweiser sein für die suchende, eine Arznei für die leidende Menschheit, selbst wenn wir gar nichts von seinem Leben wüßten.

Die Bibel der Buddhisten enthält nur Buddhas Lehre, keine Buddha-Biographie. Gotama Buddha wandelte im hellen Licht der Geschichte etwa 500 Jahre vor Jesus auf Erden; Einzelzüge genug sind von ihm bekannt, aber seine ersten Anhänger interessierten sich mehr für seine Lehre. Nach Muhammeds Tod (632 n. Chr.) sammelte man dessen Reden, niedergeschrieben, wie man sie fand, auf Palmblätter, auf weiße Steintafeln, auf Knöchel und in »der Menschen Herz«, und schuf daraus den »Koran«, die Bibel der Muhammedaner. Der enthält in buntem Durcheinander Muhammeds hinterlassene Reden, aber nichts über sein Leben. In den prophetischen Schriften des Alten Testaments lesen wir Prophetenworte oder, besser gesagt, »Gottes Wort, wie es kam zu« Hosea, Joel, Amos, Jeremias und wie sie alle heißen, aber keine eigentliche Lebensbeschreibung dieser Männer, und so sind auch die sogenannten »Jesusworte«, d. h. das Wort Gottes, das zu Jesus kam, sicherlich die erste Jesusschrift auf jüdischem Boden gewesen, die erste Bibel der Urgemeinde.

* * *

Die kirchliche Anschauung von Jesus als dem Gottmenschen bewirkte indessen, daß sich frühzeitig das Interesse auf Jesu Person konzentrierte. Jesu Lehre wird zur Lehre von Jesus. Man sammelte und vertiefte hauptsächlich die Züge, die seine göttliche Natur beweisen sollen, und moderne Reformtheologen, die sich mit einem solchen Gottwesen auseinanderzusetzen haben, das vom Himmel herniedersteigt, suchen in den

überlieferten Einzelheiten über Jesu Leben den Menschen zu finden. Jesu Lehre, die erste Bibel der ältesten Christengemeinde, sollte uns das Wichtigste sein, aber in der kirchlichen und theologischen Literatur steht bis heute Jesu Leben allzu einseitig im Vordergrund (1).

* *
*

Wie uns die Textkritik sagt, ist das Markusevangelium die älteste und zuverlässigste Quelle für eine Darstellung von Jesu Persönlichkeit und Lebenslauf. Es soll daher im folgenden einer Schilderung von Jesu Leben hauptsächlich zugrunde gelegt werden und kann dem Leser, der sich auf Grund von Lektüre in den Quellen selber ein Urteil zu bilden wünscht, ganz besonders empfohlen werden. Der Wert dieses Evangeliums als älteste erhaltene Quelle, die noch älteres Material benutzt hat, ist durch W. Wredes Untersuchung nicht erschüttert worden, er hat sich durch die weitere Evangelienforschung, besonders durch Jul. Wellhausens und Eduard Meyers Arbeiten wieder bewährt (2).

---

(1) Vgl. auch Herders Wort: Die Religion an Jesum muß sich mit dem Fortgange der Zeit notwendig in eine Religion Jesu verändern (Vom Erlöser der Menschen Kap. 4, Abschn. 12).
Anm. d. Übers.

(2) W. Wrede: Das Messiasgeheimnis in den Evangelien (Beitrag zum Verständnis des Markusevangeliums) 1901. Jul. Wellhausen: Das Evangelium Marci 1903. Eduard Meyer: Ursprung und Anfänge des Christentums 1.—3. Bd. 1921—22, besonders Bd. 1, V: Die Quellen des Markus: »Es zeigt sich, daß wir für die Erkenntnis der Geschichte Jesu keineswegs lediglich mit

Es darf danach als ein Hauptresultat der Forschung gelten, daß die Jesusgestalt von den älteren zu den jüngeren Evangelien hin mehr und mehr göttliches Wesen annimmt. Markus zeichnet uns als älteste Lebensbeschreibung den menschlichsten Jesus. Die Gestalt entwickelt sich durch Hinzufügung der wunderbaren Geburt und anderer übernatürlicher Züge in den jüngeren Evangelien in Richtung auf das Wunderbare und Göttliche fort. Markus schildert einen Menschen, Matthäus und Lukas an einzelnen Stellen eine Art Halbgott, das Johannesevangelium und spätere apokryphe Evangelien einen Gott, der nur noch äußerlich als Mensch angetan ist.

Diese Tendenz macht sich bereits bei Markus bemerkbar. Seine Schrift ist in ihrer jetzigen Form für Heidenchristen bestimmt, ist daher an manchen Stellen heidnischen Gedankengängen angepaßt und enthält außerdem auch spätere Zusätze. Man hat mit einer noch kürzeren Schrift, dem sogenannten Ur-Markus, als ihrer ältesten Grundlage zu rechnen.

Außerdem ist dieses wie auch die anderen Evangelien keine Biographie im modernen Sinn, sondern eine Missionsschrift, die Jesus als den verheißenen Messias dar-

---

Aufzeichnungen der zweiten, nachapostolischen Generation zu rechnen haben, sondern weit darüber hinaus mitten in die erste Generation hineingeführt werden, die ihn persönlich genau gekannt hat und noch eine lebendige Erinnerung bewahrte, und daß uns diese ältesten Erinnerungen in mehrfachen Fassungen vorliegen. So liegt gar kein Grund vor, diese ältesten Überlieferungen nicht in allem Wesentlichen, auch in der chronologischen Anordnung seiner Geschichte, für historisch zuverlässig zu halten« (S. 146—147).

zustellen sucht. Daher legt sie Gewicht auf jene Kraftproben, die damals namentlich in Volkskreisen als Zeichen messianischer Sendung galten, auf die sogenannten »Wunder«. Wenn auch diese Mirakel hier nicht so zahlreich und widernatürlich auftreten wie in den späteren Evangelien (es sind überwiegend Heilungswunder), stößt der moderne Leser doch auch hier auf Taten Jesu, die nach unseren Begriffen menschliche Kräfte übersteigen.

* * *

Da gilt es nun, diese Schrift im Licht der Geschichte zu betrachten. Der jüdische Messias war durchaus Mensch: weder der Täufer Johannes noch Jesus von Nazareth noch Bar-Kochba noch irgendein anderer historisch überlieferter Messias wurde auf jüdischem Boden irgendwann für etwas anderes als für einen Menschen angesehen. Aber jene Zeit, die nicht die Erkenntnis der gesetzmäßigen Natur besaß, legte eben in einzelnen Fällen dem Menschen Macht über die Naturgesetze bei.

Ein Leipziger Gelehrter, Paul Fiebig, hat an der Hand von reichem Beweismaterial aus der jüdischen Literatur dargetan, daß man in Palästina auch nach Beginn unserer Zeitrechnung bekannten Lehrern des Volkes nach ihrem Tod Wunder zuschrieb, die auffallend an die Wundertaten erinnern, von denen in den Evangelien berichtet wird (1). Bei dem einen wird von einer wunderbaren Speisung erzählt, ein anderer wandelte

(1) Jüdische Wundergeschichten. 1911.

auf dem Wasser, ein dritter erweckte Tote usw. Da ist es nur natürlich, daß solche Erzählungen über Jesus nach seinem Tode in den Volkskreisen in Umlauf kamen, aus denen unser Evangelium stammt.
Indessen finden sich daneben Stellen im Markusevangelium, aus denen hervorgeht, daß Jesus kein Wundermann war und keiner sein wollte, und die Schrift enthält so viel echte historische Überlieferung, daß sie eine unschätzbare Quelle für den darstellt, der Jesus zu sehen wünscht, wie er wirklich war. Wenn man sie zusammenhält mit anderen Quellen und mit den zahlreichen archäologischen Indizien, die die neueren Ausgrabungen bieten, so entsteht ein treffliches Bild des geschichtlichen Jesus.

ZWEI RELIGIONEN IM NEUEN TESTAMENT

Die kritische Behandlung des Neuen Testaments hat uns im ältesten Evangelium — der Bibel der Zukunft — den historischen Jesus sehen lassen. Sie hat gleichfalls gezeigt, daß sich die anderen neutestamentlichen Schriften weitab von dieser einfachen Grundlage entfernt haben. Sie stellen eine viel weiter entwickelte mythologische Literatur dar und zeichnen uns ein weiterentwickeltes übernatürliches Jesusbild.
Es sind in unserem Neuen Testament — wenn das Resultat auf eine kurze Formel gebracht werden soll — zwei Religionen überliefert. Eine Religion, das Judenchristen- oder Urchristentum ohne Dogmen und Sakramente, das aus Palästina und aus dem Judentum, von Jesus und dem ältesten Evangelium stammt. Sie

läßt sich in die Worte fassen: *Es ist nur ein Gott, und Jesus ist sein Prophet.* Und eine andere, jüngere Religion, das Heidenchristentum mit Dogmen und Sakramenten, das aus Syrien und aus dem semitischen Heidentum, von Paulus und dem sogenannten Johannesevangelium und anderen neutestamentlichen Schriften herstammt. Sie ist in Kürze so zu umschreiben: *Von Ewigkeit her haben nicht eine, sondern drei Gottheiten existiert, Vater, Sohn und Heiliger Geist. In Jesus, dem großen jüdischen Propheten, hat der Gottessohn menschliche Gestalt angenommen und hat den Tod erlitten als Sühnopfer für unsere Schuld.*

* * *

Der alte, von jeher klaffende Riß zwischen Judenchristentum und Heidenchristentum hat sich jetzt zu einer gewaltigen Kluft erweitert, über die es keine Brücke gibt. Man kann in der Tat dieses nicht aus jenem erklären als die Entfaltung von Keimen, die schon im Judentum, in Jesu Lehre und im ältesten Evangelium verborgen lagen; denn sowohl die Juden wie Jesus und die Judenchristen waren strenge Monotheisten, die keine Sakramente kannten. Selbst wenn Jesus auf diesem Boden — wogegen die historischen Dokumente zeugen — allmählich zu einem Gottwesen geworden wäre, woher käme dann die dritte Person in der göttlichen Dreiheit, woher die Sakramente, die etwas auf jüdischem Boden gänzlich Unbekanntes darstellen und sich deshalb weder bei Jesus noch in der ältesten judenchristlichen Gemeinde finden? Außer-

dem braucht eine solche Entwicklung ihre Zeit. Aber von Jesus dem Gottessohn predigt ja Paulus schon 20 Jahre nach der Kreuzigung. Woher stammt also das Heidenchristentum?

Bibel und Bibelkritik lassen uns hier im Stich, sie lehren nur, daß das Judenchristentum und der geschichtliche Jesus von den Juden stammen. Eine andere Wissenschaft gibt uns hier eine klare Antwort. Es ist die, welche sich mit den Religionen beschäftigt, die gleichzeitig mit dem Judentum und mit Jesus in Vorderasien außerhalb des jüdischen Landes bestanden. Das Judenchristentum geht von den Juden aus — das Heidenchristentum, so sagt uns diese Wissenschaft, kommt von den Heiden.

Beiden gemeinsam ist der historische Jesus, ihn haben sich Juden und Heiden angeeignet, aber als die Jesusgestalt verpflanzt wurde auf heidnischen Boden, da wurde sie heidnischen Gedankengängen entsprechend umgebildet. Ebenso wie in der Literatur die älteste Jesusüberlieferung in jüdischer Sprache bald ins Griechische, die Kultursprache der heidnischen Welt, übersetzt wurde und sich dann in der Bibel der Kirche nur in dieser heidnischen Sprache erhalten hat, oder wie in der Kunstgeschichte das jüdische Jesusbild rasch vom griechischen verdrängt wurde, das in der Folgezeit in der christlichen Kunst dominierte, so auch wurde in der Religionsgeschichte der »Menschensohn« der Juden und der Evangelien umgebildet zu dem »Gottessohn«, der nun bald 2000 Jahre lang der Jesus der Kirche gewesen ist.

* * *

Von der jüdischen zur griechischen Sprache führt keine Entwicklung hin; griechische Kunst ist eine Welt für sich und hat mit jüdischer Kunst nichts zu schaffen. Die jüdische Religion war und ist eine einzigartige Erscheinung in der Geschichte, sie hat sich niemals vergewaltigen lassen von heidnisch-polytheistischer Gottesauffasung. Deshalb führt auch keine Brücke von der jüdischen zur heidnischen Religion, von dem dogmenfreien Judenchristentum zu der weitläufigen heidenchristlichen Theologie mit ihrer ausgebauten Dogmatik. Wollen wir zu ihrem Ursprung und damit zu ihrem Verständnis vordringen, so dürfen wir uns nicht mit dem Studium der Bibel oder der jüdischen Literatur begnügen, sondern müssen uns in eine andere Welt hinüberbegeben.

Zwei unversöhnlich einander widerstreitende Mächte kämpften vor bald 2000 Jahren in Vorderasien einen Kampf auf Leben und Tod: das Judentum und das davon ausgehende Judenchristentum auf der einen Seite, auf der anderen vorderasiatisch-heidnische Religionsströmungen und das von ihnen ausgegangene Heidenchristentum. Für Juden und Judenchristen bedeutete die Setzung mehrerer Götter eine Gotteslästerung, die man mit Steinigung bestrafte, für die Heiden war alles Jüdische eine Pestilenz. Dieser Kampf hat tiefe Spuren in der alten Kirche und in unserem Neuen Testament hinterlassen und wurde daher mit Recht von F. C. Baur, dem Tübinger Theologieprofessor († 1860), und der sogenannten Tübinger Schule, die die historisch-kritische Behandlung des Neuen Testaments einführte, der dualistischen Sonderung des Quellenmaterials zugrunde-

gelegt, die ihrerseits wieder grundlegend wurde für das Verständnis des Neuen Testaments und der ältesten Geschichte des Christentums.
Auch die Kirche und die Kirchengeschichte weiß noch von diesem Zweikampf, jedes Kind hört in der Schule von dem Streit zwischen Judenchristen und Heidenchristen, zwischen dem gebildeten Repräsentanten der Heiden, Paulus, und dem ungelehrten Fischer, Petrus, Jesu Bannerführer, dem ersten Haupt der jüdischen Gemeinde. Die einander zugewandten Köpfe von Petrus und Paulus, wie sie uns ein altkirchliches Bild erhalten hat, sind von der alten Kirche auf eine Medaille geschlagen worden wie zur Erinnerung an den ursprünglichen, unversöhnlichen Dualismus in der Geschichte der Urkirche, der dann mit dem Sieg der Heidenchristen und des Paulinismus geendet hat.

* * *

Wollen wir die Religion verstehen, die den Osten und Norden des Jordanflusses umspannt und es hier fertigbringt, den geschichtlichen Jesus durch ihre reichentwickelte Götterlehre zu entstellen, die den irdischen Jesus in himmlische Sphären erhebt und das ursprünglich so schlichte Christentum in einen mächtigen Dogmenapparat verwandelt, so müssen wir gen Osten gehen und uns in die heidnische Religion des Landes versenken, das das Heidenchristentum und seine Dogmenlehre nährte, daß es obsiegen und späterhin zur kirchlichen Lehre erhoben werden konnte. Gleichzeitig kann uns hier ein Fingerzeig zum Verständnis der histori-

schen Tatsache werden, daß es gerade dieser Kulturboden war, auf dem sich das so verwandelte Christentum so gewaltig ausbreitete, während es im Lande der Juden rasch verkümmerte.

Wir haben deshalb in einem neuen Abschnitt von dem zu reden, was man heute gern »Licht vom Osten« nennt. Nämlich von dem Ergebnis der großen Ausgrabungen und der gewaltigen Forscherarbeit, durch die erst in unseren Tagen wieder jene uralte Kultur und Religion ans Licht gebracht wurde. Das Studium der zwei verschiedenen Religionen in unserem Neuen Testament lassen sich zwei verschiedene Wissenschaften angelegen sein.

* *
*

Wenn der moderne Ingenieur eine Brücke oder einen Tunnel baut, so beginnt er in der Regel von beiden Seiten. Ist die Arbeit richtig ausgeführt, so zeigt sich, daß man von den verschiedenen Ausgangspunkten aus in der Mitte zusammenstößt, so daß eine Brücke oder ein Tunnel entsteht, ein zusammenhängendes brauchbares Ganzes. Die Durchbohrung des Großen St. Gotthard war ein Triumph neuzeitlicher Technik. Es war ein gewaltiger Sieg der modernen Ingenieurwissenschaft, als man nach jahrelanger Arbeit unter wechselnder Leitung das 15 km breite Bergmassiv von zwei verschiedenen Ausgangspunkten, von Italien und der Schweiz aus, durchbohrt hatte und schließlich in der Mitte zusammentraf.

Einen ähnlichen Sieg hat die moderne Bibelwissen-

schaft errungen. Hier haben jahrelang in mehreren Generationen zwei verschiedene Wissenschaften, die Bibelkritik und die vorderasiatische Altertumskunde, von zwei verschiedenen Seiten aus, voneinander unabhängig, mit verschiedenem Material und verschiedener Methode gearbeitet und greifen nun zum Schlusse ineinander über und treffen sich in einem Hauptresultat, sie schlagen eine Brücke über die zwei verschiedenen Elemente im Neuen Testament und vermitteln uns so gemeinsam das Verständnis dieses ganzen Buchs.

Die Bibelkritik, ein Kind der protestantischen Theologie und deshalb hauptsächlich von Theologen ausgeübt, geht von den neutestamentlichen Schriften aus, schiebt hier spätere heidenchristliche Elemente beiseite, sucht im Bereich der Evangelienliteratur im ältesten judenchristlichen Evangelium festen Fuß zu fassen, entdeckt da, fest verankert im Judentum, den wahrhaftigen geschichtlichen Jesus, aber ist nicht imstande, die heidenchristliche Dogmenlehre zu erklären.

Die vorderasiatische Altertumsforschung, die hauptsächlich von Sprachforschern und Historikern betrieben wird, nimmt ihren Standpunkt außerhalb des Judenlands und der Bibel in der nichtjüdischen antiken Kultur, die ja nicht nur zu Jesu Zeit bestand, sondern schon mehrere Jahrtausende vor Jesu und der Juden Zeit; sie erklärt hieraus die heidenchristlichen Dogmen, die bis dahin unverständlich waren, sowie alle die Züge in dem überirdischen mythologischen Jesusbild, die die Bibelkritik aus dem ältesten Evangelium als unhistorisch ausgeschieden hat.

LICHT VOM OSTEN

»Geistige Befreiung kommt nicht von Mathematik und Naturwissenschaft, sondern von geschichtlicher Forschung.« *Usener*

UNSEREM Wissen über Ursprung und Entwicklung des Christentums kommen jetzt historische Quellen zu Hilfe, die früher vollkommen unbekannt waren, und die die Reformatoren zur Erschließung des Urchristentums sicher herangezogen hätten, wären sie ihnen zugänglich gewesen. — Wir sind nun nicht mehr allein auf die Aufschlüsse angewiesen, die uns die Bibel gibt. Es handelt sich hier um eines der bedeutendsten Ereignisse, das die Annalen der Geschichtsforschung zu verzeichnen haben. Die Ruinenhügel Vorderasiens haben sich aufgetan. Eine uralte, bisher unbekannte Welt ist vom Grab erstanden. Längst vergangene Jahrtausende, die bisher in tiefstem Dunkel lagen, traten in den letzten Jahrzehnten in helles Licht. Der Zeitraum, den wir in der Entwicklung unserer Kultur überschauen können, hat sich mehr als verdoppelt. Früher reichte unsere historische Kenntnis knapp 3000, heute geht sie über 6000 Jahre zurück. Früher fiel der Vorhang schon im 1. Jahrtausend, jetzt erst im 4. bis 5. Jahrtausend v. Chr. Dem Ursprung unserer Kultur, und damit auch unserer Religion, den wir früher nur bis Rom, Griechenland und Palästina zurückverfolgen konnten, läßt sich jetzt nachgehen bis zu den alten

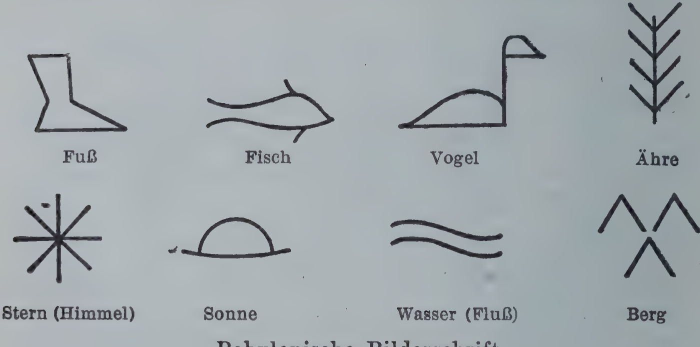
Kulturvölkern am Nil, am Euphrat und Tigris. Jahrtausende vor dem Beginn unserer Zeitrechnung, als Europa noch von dichten Wäldern bedeckt war und primitive Steinzeitmenschen an seinen Flußmündungen die ersten menschlichen Kulturverbände schufen, da blühte hier schon eine glänzende, geistig hochentwickelte Kultur, von deren Resten wir noch heutzutage zehren.

* *
*

Aus diesen Gegenden ergoß sich im Altertum eine Kulturwelle nach der andern über das erwachende Europa. Von da kam uns die Schrift, die erste Bedingung menschlicher Kulturentwicklung. Von da kamen die ersten Anläufe zu Kunst und Wissenschaft, und von da gingen später Judentum und Christentum aus. Vorderasien (1) war im Altertum der Lehrmeister des jungen Europa, so etwa wie in neuerer Zeit das junge Amerika seine Kultur von Europa bezog. Das Licht kommt zu allen Zeiten vom Osten. Unsere Kultur bewegt sich stets nach Westen zu. Von den alten vorderasiatischen Kulturvölkern hat Europa lesen und schreiben gelernt, von ihnen hat es das Weltbild bekommen, das herrschend war bis auf Kopernikus, von ihnen seine materielle Technik gelernt, seine künstlerischen, politischen und religiösen Ideale geholt. Wie das Al-

(1) Zur alten vorderasiatischen Kultur rechnet man in diesem Zusammenhang auch die altägyptische, die vermutlich ursprünglich aus Vorderasien stammt, jedenfalls aber so nah verwandt mit der vorderasiatischen Kultur ist, daß wir hier, wo nur die groben Umrisse zu skizzieren sind, sie als Einheit fassen können.

phabet, das die Kinder in unseren Schulen lernen, von Vorderasien stammt, so auch die Religion, die in allen Kirchen Europas verkündet wird.
Die Ausgrabungen haben uns indessen gelehrt, daß in der Geschichte unseres Schriftsystems dem Alphabet mit seinen 20 bis 30 Zeichen eine Silbenschrift mit zirka 100 Zeichen und eine Bilderschrift mit Zeichen für



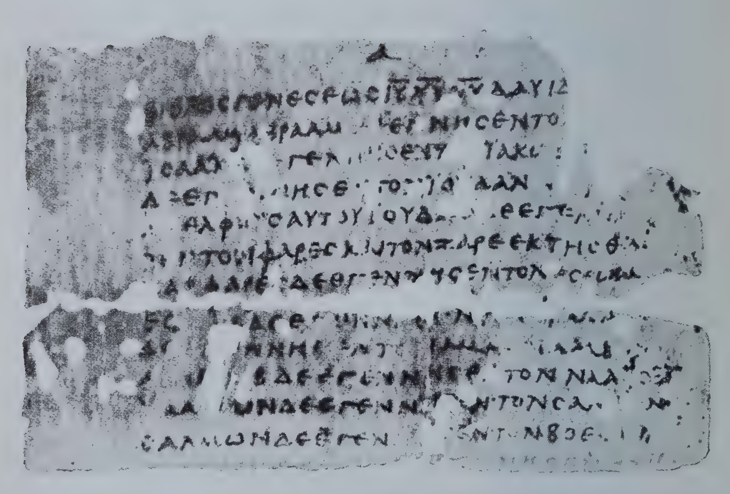
Babylonische Bilderschrift

jedes Wort voranging. Jahrtausende lang hatten im Orient neue Erfindungen einander abgelöst, bis man bei der allein praktischen Form für die Schrift stehenblieb, die die Griechen von phönizischen Kaufleuten lernten, und deren sich Europa nun bald 3000 Jahre beinahe unverändert bedient.
Ebenso hat, wie gesagt, die vorderasiatische Altertumskunde in epochemachender Weise Licht über den Ursprung unserer Religion verbreitet. Wir hatten bisher gemeint, ihre älteste geschichtliche Grundlage im Judentum und in den Schriften gefunden zu haben, die in der Bibel überliefert sind, und die das Christen-

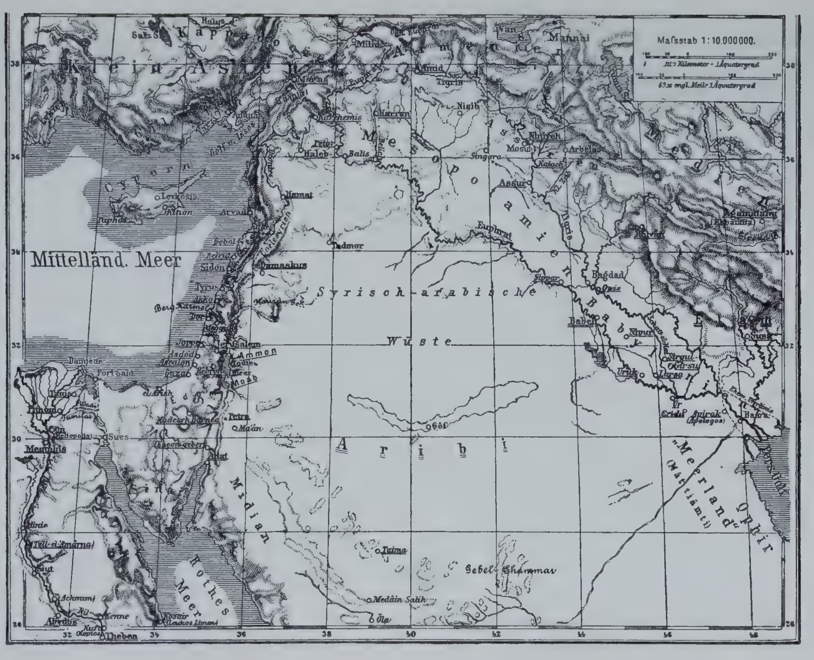
Schluß des Markusevangeliums nach dem Codex regius
Pergamenthandschrift aus dem 8. Jahrh. [Zu S. 36 ff.]



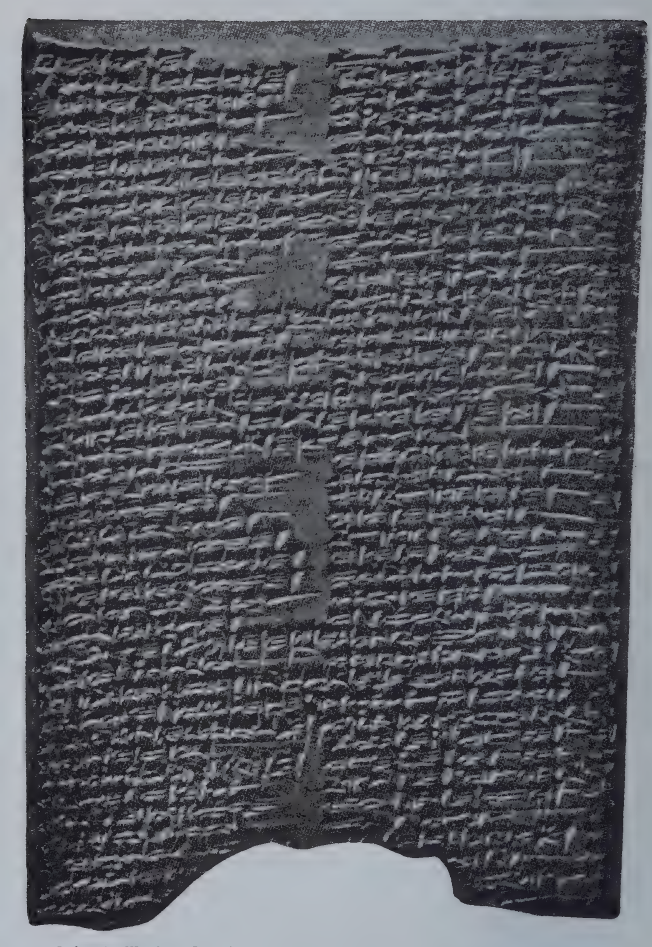
Petrus und Paulus
[Zu S. 43.]



Bruchstück einer Handschrift des Matthäus-Evangeliums aus dem 3. Jahrh. (Oxyrhynchus-Papyrus) [Zu S. 33 f.]



Übersichtskarte von Vorderasien
[Zu S. 46 ff.]

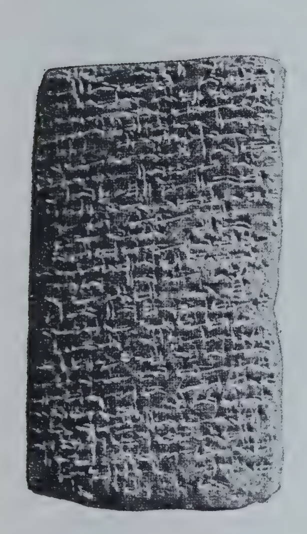


Die 4. Tafel des babylonischen Schöpfungsberichtes

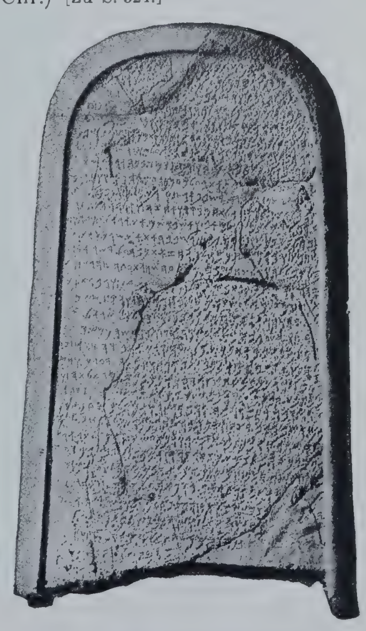
[Zu S. 50.]



Israelitische Gesandtschaft auf einer assyrischen „Siegessäule“ (9. Jahrh. v. Chr.) [Zu S. 52 f.]



Brief eines vorisraelitischen Königs von Jerusalem an den Pharao (ca. 1400 v. Chr.) [Zu S. 52.]



Inschrift des Königs Mesa von Moab (9. Jahrh. v. Chr.) [Zu S. 52.]



Babylonische Bildhauerarbeit aus dem 3. Jahrtausend v. Chr.
(sogen. sumerische Periode) [Zu S. 55.]



Israeliten auf einem ägyptischen Relief (ca. 950 v. Chr.)
[Zu S. 52.]



Assyrische Löwenjagd zu Pferd
[Zu S. 55.]



Der berühmte sterbende Löwe von Ninive
[Zu S. 55.]



Gesetzesstein
König
Hammurabis
[Zu S. 55 f.]

tum auf seiner Wanderung vom Orient nach dem Westen mit sich nahm. Nun wissen wir, daß Christen-

לרבת לתנת פן בעל ו
לאדן לבעל חמן אש נד־
ר עזרבעל בן חנא בן עז־
רבעל בן בעליתן כשמא
קלא תברכא

Nordsemitische (phönikische) Alphabetschrift, rechts hebräische Transskription

tum und Judentum verhältnismäßig späte Stadien in der Entwicklung jener Religion darstellen; beide haben sich aus einer uralten, bis dahin unbekannten vorder-

Südsemitische (altarabische) Alphabetschrift

asiatischen Religion entwickelt, wie sich Alphabet und Silbenschrift aus der alten vorderasiatischen Bilderschrift entwickelt haben. Wir wissen auch, daß viel von dem, was wir im guten Glauben für Bestandteile des Urchristentums genommen hatten (z. B. die

Dogmen und Sakramente), sich erst dem Christentum anheftete, als dies die Grenzen Palästinas überschritt und von uralten, nichtjüdischen orientalischen Religionen beeinflußt wurde.

Aus Babylonien und aus älteren Phasen der gleichen Religion stammen auch die Urzeitberichte, Erzählungen von Erschaffung der Welt, Adam und Eva, Paradies, Sündenfall, Urvätern, Sintflut und Babelturm, die sich in umgearbeiteter Form auf den ersten Blättern der Bibel finden. In Babylonien lag der Garten des Paradieses, hier fanden Sündenfall und Sintflut statt, und von hier verbreitete sich das Menschengeschlecht über den ganzen Erdball. Die Juden verlegten in verhältnismäßig später Zeit den Urzustand des Menschengeschlechts und das Paradies in die segensreichen und fruchtbaren Ebenen Mesopotamiens, denn hier blühte nach damaliger Überlieferung in längst verschwundener Zeit die älteste und höchste Kultur der Erde.

DIE JUDEN

Aus dem Leben Friedrichs des Großen erzählt man folgende Anekdote: Wachgehalten durch religiöse Spekulationen, hieß er einmal in später Nachtzeit nach seinem Leibarzt rufen und sagte ungeduldig: »Gib mir einen Beweis für die Wahrheit des Christentums, aber kurz und bündig soll er sein!« Da antwortete der Arzt: »Die Juden, Euer Majestät.«

Das jüdische Volk ist in vieler Hinsicht das große Rätsel der Geschichte. Es lebte früher im Bewußtsein der Allgemeinheit als ältestes Volk der Erde, als das ein-

zige, das noch Traditionen aus der Urzeit des Stammes bewahrt hatte. Als es — heimatlos geworden — seine tausendjährige Wanderung über den Erdball antrat, da brachte es aus seiner Heimat jene ehrwürdigen Erzählungen mit, von Adam und Eva, Noah, Abraham und Mose usw., die — nach biblischer Chronologie — einen Zeitraum von etwa 4000 Jahren vor Beginn unserer Zeitrechnung umspannten und damit die Geschichte des Menschengeschlechts bis auf seinen Ursprung zurückführen wollten.

* *
*

Nun ist das Volk der Juden nicht mehr, wie man früher glaubte, das älteste Volk der Erde, sondern das jüngste unter den semitischen Völkern des Altertums (1). Die jüdische Religion ist nicht mehr die Urform aller menschlichen Religionen, sondern ein verhältnismäßig spätes Produkt der semitischen Religionsentwicklung. Die heiligen Schriften der Juden stellen nicht, wie man früher glaubte, die älteste historische Literatur dar, sondern sind erst in einer späten Zeit entstanden auf dem Hintergrund einer Jahrtausende alten historischen und religiösen Literatur.
Die jüdische Nation tritt erst im 1. Jahrtausend v. Chr. auf den Plan; aber schon im 2. und 3. Jahrtausend v. Chr. hatten die Babylonier in der Ebene der Flüsse

---

(1) Zu diesen Völkern gehören Araber und Abessinier (Südsemiten), Babylonier, Assyrer, Aramäer oder Syrer, Phöniker und Hebräer (Nordsemiten).

Euphrat und Tigris eine außerordentlich hohe Kultur entwickelt, die sich über den größten Teil Vorderasiens ausbreitete. — Die ans Licht gebrachten Überreste dieser Kultur, Inschriften und Denkmäler zu Tausenden, ja Hunderttausenden aus Babylonien, Assyrien, Palästina und Ägypten geben uns ins Einzelne gehende Aufschlüsse über die Kultur dieser Gebiete, und dies alles ein paar Jahrtausende, bevor es ein Volk der Juden gab. Wir kennen die Verhältnisse in Palästina im 2. Jahrtausend v. Chr., vor der Zeit, da die Nomadenstämme aus der arabischen Steppe eindrangen, die sich später zum hebräischen Volk vereinigten, recht genau. Unter den Amarna-Briefen (zirka 14. Jahrhundert v. Chr.) befinden sich z. B. verschiedene Briefe von Kleinfürsten aus Palästina, darunter sechs oder sieben von einem König von Urusalim (Jerusalem), der beim Pharao von Ägypten Hilfe sucht gegen die vordringenden Habiri oder Hebräer, die damals das Land zu erobern begannen, und die Geschichte dieser Hebräer läßt sich weiterhin Schritt für Schritt bis auf die Zeit Jesu an Hand der zahlreichen neuen vorderasiatischen Inschriftenfunde illustrieren.

Schon zirka 1000 Jahre vor Jesu Zeit begegnen uns beispielsweise Darstellungen gefangener Juden auf ägyptischen Denkmälern. Die bekannte Inschrift des Königs Mesa in Moab, der nach 2. Kön. 3,27, um den Sieg über Israel zu erlangen, seinen Sohn auf der Stadtmauer opferte, berichtet im 9. Jahrhundert v. Chr. ausführlich von den Kämpfen der Moabiter mit den Israeliten, und Juden aus dem gleichen Jahrhundert sind auf dem Obelisk abgebildet, den der assyrische König Sal-

manassar III. im Jahre 832 v. Chr. zur Erinnerung an seine Siege errichten ließ.

* * *

Die Juden folgten seinerzeit dem Zug der Völkerwanderung von Arabien in die nordsemitischen Kulturländer, wo sie von dem unsteten Nomadenleben zum Ackerbau übergingen, und eigneten sich nach und nach die höherstehende nordsemitische Kultur an. Sie sind also ein verhältnismäßig junges Volk mit einer von Haus aus primitiven Kultur, das sich in altes Kulturgebiet einpflanzte. Da ist es kein Wunder, daß die uralte eingewurzelte Religion des Landes auf die jüdische und in noch höherem Grad auf die christliche Religion eingewirkt hat, als diese die Grenzen des kleinen Palästina überschritt und sich in Vorderasien ausbreitete, wo die alten semitischen Kulturreligionen sich in Jahrtausenden allen Schichten der Bevölkerung mitgeteilt hatten.
Das ist nicht so zu verstehen, daß der zentrale Inhalt des Judentums oder des Christentums jeweils dadurch berührt worden wäre, so daß sich die Sonderart dieser Religionen damit verwischt hätte. Keiner von diesen Religionsformen eignet sklavische Imitation früherer Religionen, beide bedeuten einen entschiedenen Bruch mit altvertrauten Vorstellungen, beide führen die religiöse Erkenntnis weiter zu neuen, ungeahnten Höhen. Aber ringsherum an der Peripherie lagerten sich Elemente von Religionen der Vorzeit ab genau so, wie ja das Christentum später in Europa auch von den alten

»heidnischen« Religionen offenbar fremden Stoff aufgenommen hat (Madonnenverehrung, Weihnachtsfest usw.), um ihn mit der neuen Lehre zu verschmelzen.

* * *

Lange Zeit hat man die Bibel und die biblischen Religionen mit einer Art geistiger chinesischer Mauer umgeben. Die Bibel war ein heiliges, von Gott inspiriertes Buch, das nicht mit der übrigen antiken Literatur auf eine Stufe gestellt oder wie sie behandelt werden durfte. Judentum und Christentum waren eines wie das andere »offenbarte« Religionen, die jedes Zusammenhangs mit anderen, »heidnischen« Religionen entbehrten.
Nun hat schon die Bibelkritik durch Aussonderung verschiedener Berichte und Lehren als dem ursprünglichen Judentum und Christentum fremder Bestandteile eine Bresche in diese Mauer zu legen versucht, und die Mauer stürzt vollends zusammen, wenn wir durch Inschriften aus den Nachbarländern erfahren, daß Erzählungen und Lehrstücke, die wir bisher nur aus der Bibel kannten, tatsächlich von anderen Religionen des Altertums stammen.

DIE BABYLONISCHE KULTUR

Um jene eigentümliche Religion zu verstehen, deren Elemente noch heutzutage hier und dort im Christentum lebendig sind, ist es notwendig, in kurzen Zügen ein Bild der hohen Kultur zu entwerfen, die eine Religion von ebenbürtiger Größe nährte und trug.

Die neuere Religionswissenschaft arbeitet ständig in enger Fühlung mit der Kulturgeschichte, sie betrachtet die Religion als ein Glied am Leibe der Kultur eines Volkes, sie findet tiefstehende Religionen bei Völkern mit primitiver Kultur und verfolgt die religiöse Entwicklungslinie durch die höheren Kulturformen.

Man braucht nur einen Blick auf die babylonischen Bildhauerarbeiten aus der sogenannten sumerischen Periode (3. Jahrtausend v. Chr.) zu werfen, wie sie die Ausgrabungen zutage gefördert haben, um zu verstehen, daß wir hier eine Kultur von hohem Rang vor uns haben. Ebenso hoch steht in ihrer Art die spätere assyrische Kunst. Die Kunstwissenschaft rechnet beispielsweise assyrische Erzeugnisse zu den besten Tierdarstellungen der Welt.

Aus dem Ende des 3. Jahrtausend v. Chr. stammt der berühmte Hammurabi-Gesetzeskodex, der heute eine der größten Sehenswürdigkeiten des Louvre in Paris darstellt. Auf einen hohen Dioritblock hat der König Hammurabi 282 Gesetzesparagraphen einmeißeln und mehrere Exemplare dieses »Gesetzbuches« in seinem mächtigen Reich hier und dort aufstellen lassen, damit ein jeder wissen sollte, was Recht und Gesetz verlangten.

Früher waren das römische Recht und das mosaische Gesetz unsere ältesten Gesetzsammlungen. Heute wird dieses babylonische Gesetz, das rund 1000 Jahre älter ist als das des Moses, eifrig von modernen Juristen als die älteste bisher bekannte Gesetzessammlung studiert und wegen des darin zutage tretenden hochentwickelten Rechtsgefühls bewundert. Wir haben damit in der

Rechtsgeschichte eine weitere uralte Phase kennengelernt — älter als die des römischen und jüdischen Rechts —, ebenso wie wir in der Geschichte unserer Religion eine ältere Stufe als Judentum und Christentum gefunden haben.

Selbst ein so begrenztes Kulturelement wie das Postwesen findet sich bereits in hochentwickelter Form im alten Babylonien wie später in Assyrien. In Ermangelung von Papier schrieb man auf eine kleine Tontafel, trocknete sie an der Sonne oder brannte sie, steckte sie in eine Tonumhüllung mit der Adresse darauf und ließ den Brief durch einen Boten besorgen. Aus der Hammurabi-Dynastie ist kürzlich eine Sammlung von 270 Briefen bekanntgeworden, darunter zirka 50 Amtsbriefe von Hammurabi selber (1).

Ungeheure Mengen von Vertragsformularen und juristischen Dokumenten zeugen von einem intensiv betriebenen Ackerbau und Handel, der durch eine Unzahl von Gesetzen bis ins einzelne geregelt war; aber die deutlichste Sprache redet doch die ungeheure geistesgeschichtliche und religiöse Literatur, die künftig im

---

(1) Der Inhalt der Briefe deutet auf lebhaften und regelmäßigen Briefwechsel in einer Zeit, die mehr als 2000 Jahre vor Christi Geburt liegt. Ein Sohn beklagt sich darüber, daß die Mutter in ihren Briefen niemals mütterliche Gefühle äußert, »um sein Herz zu erfrischen«. Ein Briefschreiber erzählt dem Adressaten von einem Beleidigungsprozeß gegen einen Mann, »der unsern guten Namen in der Heimatstadt in Schande bringt«. Ein Sohn klagt seinem Vater darüber, das die Kost an seinem Arbeitsplatz schlecht sei: »Ich habe nun hier 2/3 Sekel Silber versiegelt, die dir anbei zugehen. Kaufe für dies Geld gute Fische und sende sie mir zu.«

Religionsunterricht beträchtliche Teile vom Alten Testament ergänzen und das richtige Verständnis des Neuen Testaments vermitteln wird.

Wir kennen diese Literatur hauptsächlich aus dem Inhalt der ausgegrabenen Bibliotheken, deren Studium sich jeder mit Gewinn widmen wird, der sich für moderne Bibliothekstechnik interessiert. Die Bücher schrieb man auf numerierte, katalogisierte Tontafeln, die — nach wissenschaftlichen Prinzipien geordnet — auf Regalen in großen Bibliotheken verwahrt waren, die mehrere hunderttausend »Bände« fassen konnten.

Schon in der frühesten Ausgrabungsperiode brachte man aus der Bibliothek des assyrischen Königs Assurbanipal über 20 000 solcher beschriebener Tontafeln nach dem Britischen Museum in London. Bei der Ordnung desselben entdeckte der junge Kupferstecher George Smith im Jahre 1872 Bruchstücke eines alten vorisraelitischen Sintflutberichtes, der überraschende Parallelen mit dem biblischen aufwies.

Es war der erste Lichtschein, der aus diesen Texten auf die Blätter der Bibel fiel. Der Fund erregte eine gewaltige Sensation. Die »Daily Telegraph« bot George Smith 1000 Pfund Sterling an für Ausführung einer Reise ins Ausgrabungsgebiet, damit er dort den Rest des Berichtes fände, und es glückte Smith auch wirklich, in der Bibliothek die fehlenden Bruchstücke aufzufinden. Nach seiner Rückkunft gab er so etwas wie ein babylonisches »erstes Buch Mose« heraus (The Chaldean account of the Genesis 1876), das ungeheures Aufsehen machte und im Lauf weniger Monate fünf Auflagen erlebte.

Die nächste Sensation geschah zu Beginn unseres Jahrhunderts. Inzwischen waren mehrere große Bibliotheken ausgegraben worden, darunter auch die große Tempel- oder »Universitäts«-Bibliothek in der Stadt Nippur in Südbabylonien aus dem 4. oder 3. Jahrtausend v. Chr. (1). Da hielt der bekannte Assyriologe Friedrich Delitzsch, weiland Professor an der Universität Berlin, einen Vortrag mit Lichtbildern: »Babel und Bibel«, der 1902 veröffentlicht wurde, und dem noch eine Reihe ähnlicher Schriften folgte, in denen Delitzsch, ausgehend von den neuen Funden, das Alte wie das Neue Testament in neue Beleuchtung rückte und auf Grund dieses Materials energisch die Einführung einer neuen revidierten Bibel in Schule und Kirche verlangte.

Diese Schriften wirbelten viel Staub auf, wenn sie auch für die Fachgelehrten nichts wesentlich Neues brachten. Sie wurden in über 100 000 Exemplaren verbreitet, an die 100 Gegenschriften in gleicher Anzahl. Die Zahl der einschlägigen Zeitschriften- und Zeitungsartikel stieg rasch über 2000. Die ganze zivilisierte Welt, sogar der Deutsche Kaiser und was sonst die Feder führen konnte, nahm an der Diskussion teil. Babel-Bibel war

---

(1) Die amerikanischen Ausgrabungen haben dort über 50 000 Täfelchen geborgen, obgleich bis jetzt nur 80 Räume ($^1/_{12}$ der ganzen Bibliothek!) ausgegraben sind. Der Leiter der Expedition, der jüngst verstorbene Prof. Hilprecht, meint, daß zur Ausgrabung der ganzen Ruinenstadt 400 Mann Arbeitskräfte nötig wären, die bei täglicher Beschäftigung 50 oder gar 100 Jahre zu arbeiten hätten. Der Tempelbezirk mit Beamtenwohnungen, Bibliothek und Priesterseminar umfaßte über 40 ha Land, die Bibliothek allein über $2^1/_2$ ha.

damals ein ganz allgemeines Gesprächsthema an den Stammtischen; der Zirkus Schumann in Berlin führte eine große Babel-Bibel-Pantomime auf.
Das gleiche Thema steht nun wieder auf der Tagesordnung. Weitere Funde und Forschungen haben uns nunmehr ein geschlossenes Bild der uralten semitischen Religion gegeben, von der man früher nur einzelne Züge gekannt hatte. Wir haben die Religion kennengelernt, die uns später in den Tagen Jesu in Syrien begegnet, und die dann mit Jesu Lehre verschmolz. Aus älteren und jüngeren orientalischen Inschriften fällt nun ein so unerwartet grelles Licht auf das Werden des Neuen Testaments und des Christentums, daß wir unwillkürlich geblendet werden und uns erst langsam in der neuen Umgebung zurechtfinden.

DIE ALTE RELIGION VORDERASIENS

Die alten Babylonier wie überhaupt alle semitischen Völker hatten aus einer früheren, noch nomadischen Kulturperiode eine Götterdreiheit ererbt, eine Götterfamilie: Vater, Sohn und Mutter, die sich in Syrien noch vor Jesu Zeit durch den Einfluß der griechischen Philosophie zu Vater, Sohn und Heiligem Geist gewandelt hatte. Die Reihenfolge, in der diese Gottheiten aufgezählt wurden, war dieselbe in den babylonischen Inschriften 2000 Jahre v. Chr. wie heutzutage im christlichen Glaubensbekenntnis, sie hat sich also 4000 Jahre lang gehalten. Diese Götterdreiheit ist es, die — Jesus und dem Judentum ganz fremd — uns überall in Syrien zu Jesu Zeit in Inschriften und in

der Literatur begegnet, und die zeitig in das junge Christentum eindrang, ebenso wie die Urzeitmythen, die Engels- und Teufelsgestalten vorher ins Judentum eingedrungen waren. Der Heilige Geist war bei den ältesten syrischen Christen ein weibliches Wesen, das sich — wie z. B. bei Jesu Taufe durch den Täufer Johannes — in einer Taube manifestierte, jenem alten Symbol der Muttergöttin, und das bei den Katholiken in der Praxis durch die alte Muttergöttin, die Madonna oder »Unsere Liebe Frau«, ersetzt wird, wie sie in der Offenbarung Joh. 12, 1—7 sowie in alter vorchristlicher Mythologie ursprünglich als Himmelskönigin den kleinen Gottessohn im Himmel gebiert; später wird sie dann, nachdem man angefangen hat, Jesus als Gottes Sohn aufzufassen, mit Jesu Mutter Maria identifiziert. Als solche behält sie jedoch alle die alten Funktionen der Himmelskönigin, auch die Fürsprache bei Gottvater für die Menschen.

In ihrer ursprünglichen Form tritt diese Götterdreiheit am deutlichsten bei den Semiten mit primitiver Kultur hervor, namentlich in den zahlreichen vorchristlichen altarabischen Inschriften, die man in den letzten Jahrzehnten gefunden hat, und die nun nach und nach entziffert werden. — Hier ist der Vater, wie es natürlich ist, noch die Hauptperson, der Sohn und die Muttergöttin sind nur Nebenfiguren. Schon im 2. Jahrtausend v. Chr. wurde indessen in den nordsemitischen Kulturländern Kanaan, Syrien und Babylonien der Sohn zur alles beherrschenden Gottheit und trägt als solcher überall den Namen »der Herr«, ein Gottesname, der später außerhalb des jüdischen Landes auf Jesus

übertragen wurde. Als eine Art Mittelwesen zwischen Göttern und Menschen, als ein Bindeglied zwischen Himmel und Erde, kämpft er, sobald er erwachsen ist, unablässig gegen den »großen Drachen« oder »die alte Schlange, die da heißt der Teufel« (Offenbarung Joh. 12, 9), und die nach dem babylonischen Sündenfallmythus schon in der Urzeit den Menschen verführte, nimmt durch sein Leben und Sterben teil am menschlichen Lebensschicksal, macht durch seine Auferstehung seine Brüder hier auf Erden des ewigen Lebens teilhaftig und verwirklicht als »Messias« Gottes Reich auf Erden, als »Erlöser«, wie es heißt, im Leben und im Tod.

* *
*

Die semitische Religion ist an sich arm an Mythologien oder Götterlehren, aber über den »Sohn Gottes« werden in den letzten Jahrtausenden v. Chr. einige Mythen erzählt, denen die größte Bedeutung für unsere Religion zukommt.
Die drei göttlichen Personen werden ursprünglich, wie schon angedeutet, als ewige, unsterbliche Wesen aufgefaßt, die von Anbeginn her ihren Sitz im Himmel hatten; aber die Mythen wissen bereits ums Jahr 2000 v. Chr. von dem tragischen Opfertod des jungen Gottessohnes zu berichten. Sein Tod mit der darauffolgenden Auferstehung, die man jedes Frühjahr zur Osterzeit durch große Freudenfeste feierte, war ein gewaltiges mythologisches Drama, das die Sinne in die heftigste Bewegung versetzte.

Hier war ein Anhaltspunkt für den erwachenden Unsterblichkeitsgedanken. Wenn der »eingeborene Sohn« durch den Tod zum Leben dringen kann, so muß das gleiche auch den Menschen möglich sein, die nach der Familienmythologie auch Gottes Kinder sind und teilhaben an der göttlichen Natur.

In der Nacht, da das Fest der Trauer um den Tod des Gottessohns Attis in Kleinasien seinen Höhepunkt erreichte, wurde plötzlich ein Licht angezündet. Das Grab war geöffnet, Gottes Sohn war auferstanden, und der Priester verkündet feierlich:

> *»Freut euch, ihr Frommen; nun da der Gott erlöst ist, werdet auch ihr Erlösung finden [vom Reich des Todes].«*

Durch solcherlei magische Zeremonien suchte man nun, namentlich in den vorchristlichen Mysterienreligionen, auf jede Art dem Gotte gleich und seines Schicksals teilhaftig zu werden. In Todesangst klammerte man sich mit allen erdenklichen Mitteln an den Erlöser, der durch den Tod den Weg zum Leben gewiesen hatte. Die wichtigste Rolle spielten da die sakramentalen Mahlzeiten, wie sie nach Paulus' Zeugnis auch bei den Heiden der damaligen Zeit bestanden, von wo aus sie bald — außerhalb jüdischen Bodens — ins Christentum eindrangen. In Brot und Wein aß und trank man Leib und Blut des Gottessohnes und wurde durch diese mechanischen Mittel auf äußerliche, materielle Art der göttlichen Natur teilhaftig, die vom Reiche des Todes nicht besiegt wird.

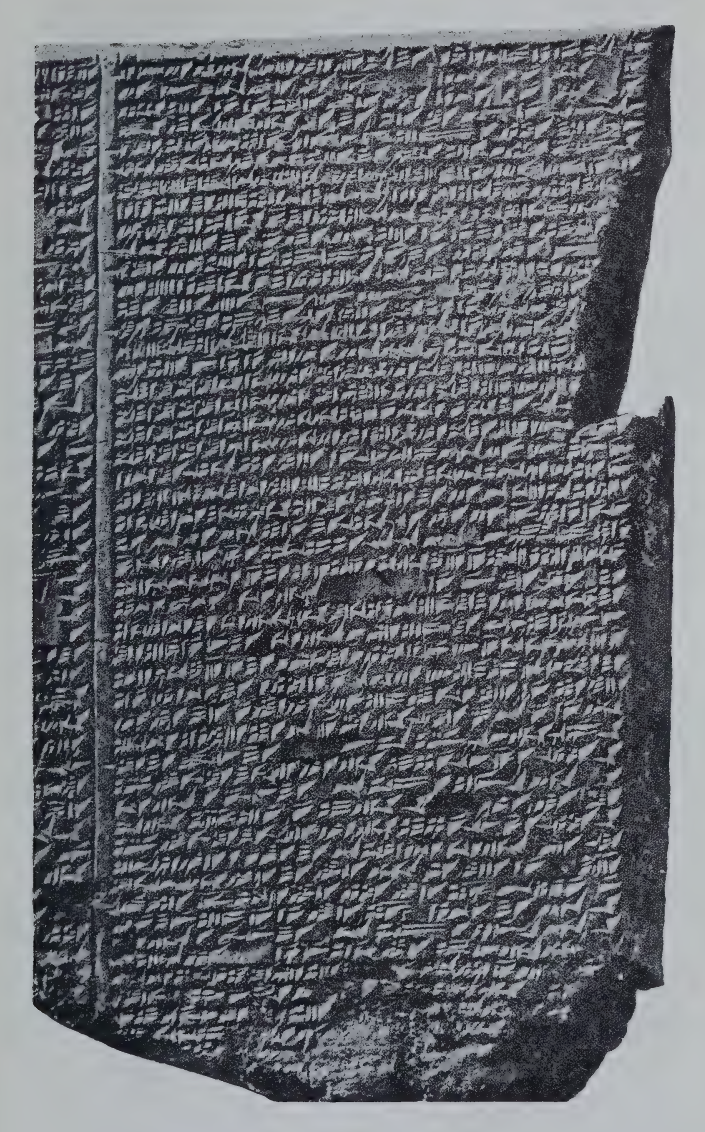
* *
*

Während die zweite Person der göttlichen Dreiheit in diesem Anschauungskreis ursprünglich ein himmlisches, übermenschliches Wesen ist, das nur Leiden, Tod und Auferstehung mit den Menschen gemeinsam hat, wird des weiteren durch die Inkarnationslehre »Gottes Sohn« vollständig auf die Erde herniedergezogen. Als himmlisches Wesen erlöst er durch seinen Opfertod das Menschengeschlecht und weist den Weg zum Reich Gottes nach dem Tode, als Mensch verwirklicht er das Reich Gottes schon hier auf Erden. Beide Lehren verbinden sich in der Messiasmythologie.
Gottes Sohn soll einmal — so meinte man schon Jahrtausende vor Jesu Geburt in Vorderasien — menschliche Gestalt annehmen, das heißt auf übernatürliche Weise von einer Jungfrau geboren werden und ein gewaltiges internationales Weltreich errichten, in dem Glück und Frieden allerwärts herrschen sollen. Zahlreich sind die historischen Gestalten, in denen in vorchristlicher Zeit von Mit- und Nachwelt dieser verheißene Gottessohn und Messias verehrt wurde, aber allen gemeinsam ist das feststehende mythologische Schema, das von den Geschichtschreibern in den Lebenslauf dieser Personen verwoben wurde. Wunderbare Geburt mit unbekanntem Vater, Zeichen am Himmel und Nachstellungen durch böse Mächte; ein Leben in göttlichem Glanze mit Wundern und kraftvollen Taten; ein Tod, dem Auferstehung und Himmelfahrt folgten. So sah in knappen Zügen die Götterlehre aus, die später weltgeschichtliche Bedeutung gewann dadurch, daß sie mit Jesu Lehre eine organische Verbindung einging und so ins Neue Testament eindrang. Noch muß

freilich hier hinzugefügt werden, daß die Juden sich im letzten Jahrtausend v. Chr. inmitten all dieser stark entwickelten polytheistischen Götterlehren mit Hilfe der Propheten zum Monotheismus emporarbeiteten, zum Glauben an einen unsichtbaren Gott, der weder einen Sohn hatte noch irgendeinem menschlichen Auge erschaubar war. Damit nahmen sie eine Sonderstellung unter allen damaligen Völkern ein.
Den Messiasgedanken mit seinen reichen Verheißungen mochten die Juden allerdings nicht aufgeben; aber in Übereinstimmung mit ihrer höheren Gottesauffassung wurde der Friedensfürst hier nicht zum göttlichen Wesen, sondern zu einer rein menschlichen Gestalt, nicht zum Gottessohn, sondern wie es in den Evangelien heißt, zum »Menschensohn«. Ebendiese Messiasauffassung hatte Jesus und hatten auch seine Jünger sowie die älteste christliche Gemeinde und die ersten Evangelien.

* *
*

Die Götterlehre mit dem dazugehörigen Opferwesen und mit sakramentalen Handlungen war die äußere Form der alten semitischen Religion; aber es gilt hier, in ihre Seele einzudringen, die der Form erst Leben gab. Man kennt ja einen Menschen nicht, solange man nur sein Äußeres, die Tracht, in der er geht, usw. gesehen hat, aber keinen Einblick in sein Inneres, sein wahres Wesen, seine Persönlichkeit gewonnen hat.
Nun waren Göttertrias und Opferlehre, die Dogmen, die



Der babylonische Sintflutbericht
[Zu S. 57.]



Brief in Umhüllung (Die Vorderseite der Umhüllung ist abgebrochen) [Zu S. 56.]

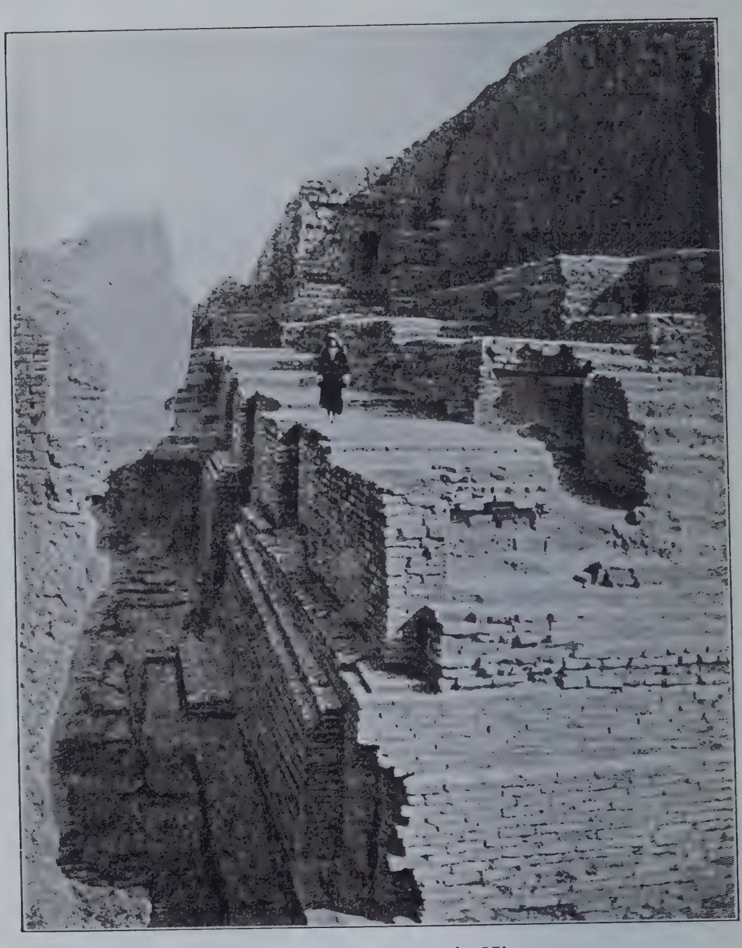


Bruchstück des babylonischen Sintflutberichts
[Zu S. 57.]



Von den amerikanischen Ausgrabungen in Nippur (Südbabylonien)

[Zu S. 58.]



Ecke des Tempelturms in Nippur

[Zu S. 58.]



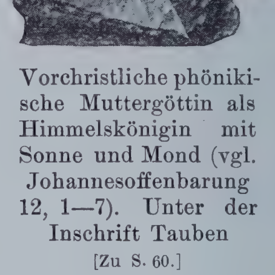
Babylonischer Engel
[Zu S. 60.]



Babylonischer
Teufel
[Zu S. 60]



Alte babylonische
Madonna mit dem
kleinen Gottes-
sohn [Zu S. 60.]



Vorchristliche phönikische Muttergöttin als Himmelskönigin mit Sonne und Mond (vgl. Johannesoffenbarung 12, 1—7). Unter der Inschrift Tauben

[Zu S. 60.]



„Der Herr“ als Sonnengott mit Gloriole bei den Phönikern (vorchristlich)

[Zu S. 60 f.]

Vorchristliche phönikische Muttergöttin mit Taube

[Zu S. 60.]



Babylonische Madonna mit Kind (genannt „Barmherzige Mutter des Menschengeschlechts“, Ummu remnitum sa nise) [Zu S. 60.]



Babylonische Madonna, fürbittend für die Menschen [Zu S. 60.]



Der Sündenfall nach einem babylonischen Siegelzylinder [Zu S. 61.]



Kampf mit dem Drachen in vorchristlicher babylonischer Darstellung
[Zu S. 61.]

später ins Heidenchristentum übergingen, keineswegs der originale Ausdruck der religiösen Weltanschauung der Semiten. Für die alten Babylonier wie für andere semitische Völker des Altertums bedeuten diese Dinge ein Überbleibsel der primitiven Kultur früherer Jahrtausende, die auch anderwärts ihre Reste zu hinterlassen pflegt. Herausgerissen aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang, begannen diese Überreste schon damals unverständlich und sinnlos zu werden, aber man beugte sich doch in Ehrfurcht vor ihnen als vor einem heiligen Erbe der Väter. Nur dem kleinen Volk der Juden war es vorbehalten, hier mit der Tradition von Jahrtausenden zu brechen und sich dem einigen Gott zu nahen, der an »Barmherzigkeit Wohlgefallen hat und nicht am Brandopfer» (Matth. 9, 13 nach Hosea 6, 6).

Was dagegen nicht nur den Babyloniern und Assyrern, sondern der ganzen semitischen Rasse eigen war, das war eine ausgeprägte Religiosität. Wie die alten Griechen das klassische Volk in der Geschichte der Kunst sind, die Römer die Lehrmeister späterer Zeiten in der Organisation der Gesellschaft, wie Deutschland die Heimat der klassischen Musik und Dänemark das Fortschrittsland in bezug auf Allgemeinbildung und Volksaufklärung ist, so waren seinerzeit die Semiten das klassische Volk in der Religionsgeschichte. In keinem anderen menschlichen Gesellschaftsverbande hat die Religion jemals den Einzelnen mit solcher Konsequenz von der Wiege bis zum Grabe begleitet wie in dem, von dem uns die alten semitischen Inschriften zeugen, nirgends sonst unter den Menschen waren Gesetze und

Einrichtungen, Sitten und Gebräuche, Wissenschaft und Kunst, Weltanschauung und Ideal in gleichem Maß mit Religion durchsetzt. Die Semiten waren, wie Renan sagt, »das Volk Gottes und das Volk der Religionen«. »Der semitischen Rasse gebührt die Ehre, die Religion der Menschheit geschaffen zu haben«, und es ist ja wohl kein Zufall, daß die großen Weltreligionen: Judentum, Christentum und Muhammedanismus, die eine so ungeheure Bedeutung für die Weltentwicklung gehabt haben und über die Hälfte des Menschengeschlechts beherrschen, alle drei der alten semitischen Kultur entstammen.

* *
*

Im Gegensatz zu der alten indischen Kultur, die den Buddhismus hervorbrachte, trägt die alte semitische Kultur und Religion das Gepräge eines stark nach außen gewandten, zum Handeln drängenden Volkscharakters, wie es sich im Christentum, im Judentum und im ursprünglichen Muhammedanismus wiederfindet.
Die indische Veranlagung führte zu einer nach innen gerichteten Spekulation, sie erzeugte im Buddhismus mehr eine Philosophie als eine Religion. Da ist nicht persönliche Unsterblichkeit, kein persönlicher Gott als feste Burg gegen alles Erdenschicksal, auf den der Mensch sein Glauben und Hoffen gründet, kein Brunnquell, aus dem ihm unendliche Kraft für sein Leben strömt. Der Mensch erlöst sich da selber, und die Erlösung besteht in unfruchtbarer Askese und Weltflucht.

Daher bestand im Altertum so gut wie keine Wechselwirkung zwischen den beiden Kulturen, und auch später ging eine jede ihren eigenen Weg: die semitischen Religionen gegen Westen, der Buddhismus gegen Osten. Der Kernpunkt der semitischen Religionen war also nicht die Götter- oder Opferlehre, die Dogmen, mit denen das Judentum, das Urchristentum und der Islam brachen, und die sich nur als Petrefakt ins Heidenchristentum hinüberretteten. Es war vielmehr ein lebenskräftiger Schaffensdrang, der von Mal zu Mal neue Ideale emporleuchten ließ, die noch unserer Zeit etwas zu sagen haben, eine Schöpferkraft, die nicht vor der Welt flieht, sondern sie beherrscht, indem sie sie in bessere und reinere Sphären emporhebt.

Der Anlauf zu dem Glauben an einen Gott, der sich in den höheren Schichten der babylonisch-assyrischen und ägyptischen Religion findet, erreichte allerdings nur bei den Juden die Stufe eines praktischen Monotheismus, aber umgekehrt fand sich bei den alten Babyloniern — schon Jahrtausende vor Jesu Zeit — der Unsterblichkeitsglaube, der im Judentum erst gegen Jesu Zeit auftrat.

In den syrischen und babylonischen Kulturländern, wo Handel und Wandel viele Nationen zusammenführten, bestand — ebenfalls von alter Zeit her — ein international gerichtetes Verbrüderungsgefühl, das die politischen Schranken und den Nationalhaß neutralisierte, der in primitiven Formen in der semitischen Religion auftritt und auch im Judentum mit der Religion verkettet war. Hier war der Boden für eine Religion vorbereitet, die vollständig mit dem Dogma brach,

das eine einzelne Nation als auserwähltes Volk Gottes setzte, für eine Religion, die alle Menschen zu Brüdern in einem großen weltumspannenden Friedensreich machte. Die Kultur, die den Gedanken nährte, daß alle Menschen Brüder seien, weil sie alle Gottes Kinder sind, machte ebensowenig wie irgendeine andere Kultur des Altertums einen praktischen Versuch, Klassen- oder Standesunterschiede in der Gesellschaft aufzuheben — dieser Versuch gehört erst der Gegenwart an —, aber sie versuchte lange vor Jesu Zeit auf verschiedene Weise, den Krieg abzuschaffen und den Weltfrieden zu verwirklichen, nach dem auch wir heute streben.

* *
*

Das Licht vom Osten, das von den alten Inschriften Vorderasiens ausgeht, entkleidet nicht nur die Jesusgestalt der später hinzugetretenen Mythologie und zeigt uns an, wie der geschichtliche Jesus in Wirklichkeit aussah, sondern es lehrt uns auch, daß der Kernpunkt seiner Religion, das Ideal, das trotz Dogmen und Sakramentenlehre noch im Christentum lebendig ist, lange vor Jesu Zeit in der Religionsgeschichte mehrerer Jahrtausende vorbereitet war. Erst so haben wir eine richtige historische Grundlage gewonnen für die Erforschung von Judentum, Christentum und Islam. Diese Religionen haben in der Kulturgeschichte weit tiefere Wurzeln, als man sich je träumen ließ.
Man versteht das Judentum und den historischen Jesus nicht ohne dies Licht, man verstünde überhaupt das

Christentum und seine Vorgeschichte nicht, ebenso auch nicht, warum sich die junge Religion gerade in Vorderasien außerhalb des jüdischen Landes so stark ausbreiten konnte, während es dort bald erstarb, — hätten uns nicht die Inschriften gelehrt, daß hier der Boden Jahrtausende hindurch für die Saat des Friedensevangeliums aufgelockert worden war.

FRIEDE AUF ERDEN

Was für eine herrliche Stätte, darauf zu wohnen, wäre Gottes Erde, wenn allüberall Bruderfrieden herrschte.
Boye

DIE Sehnsucht nach einem besseren Dasein als dem Bestehenden hat von jeher eine starke Triebkraft menschlicher Kulturarbeit gebildet. Sie hat den Naturmenschen emporgehoben aus tierischem Dahinvegetieren, sie gibt die Grundlage ab für alle Erfindungen und Reformen. Dieser allen Menschen eigene Glückstraum hatte im Altertum Formen angenommen, die stark an die Friedensbewegung der Neuzeit erinnern. Aber er war mehr religiös gefärbt und war bei den tatkräftigen Völkern Vorderasiens, die unsere Kultur erzeugt haben, von einem Idealismus und einer Begeisterung getragen, wie es unserer materialistischen, an Idealen so armen Zeit schlechterdings unverständlich ist.

Das große Ideal des Altertums war, das organisierte Raubtierwesen auszurotten, das man Krieg nennt, und ein Friedensreich aufzurichten, das die ganze Erde umspannen sollte. Dies internationale Friedensreich sollte jedoch nicht — wie man es sich heutzutage denkt — in einem Völkerbund Verwirklichung finden, sondern in einem Weltstaat, und der sollte von einem mächtigen König (Messias) begründet werden, der als Gottes Sohn

und als sein Statthalter auf Erden sich durch Eroberungen die ganze Welt unterwerfen sollte.

* * *

Für die vorderasiatischen Völker des Altertums war die Welt nicht eben groß — sie reichte nur vom Mittelmeer bis zum Indus —, ein Gedanke lag also im Bereich der Möglichkeit, der Gedanke, den Henrik Ibsen in den »Kronprätendenten« den großen »Königsgedanken« nennt, nämlich alle die ewig sich bekriegenden Kleinstaaten in einem großen einigen Reiche zu sammeln.
Früher kannte man diesen Friedensgedanken wie die Messiaserwartung nur aus den biblischen Schriften. Jetzt haben neue große Inschriftenfunde gezeigt, daß er die bildende Kraft in der Geschichte Vorderasiens überhaupt war, schon ein paar tausend Jahre, bevor die Juden da waren, und daß er als roter Faden die Entwicklung der mächtigen Weltreiche bis in die Zeit der Juden und Jesu durchzieht. Er war genährt von der alten babylonischen und ägyptischen Kultur und wurde auf verschiedenen Bahnen weitergeführt von Assyrern, Persern, Juden, Griechen und Römern.
Kraft dieses Königsgedankens entfaltete sich ein mächtiges Weltreich nach dem andern, verschlang alle die kleinen Nationen (1) und machte so den ewigen Kriegen zwischen den Kleinstaaten ein Ende. Aber das National-

(1) Diese Entwicklung war es, die allmählich die Juden unter die Fremdherrschaft brachte. Sie wurden, wie die anderen Kleinstaaten, niedergezwungen von den assyrischen, babylonischen, persischen, griechischen und römischen Weltbeherrschern.

gefühl, das damals wie heute seine Stütze in der Religion suchte und eine Nationalreligion ausbildete, war nicht so leicht zu knicken. Es kam zu stetem Aufruhr. Der erstrebte Weltfrieden ließ sich auf diesem Wege nicht herbeiführen.

* * *

Es half nicht, daß die assyrischen Weltherrscher, die in den Inschriften als Messias auftreten, mit den rücksichtslosesten Gewaltmitteln die Kleinstaaten zu erdrücken suchten. Sie rotteten ganze Völker mit der Wurzel aus, verschleppten sie aus ihrem Vaterland und zerstreuten sie ringsum in andere Provinzen ihres Reiches. Das ganze israelitische Nordreich, die sogenannten zehn Stämme, verschwanden durch diese Taktik, aber als die Babylonier später auf gleiche Weise die zwei südlichen Stämme nach Babylon wegführten, da hielten die Reste des Volkes zusammen; sie wurden die Vorfahren der Juden, die noch heute existieren.
Die Toleranzpolitik der Perser zeitigte bessere Ergebnisse. Die Dankbarkeit der Juden Kyros gegenüber, der den Rest der jüdischen Nation wieder heimführte und in Frieden ihren nationalen Gott verehren ließ, war beispielsweise so groß, daß ihm selber von den Juden (Jes. 45, 1—4) als dem Messias und wahren Friedensfürst gehuldigt wurde.
Am weitesten vorwärts kam jedoch auf diesem Wege Aristoteles' Schüler Alexander der Große. Mit seinem genialen Gedanken, durch gemeinsame Sprache und gemeinsame Kultur Ost und West, Asien und

Europa zu verschmelzen, schuf er nicht allein eine politische, sondern auch eine kulturelle Einheit mit dem Griechischen als gemeinsamer Weltsprache, eine Mischung aus griechischem und vorderasiatischem Geistesleben, aus griechischer Philosophie und vorderasiatischer Religion, und erzielte damit Resultate von weltgeschichtlichem Rang. Kein Wunder, daß Alexander mehr als irgendein anderer orientalischer Weltherrscher in weitesten Kreisen als Messias und Gottes Sohn Verehrung fand. Alle die bekannten Züge des Messiasmythus, von der übernatürlichen Geburt bis zur Auferstehung, Himmelfahrt und Wiederkunft knüpften sich an seinen Namen. Mit ihm leitete man wie mit Jesus eine neue Zeitrechnung ein, die im Orient noch heute in Geltung steht.

Unter Alexanders unfähigen Nachfolgern wurde indessen der Friedens- und Messiasgedanke seiner äußeren politischen Form nach zur Karikatur. Der umkleidende mythologische Apparat nur wurde von den hellenistischen Königen aufrechterhalten, wie auch später von den römischen Cäsaren. Jeder König tritt nun als Gottes Sohn und Gottes Statthalter auf Erden auf, läßt sich als Gott verehren und schmückt sich mit den bekannten Messiasnamen, Erlöser, Gottes Sohn, Herr, Offenbarer u. a. Aber kurzsichtige Gewaltherrschaft löst die weitschauende verständige Toleranzpolitik ab, und im Orient erhält daher nun der Friedensgedanke eine neue Form. Man richtet den Blick nach innen und denkt sich den Weltfrieden auf geistigem Wege realisierbar durch Umkehr des Menschenherzens zum Geist der Brüderlichkeit und Eintracht. Gottes

Reich ist von nun an keine äußerliche Einrichtung, sondern wohnt »in euerm Innern«. Wenn diese Gesinnung überall lebendig geworden ist, haben wir: Frieden auf Erden.

* *
*

Daher setzt man nun im Orient seine Hoffnung auf einen Friedensfürsten, dessen Reich nicht von dieser Welt ist. Der kommende Messias ist kein mächtiger König, er ist ein Großer im Geiste, der ein geistiges Friedensreich aufrichtet, eine geistige Bruderschaft, die die ganze Erde umspannt. Dieser neue Friedensgedanke, in gewissem Sinn eine Fortsetzung und Steigerung von Alexanders und Kyros' Toleranzpolitik, zündet überall in Vorderasien und wird mit Begeisterung von den Besten der Zeit aufgegriffen. Eine Reihe religiöser Erneuerer befindet sich in dieser Zeit inner- und außerhalb des jüdischen Landes in Gegensatz zum weltlichen Messias (dem Kaiser) mit dem Anspruch, wahrhaftiger Friedensfürst zu sein.
Dabei tritt der Konflikt zutage, der seinen Höhepunkt in dem weltgeschichtlichen Drama auf Golgatha erreichte, und der für jeden Christen noch heutzutage nicht ruht. Der Konflikt zwischen der Staatsmacht, die zum Kriegshandwerk zwingt, und der Stimme des Herzens, die zum Frieden ruft. Es ist der Konflikt, den Tolstoi den Gegensatz zwischen dem Gesetz der Macht und dem Gesetz der Liebe nennt, ein Konflikt, der sicherlich von Millionen von Menschen während des Weltkrieges gespürt ward.

Dieser Konflikt erzeugte in Vorderasien vor ein paar tausend Jahren — in den Jahrhunderten vor und nach Beginn unserer Zeitrechnung — eine Reihe blutiger Streitigkeiten zwischen dem legitimen König, der seinen göttlichen Geleitsbrief als Gottessohn und Messias in der Tasche hatte, und dem neuen prophetischen Messias, der nur von seiner eigenen und seiner Anhänger religiöser Überzeugung getragen war. Die Atmosphäre ist geladen mit religiösem Fanatismus, mit Begeisterung für die große Sache. Ein religiöser Reformator ersteht nach dem andern, alle setzen sie ihr Leben ein für ihre Sache und verlieren in der Regel ihr Leben, denn der König muß jeden solchen Volksführer, selbst wenn er nicht offenen politischen Aufruhr predigt, als Aufwiegler betrachten und daher hinrichten lassen.

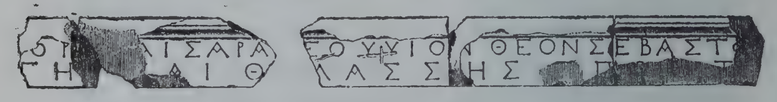
* * *

Namentlich im jüdischen Land war damals der Boden bereitet für einen Messias, dessen Reich nicht von dieser Welt war. Die Juden hatten ursprünglich die gleiche Hoffnung wie andere vorderasiatische Nationen, nämlich das große Weltreich selber zu errichten und den erwarteten großen Welteroberer hervorzubringen, ein Ideal, das in der an den jüdischen König ergangenen Verheißung ausgedrückt ist: »Ich will dir die Heiden zum Erbe geben und der Welt Enden zum Eigentum« (Psalm 2,8). Von Salomon ab ging es indessen rasch bergab mit der politischen Macht nach außen, man konnte in Jerusalem die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die großen Weltbeherrscher ständig von

andern Nationen gestellt wurden, daher konzentriert sich die Prophetie hier vorwiegend auf einen rein geistigen Messias, auf eine Weltregierung im Geiste, die einmal von Zion aus herrschen soll, und diese Messiaserwartung fand ihre Erfüllung in dem großen geistgetragenen Friedensfürsten, dem Propheten von Nazareth.

* * *

Während sich die Juden einem inneren Verständnis des Friedensgedankens näherten, unternahmen die Römer zu Jesu Zeit den letzten Versuch, das äußere Weltreich aufzurichten, von dem Jahrtausende geträumt hatten. Ebenso wie Alexander der Große griffen die römischen Cäsaren begierig den orientalischen



Kaiser Augustus als »Sohn Gottes«
in einer Inschrift aus Pergamon (Kleinasien)

Messiasgedanken auf, ließen sich als Gottes Sohn und Messias, als »Herr« und »Erlöser« huldigen. Der ganze äußerliche Messiasapparat wurde auf den römischen Cäsar angewandt. Er hat als Messias im Himmel gewohnt, bis er auf wunderbare Weise unten auf Erden geboren wurde, und er kehrt nach seinem Tode auf dem Weg der »Himmelfahrt« zurück in seine ursprüngliche Heimat.

Das war aber der Messiasgedanke in seiner veräußer-

lichten politischen Form, die im Orient in aufgeklärten Kreisen längst begraben war, und der römische Kaiser rief denn damit auch großen Widerspruch hervor. Er hatte als legitimer königlicher »Messias« wiederholt hier und dort gegen irgendeinen orientalischen prophetischen Messias einzuschreiten und ihn samt seinen Ideen unschädlich zu machen. Denn für ihn stand in solchen Fällen Reich gegen Reich, König gegen König, Herr gegen Herr. Zwei Weltordnungen standen da einander gegenüber. Deshalb kreuzigten die Römer den Jesus, der von seinen Anhängern als Messias verehrt wurde, und verfolgten die Christen, die dem Kaiser nicht opfern oder ihn nicht anerkennen wollten in seiner Würde als «Gott«, »Gottes Sohn«, »Herr« und »Erlöser» und wie die Messiasnamen alle heißen, die der Kaiser damals führte, und die die Christen auf niemanden anzuwenden willens waren als auf Jesus allein.

JESUS IN DEN ANNALEN DER ALTEN WELT

Und es war um die dritte Stunde, da sie ihn kreuzigten. Und es war oben über ihn geschrieben, was man ihm schuld gab, nämlich: der König der Juden.
Evangelium nach Markus 15, 25/26.

HAUPTZEUGEN von Jesus sind uns die schriftlichen Aufzeichnungen, die seine Anhänger wenige Jahre nach seinem Tode zu sammeln anfingen, und die sich in den Evangelien erhalten haben. Es ist ja ganz natürlich, daß seine Jünger, denen sein Leben und seine Lehre etwas bedeutete, sammelten, was sie wußten. Andererseits hat das Christentum und die Gestalt Jesu so tief in den Gang der Weltgeschichte eingegriffen, daß man unwillkürlich erwartet, Jesus in der gleichzeitigen weltlichen Geschichtschreibung erwähnt zu finden. Eine unparteiische Untersuchung, die sich mit dem historischen Jesus beschäftigt, muß diesen Quellen den Vorrang erteilen, selbst wenn sie nicht die reichsten sind.

Nachdem man die Behauptung aufgestellt hat, daß Jesus überhaupt nicht existiert hat, bekommen die nichtbiblischen Quellen besonderes Gewicht; denn sie sind frei von mythologischem Einschlag und nicht beherrscht von kirchlichen Interessen. Dazu kommt, daß man bisher Jesus und das Christentum in theologischer Beleuchtung zu einseitig fast nur im Verhältnis zu den

Juden und zum Alten Testament betrachtet hat. Jesus ist geboren unter Kaiser Augustus, gekreuzigt unter Kaiser Tiberius, er lebte und starb als römischer Untertan. Nicht die Juden, sondern die Römer waren es, die Jesu Leben ein so jähes Ziel setzten, um einer Bewegung Einhalt zu tun, die für sie die Anarchie bedeutete. Nicht die Juden, sondern die Römer verfolgten allenthalben die Christen. Das Christentum war ja nun freilich eine Religion und keine politische Bewegung; aber diese Religion war — wie wir oben sahen — auf ein Prinzip gegründet, das in unversöhnlichem Gegensatz stand zu der Idee, die das römische Imperium trug. Die ältesten Christen mußten erfahren, daß man nicht zugleich Christ und guter römischer Bürger sein konnte.

Über die Kindheit großer Männer wissen wir für gewöhnlich nicht eben viel aus dem einfachen Grund, weil meist niemand eines Kindes künftige Bedeutung voraussieht. Erst wenn aus dem Kind ein Mann geworden ist, der auf Mit- und Nachwelt Eindruck macht, beginnt man biographisches Material zu sammeln, und dann sind bemerkenswerte Einzelheiten aus der Frühzeit in der Regel verlorengegangen. Über die Kindheit großer Religionen weiß aus dem gleichen Grunde die profane Geschichtschreibung nicht viel zu erzählen. Erst wenn die Religion zur Weltreligion erwachsen ist, beginnt die Geschichte sie in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen.

Der Bericht des Markusevangeliums, unserer ältesten Quellenschrift, die das reichhaltigste Material über Jesu Leben gesammelt hat, setzt daher erst mit Jesu öffent-

lichem Auftreten ein, er weiß nichts über Jesu Geburt und Jugendzeit. Genau so weiß auch die profane Geschichtschreibung, die sich später so stark mit dem Christentum zu beschäftigen hatte, beinahe gar nichts über Jugend und Geburt des Christentums; denn diese Religion und ihr Stifter verschwanden anfangs unter den unzähligen anderen Religionen und Religionsstiftern, von denen es damals wimmelte, namentlich in den östlichen Provinzen des mächtigen Römerreichs, wo die Staatsgewalt alle religiösen Bewegungen im Keim zu ersticken suchte, weil sie gar zu oft politische Folgen hatten.

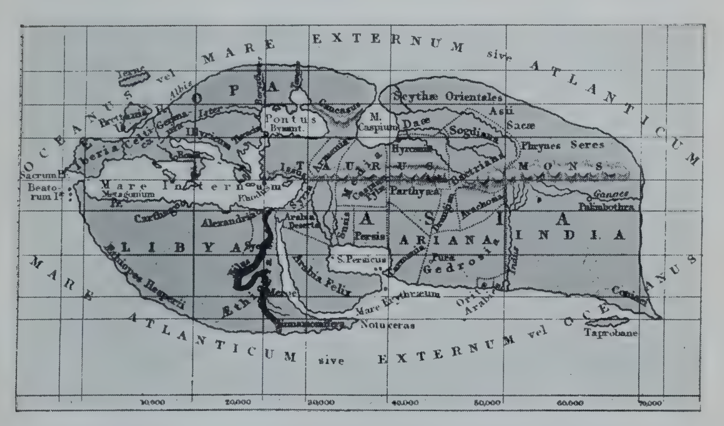
* * *

Der Judenhaß, der im selben Augenblick auftrat, in dem das Christentum als selbständige Religion sich zum Judentum in Gegensatz stellte, hat früh auf einzelne Schichten der Evangelienüberlieferung abgefärbt und legt da den Juden die Hauptschuld an Jesu Tod bei. Ein Beschuldigung, die nun beinahe 2000 Jahre hindurch diesem Volke zum Unheil war.

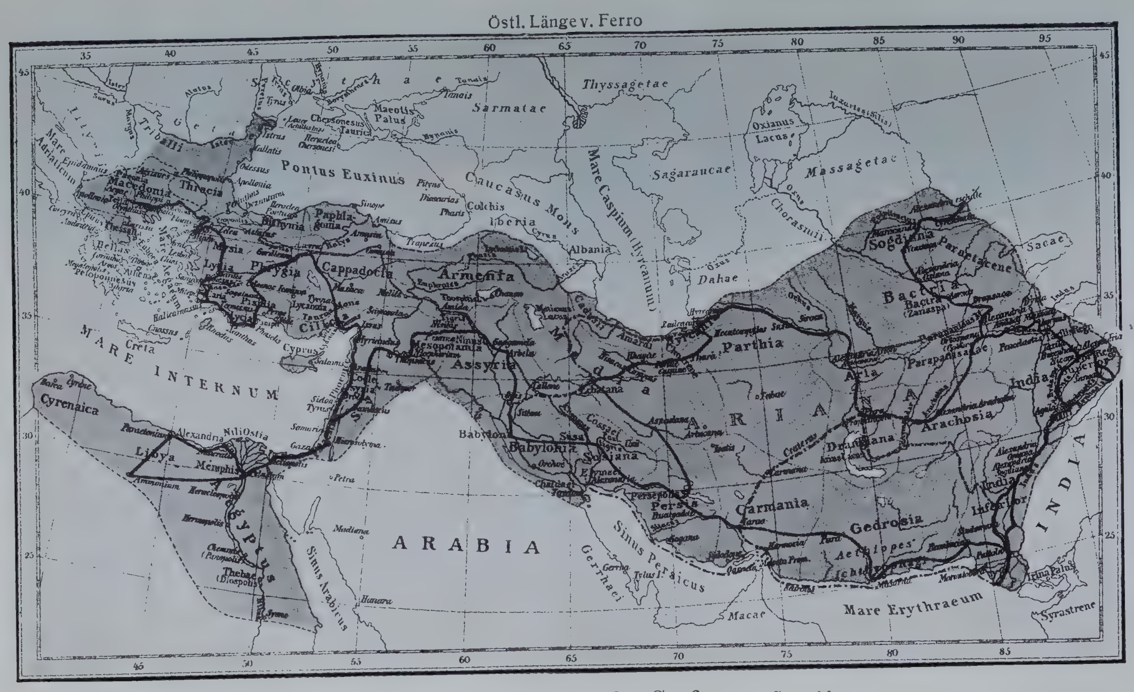
Tatsächlich waren es aber nicht die Juden, sondern die Römer, die unter dem Beistand der kaiserfreundlichen Priesterpartei in Jerusalem Jesus als vermeintlichen Aufrührer gegen die Staatsgewalt kreuzigten, ebenso wie sie in dieser Zeit so manchen anderen Propheten zum Tod beförderten, weil sein Einfluß aufs Volk möglicherweise Veranlassung zu dem Aufstand geben konnte, den man ständig fürchtete, und der auch von Zeit zu Zeit ausbrach und schließlich im Jahre 70 unter



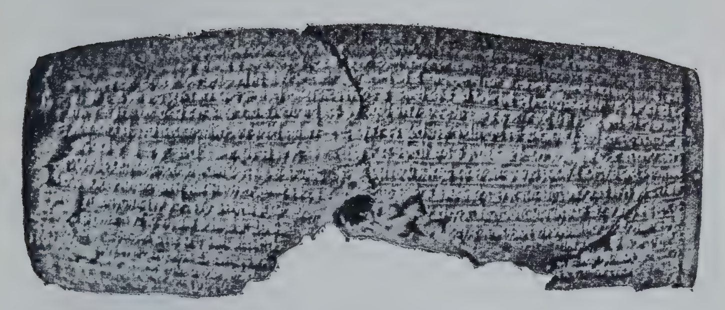
Kampf mit dem Drachen (bzw. mit der Schlange)
auf einem babylonischen Siegelzylinder
[Zu S. 61.]



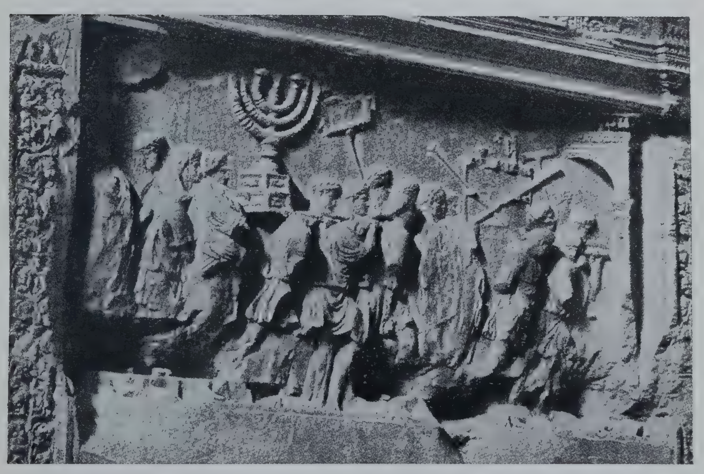
Weltbild nach dem antiken Geographen Strabon (z. Zt. Jesu)
[Zu S. 71.]



Das Weltreich Alexanders des Großen [Zu S. 72 f.]



Des Perserkönigs Kyros (Koresch) Messiasproklamation
[Zu S. 72.]



Triumphzug des Titus nach der Zerstörung Jerusalems (mit dem siebenarmigen Leuchter vom Tempel in Jerusalem). Relief vom Titusbogen in Rom [Zu S. 80 f.]




Eine Münze Bar-Kochba's aus dem letzten großen jüdischen Aufstand 132 n. Chr.
[Zu S. 82.]

/Το[a] κατά[b] ματθαίομ[c] άγιομ[d] ευαγγέλιομ. Cap. 1.



ίβλος [b] γενεσεως [c] ιησού [d] χρισ=
τού [e] υιού [f] δαυίδ [g] υιού [h] αβραάμ.
[i] αβραάμ [k] εγέμμησε/τομ [l] ισαάκ. [m] ι=
σαάκ [n] δε [o] εγέμμησε/τομ [p] ιακώβ. [q] ια=
κώβ [r] δε [s] εγεμμησε/τομ [t] ιουδαμ,
[u] και/τους [x] αδελφούς [y] αυτού. [z] ιούδας [a] δε [b] εγεμ=
μησε/τομ [c] φαρές [d] και/τομ [e] ζαρά [f] εκ/της [g] θάμαρ.

Der Anfang des Matthäusevangeliums und der Stammtafel
Nach einem alten Druck [Zu S. 116 f.]

Kaiser Vespasian zur Zerstörung Jerusalems durch das Heer der römischen Belagerer führte.
Es ist heute vielleicht schwer zu verstehen, daß in diesen Gegenden damals eine neue religiöse Bewegung als Aufruhr betrachtet und in der Regel in Blut erstickt wurde. Messianische Propheten und ihre Anhänger wurden von der weltlichen Obrigkeit aufs heftigste verfolgt und wie Aufrührer behandelt, auch wenn sie nicht politische Propaganda trieben. So wurde z. B. der Prophet Mani (3. Jahrhundert n. Chr.) — dessen Botschaft vorwiegend religiösen Charakter trug und in vielen Punkten an Jesu Lehre anknüpft — von der Obrigkeit gekreuzigt und seine Anhänger jahrhundertelang ganz ebenso wie die Christen verfolgt.
In Palästina wurde der Bußprediger Johannes der Täufer, der religiöse Umkehr predigte, bekanntlich durch den römischen Vasallenführer Herodes hingerichtet. Er war — wie der jüdische Geschichtschreiber Josephus bezeugt — ein Mensch, »der die Juden ermahnte, Tugend und Rechtlichkeit untereinander und Frömmigkeit gegen Gott zu üben«, aber Herodes fürchtete — so fährt Josephus fort —, »daß sein großer Einfluß aufs Volk zu einem Aufstand führen könnte«, deshalb ward er gefangen und hingerichtet und erlitt das gleiche Schicksal wie Jesus und so mancher andere jüdische Prophet der gleichen Zeit.

* *
*

Die römische Eisenfaust lag damals hart auf dem unglücklichen jüdischen Volk. Es gärte und siedete stän-

dig im Volke, aber jede Erhebung — ob sie national oder religiös war — wurde rasch in Blut erstickt. Jesu Kreuzigung, für uns das große weltgeschichtliche Drama, war für die Römer eine Episode, die vielleicht noch weniger Aufsehen erregte, als wenn die Engländer heutigestags eine von jenen Messiasgestalten (Madhi's) unschädlich machen, die im Orient noch heute gelegentlich auftreten und in der Regel Befreiung vom Joch der Fremdherrschaft predigen. Dazwischen einmal gewinnt eine solche messianische Bewegung an Bedeutung und wird in weiteren Kreisen bekannt. Die Regierung ist da eben nicht genügend auf der Hut gewesen. Mancher wird sich noch erinnern, wie der bekannte Mahdi (Messias) aus dem Sudan im Jahr 1885 den großen Aufruhr in Ägypten erregte, die Stadt Chartum einnahm und den englischen General Gordon Pascha mit seinem ganzen Heer niedermachte; so sammelte im Jahre 132 — also zirka 100 Jahre nach Jesu Kreuzigung — ein jüdischer Messias Simon bar Kochba unter Kaiser Hadrian das jüdische Volk zur letzten großen Abrechnung mit den Römern. Über 500 000 Juden, so heißt es, wenn auch übertrieben, gingen für diesen Messias in den Tod, bis schließlich der Aufstand durch die römischen Legionen niedergeworfen war. Solche außerordentlichen Fälle werden in der zeitgenössischen Geschichtschreibung erwähnt, aber mit vielen anderen orientalischen Volksführern, die wie Jesus und Johannes der Täufer vor den europäischen Richterstuhl geschleppt oder ohne Recht und Urteil erledigt wurden, beschäftigt sich die Geschichte nicht. Es ist für den Historiker keine kleine Arbeit, sich mit

all den Justizmorden und Metzeleien näher zu befassen, die der römische Statthalter Pontius Pilatus unter Kaiser Tiberius in den zehn Jahren auf sein Gewissen lud, die er in Palästina sein Wesen trieb, vom Jahre 26 bis 36 n. Chr. Selbst den Römern wurde das zu bunt. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber schildert ihn als einen blutdürstigen Tyrannen und tadelt seine »maßlos wilde Grausamkeit«, seine Räubereien und Metzeleien, seine »unzähligen gesetzwidrigen Hinrichtungen«. Als Pilatus ein paar Jahre nach Jesu Kreuzigung einen Propheten samt seinen Anhängern in Samaria hinrichten ließ, schritt ein Vorgesetzter, der römische Legat in Syrien, Vitellius, ein, enthob ihn seines Amtes und sandte ihn unter der Anklage des Mißbrauchs der Amtgewalt nach Rom. Er entging, wie es heißt, der Strafe für seine Verbrechen im Jahre 39 durch Selbstmord.

* *

*

Jesu Kreuzigung unter Pilatus wäre wohl kaum in der zeitgenössischen Geschichtschreibung erwähnt worden, hätte nicht Jesu Lehre Pilatus überlebt und historische Bedeutung erlangt. Aber das Christentum breitete sich rasch im Römischen Reich aus und wird daher früh von römischen Historikern erwähnt. Das lange Zeit wichtigste und älteste Zeugnis finden wir bei Tacitus, der von der Christenverfolgung unter Kaiser Nero im Jahre 64 spricht; in diesem Zusammenhang sagt er (Annales XV, 44):

»Auctor nominis eius Christus,
Tiberio imperitante per procu-
ratorem Pontium Pilatum
supplicio affectus erat.«

»Der Stifter dieses Namens (der Christen)
ist Christus,
der unter dem Kaiser Tiberius durch den Land-
pfleger Pontius Pilatus
hingerichtet wurde.«

Diese Notiz ist ebenso wichtig wie kurz. Es ist ein profangeschichtliches Zeugnis vom Christentum und seinem Stifter, es beruht auf einem Material, das unabhängig ist von den neutestamentlichen Überlieferungen, und es zeigt, mit welchen Augen die Römer im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die neue Religion ansahen. In Rom betrachtete man damals — wie überhaupt in den ersten drei Jahrhunderten — das Christentum als ein Übel (malum), für das man sich nicht weiter interessierte. Aber man wußte, daß dies Übel aus dem Lande der Juden stammte und von dem Christus, der von Pontius Pilatus hingerichtet worden war. Da haben wir ein Zeugnis vom geschichtlichen Jesus, um das kein unbefangener Forscher herumkommt.

Auch in anderer Beziehung ist diese kurze Bemerkung von Wichtigkeit. In den Evangelien ist Jesus hauptsächlich Jesus von Nazareth, der Prophet aus Galiläa und vom See Genezareth, der in den Gesellschaftsschichten wirkte, deren Geschichte nicht geschrieben wird. Diese Seite von Jesu Leben ist den Römern un-

bekannt, für sie ist er nur der Aufrührer, der durch den römischen Statthalter bestraft wird.

Schließlich ist es wohl wert, das Augenmerk darauf zu richten, daß die Verantwortung für Jesu Verurteilung bei Tacitus auf Pilatus liegt und nicht auf den Juden. Sie haben Jesus gekreuzigt. Wenn die Juden — wie man für gewöhnlich glaubt — Jesus umgebracht hätten, weil er sich für Gottes Sohn ausgab und damit die jüdische Religion verletzte, wäre er gesteinigt worden. Die Kreuzigung war eine römische Strafe und ist niemals von den Juden angewendet worden.

Jesus ist ja nach den ältesten historischen Quellen keineswegs als Gottes Sohn in natürlichem Sinne aufgetreten. Die Juden in ihrer Gesamtheit hatten keinen Grund, ihn zu verfolgen. Er war einer der Ihrigen, ein Jude unter Juden, wie Johannes der Täufer und alle anderen jüdischen Propheten dieser Zeit. Die Staatsmacht, in deren Händen die Rechtspflege, die Macht über Leben und Tod lag, war es, die in all diesen Fällen eingriff.

* *
*

Dazu tritt das gewichtige Zeugnis einer Inschrift, die allerdings in keinem Museum zu finden ist, aber doch ohne Zweifel existiert hat. Es ist die Inschrift, welche die Römer auf Jesu Kreuz anbrachten. Wir können sie die Pilatus-Inschrift nennen.

Nach allen vier Evangelien lautete sie:

»Der König der Juden.«

Wohl deshalb, weil die Evangelien hauptsächlich von Theologen studiert werden, hat man nicht genügend auf den klaren Wortsinn dieser juristischen oder politischen Inschrift geachtet.

Nun hat vor kurzem ein französischer Gelehrter, Henri Regnault, gezeigt, daß der Jesus-Prozeß in allen Instanzen den normalen, gesetzlich vorgeschriebenen Verlauf nach römischer Rechtsordnung nahm (1). Bei den zahlreichen Kreuzigungen im Römischen Reich wurde in der Regel ein Extrakt des Todesurteils, *decretum quo damnatus erat*, eine Art Urteilsbegründung, am Kreuz angeschlagen. Den Sinn der Pilatus-Inschrift auf Jesu Kreuz scheint das spätere Johannesevangelium nicht richtig verstanden zu haben, aber die zwei ältesten Evangelien (Markus 15, 26, Matthäus 27, 37) bezeichnen sie richtig als die Inschrift, die Jesu »Schuld« (aitía) angab. Es war ja auch so: weil Jesus als »König« verurteilt wurde, wurde er mit dem Königsnamen verspottet, bekam den Königskranz, wie ihn die römischen Kaiser auf den Münzen tragen, aufgesetzt und den Königsmantel um die Schultern.

Also ist Jesus nicht von den Juden verurteilt worden, in deren Händen die Rechtspflege gar nicht lag, sondern von den Römern, denen damals die Obrigkeit im Lande zukam. Er wurde nicht verurteilt wegen seiner religiösen Anschauungen, die sicherlich Pilatus nicht sonderlich interessiert hätten, nicht um der angeblichen Gotteslästerung willen, die man darin sah, daß er sich als »Gottes Sohn« ausgab; denn dann wäre auf dem Kreuz nicht gestanden: »Der Juden König«, sondern:

1) Vgl. auch Paul Roué, Le procès de Jésus . . . Paris 1924. (97 S.)

»Gottes Sohn«. — Jesus wurde verurteilt wegen eines angeblichen politischen Verbrechens, weil er in den Augen des Pilatus ein Aufrührer war, der sich zum »König der Juden« machen wollte. Die römische Inschrift auf dem Kreuz stimmt mit dem Zeugnis des Tacitus überein.

Nach den Evangelien ist nicht allein das jüdische Volk Jesu freundlich gesinnt, sogar manche Pharisäer wollen ihm wohl und warnen ihn in Galiläa vor der drohenden Verfolgung durch die Staatsmacht: »Gehe fort und zieh hinweg von hier; denn Herodes will dich töten« (Luc. 13, 31) (1). Aber für die Ausbreitung der christlichen Religion im Römerreich war es ein Hemmnis, daß ihr Stifter als Aufrührer von der römischen Obrigkeit gekreuzigt worden sein sollte. Deshalb wird in der altchristlichen Literatur über die Leidens-

---

(1) Im Gegensatz zu der weltlichen Priesterpartei der Sadduzäer, die jede religiöse Neuerung mit Gewalt, ja mit der Strafe der Steinigung, zu unterdrücken suchte — nicht selten gegen den Willen des Volkes und der Römer, wie wir aus Josephus' »Altertümern« (Buch 20, Kap. 9) entnehmen können —, und die es liebten, die Römer gegen ihre Gegner auszuspielen, sahen die Pharisäer in Jesu Religion nur eine neue Lehrart, die nach jüdischem Herkommen nicht strafbar war; das sehen wir deutlich aus den Erzählungen im 5. und 23. Kapitel der Apostelgeschichte. Dieselbe Einstellung, die wir dort bei Gamaliel und den Pharisäern finden, hatte offenbar auch der Pharisäer Josephus. »Nach dieser Auffassung handelt es sich bei den Christen in Jerusalem um eine Bewegung innerhalb des Judentums, die man dulden kann. Diese Anschauung ist durchaus begründet; denn die Jerusalemer Christengemeinde war in der Tat lediglich eine jüdische Sekte.« (Eduard Meyer: Ursprung und Anfänge des Christentums. Bd. 1 [1921], S. 210/11.)

geschichte Jesu Pilatus, der Vertreter des römischen Imperiums, in apologetischer Absicht mehr und mehr von der Verantwortung an Jesu Kreuzigung befreit und schließlich gar zum Freunde Jesu und zum Anhänger seiner Lehre gestempelt.

Nach Tacitus wurde Jesus »durch« (per) Pontius Pilatus, nach dem späteren christlichen Glaubensbekenntnis, dem sogenannten Symbolum apostolicum, nur noch »unter« (sub) Pontius Pilatus gekreuzigt. Dieser ist hier nicht mehr die handelnde Person; die Kreuzigung geschieht nur wie zufällig unter seiner Regierung. Verschiedene Bibelstellen kennzeichnen deutlich diesen etappenweise vor sich gehenden Prozeß seiner Entlastung, der schließlich im Apostolikum ausmündet (1).

* * *

Aus solcher apologetischer Legendenbildung werden wir in brutaler Weise zur historischen Wirklichkeit zurückgeführt durch einen bisher fast unbeachteten Bericht, der die politische Seite der Jesusbewegung in Jerusalem stark hervorhebt, und in dem ganz unzwei-

---

(1) Nach Markus verurteilt Pilatus, wenngleich widerstrebend, den Angeklagten. Nach Matthäus weigert er sich wiederholt und symbolisiert seine Unschuld durch das Händewaschen: Jesu Blut kommt über die Juden und ihre Kinder. Im Lukasevangelium findet Pilatus »keine Schuld an diesem Menschen«, er »übersendet ihn zu Herodes«, der ihn ebenfalls ohne Schuld erfindet, und versucht schließlich dreimal, Jesus aus der Hand der Juden zu retten. In der Apostelgeschichte (Kap. 3—13) wird Jesus von Pilatus geradezu freigesprochen. Im späten vierten

deutig Jesus von Pilatus als Aufrührer verurteilt wird. Wenn wir irgendwo außerhalb der kirchlichen Literatur Berichte über Jesus zu erwarten haben, dann bei dem jüdischen Geschichtschreiber Flavius Josephus, der seine umfangreichen Werke über die Geschichte des jüdischen Volkes gerade in dem Jahrhundert schrieb, in welchem Jesus lebte. Wir haben da eine wertvolle profane Quelle, die aus derselben Zeit stammt wie die älteren Evangelien (zirka 70—90), aber ganz unabhängig von diesen entstanden ist. Leider sind die Handschriften, in denen diese Werke auf uns kamen, nur durch christliche Abschreiber überliefert, und diese haben wie gewöhnlich den Text in dogmatischem Sinne überarbeitet.

In seiner jüdischen Geschichte (‚Antiquitates‘, 18. Buch) erzählt Josephus nicht allein von Johannes dem Täufer (Kap. 5), sondern auch von Jesus (Kap. 3). Der Text kann aber — so wie er jetzt vorliegt — unmöglich in allen Einzelheiten echt sein. Es gibt eine ganze Literatur über diese Jesusstelle, und unlängst hat der bekannte Berliner Gelehrte Eduard Norden den Bericht überhaupt gestrichen, weil er nach seiner Ansicht zum

---

Evangelium endlich verurteilen die Juden Jesus, Pilatus ist zum Freund Jesu geworden, der ihn zu retten sucht, eine Darstellung, die in der noch späteren apokryphen Pilatusliteratur (dem Pilatusbrief und den Pilatusakten) weiter ausgesponnen wird. In dem legendenhaften »Brief des Pilatus an Claudius (Tiberius)«, der wohl dem zweiten Jahrhundert entstammt, waren es die Juden, die Jesum kreuzigten, nicht Pilatus. Nach den erhaltenen Bruchstücken des apokryphen »Petrusevangeliums« (wohl ebenfalls aus dem zweiten Jahrhundert) bekennt Pilatus sich selber zum Glauben an »Jesus als den Sohn Gottes« (v. 46).

ganzen »Schema« nicht passe (1). Josephus zählt in diesem Zusammenhang eine Reihe von »Unruhen« (*thoryboi, staseis*) auf, aber im Jesusbericht ist von keinem solchen Tumult die Rede.

Nun muß aber Josephus Jesus gekannt und wahrscheinlich auch erwähnt haben. Denn wenn er beispielsweise an einer späteren Stelle des genannten Werkes (Buch 20, Kap. 9) Jakobus, »den Bruder Jesu, des sogenannten Christus«, erwähnt, so wird damit vorausgesetzt, daß die Leser diesen Jesus kennen. Josephus wird also wohl an der vielumstrittenen Stelle ‚Antiquitates' (Buch 18, Kap. 3) von Jesus etwas erzählt haben. Wir waren aber bisher nicht in der Lage, den ursprünglichen Wortlaut dieser Partie herzustellen.

*   *
*

Jahrhunderte hindurch haben in russischen Klöstern einige ganz merkwürdige Handschriften geschlummert, die nicht die »Altertümer« und auch nicht das andere uns erhaltene Werk des Josephus (»Der Krieg der Juden mit den Römern«), sondern die Urfassung dieses Werks, die »Eroberung Jerusalems«, in altslavischer Übersetzung wiedergeben (2). Dieser sogenannte slavische Josephus, der viel ausführlicher über Jesus und die ganze Jesusbewegung berichtet als der bisher bekannte griechische Jo-

(1) Neue Jahrbücher für das klassische Altertum Bd. 31, 1913 S. 637–650.

(2) Diese »Erstauflage« seines Werkes hat Josephus nach R. Eisler anläßlich des Triumphs des Titus über die Juden im Jahre 71 n. Chr. verfaßt.

sephus, soll in nächster Zeit von Professor Istrin in Petrograd herausgegeben werden. Der modernen Jesusforschung wurde dieser Text schon teilweise zugänglich durch A. Berendts' deutsche Übersetzung mit Kommentar (1), und es ergab sich bald, daß auch hier christliche Abschreiber den Text durch dogmatische Einschaltungen erweitert hatten. Nun hat ein österreichischer Gelehrter, Robert Eisler, mit großem Scharfsinn versucht, den ursprünglichen Text dieser Partie wiederherzustellen. Er hat seine Ergebnisse, die er später in einem ausführlichen Buch zusammenfassen will, vorläufig in kleineren Aufsätzen der Kritik unterbreitet, zuletzt in französischer Sprache unter dem Titel ‚Jesus nach der slavischen Übersetzung des Flavius Josephus' (2). Manche Einzelheiten an dieser Rekonstruktion mögen noch besserungsbedürftig sein, aber in der Hauptsache wird Eisler recht behalten. Es handelt sich um ein sehr

---

(1) Die Zeugnisse vom Christentum im slavischen «De bello Iudaico» des Josephus, in Gebhardts und Harnacks Texten und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur. N. F. 14. Bd. Heft 4, S. 1—79 (1906). — Eine billige Taschenausgabe liegt vor in E. Klostermanns: Slavische Josephusstücke (Lietzmann: Kleine Texte für Vorlesungen . . . Nr. 11). Eine deutsche Übersetzung von Berendts und Graß ist in den «Acta» der Universität Dorpat 1925 ff. nur teilweise erschienen. Vollständig ist sie unter dem Titel »Flavius Josephus, Vom Jüdischen Krieg. Buch I—IV nach der slavischen Übersetzung deutsch herausgegeben . . .« bei Prof. Graß erhältlich. (Dorpat, Selbstverlag, Teichstr. 84. 18 RM.)

(2) Erschienen 1926 in der «Revue de l'Histoire des Religions». Eben (1928) beginnt nun das ausführliche Werk Eislers »Jesus Basileus . . .« als 9. Band der Religionswissenschaftlichen Bibliothek (Heidelberg, Winter) in Lieferungen zu erscheinen.

altes und wertvolles Zeugnis von Jesus, das sich möglicherweise irgendwie auf die *orientalische* Ausgabe zurückführen läßt, die Josephus laut Einleitung zu seinem genannten Werk schon früher für seine Landsleute in ihrer Muttersprache, das heißt auf aramäisch, veranstaltet hatte, die uns aber bisher nicht bekannt war.
Hier kann nur der Hauptinhalt dieser neuen Berichte über Jesus wiedergegeben werden:
»Damals trat ein Mann auf ... der wirkte Wundertaten ... durch irgendeine unsichtbare Kraft ... Die einen sagten von ihm, daß unser erster Gesetzgeber (Moses) auferstanden sei von den Toten ... Die anderen aber meinten, daß er von Gott gesandt sei ...
Er widersetzte sich in vielem dem Gesetz und hielt den Sabbat nicht nach väterlichem Brauch (1). Doch wiederum verübte er auch nichts Schändliches noch Verbrechen, sondern nur durch Worte bewirkte er alles.
Viele aus dem Volke folgten ihm nach und nahmen seine Lehren auf, und viele Seelen wurden wankend, meinend, daß sich durch ihn die jüdischen Stämme aus den Händen der Römer befreien würden.
Es war aber seine Gewohnheit, vor der Stadt auf dem Ölberg sich aufzuhalten, und dort gewährte er auch den Leuten die Heilungen. Es gesellten sich zu ihm 150 Helfershelfer, vom Volke aber eine Menge — Da sie aber seine Macht sahen, daß er alles, was er wollte, durch das Wort ausführe, und ihn aufforderten, in die Stadt einzuziehen, die römischen Krieger und den Pi-

---

(1) Josephus selbst war ja bekanntlich ein Anhänger der Partei der Pharisäer. (Siehe dazu oben die Anm. auf S. 87.)

latus niederzuhauen und über uns zu herrschen, da verachtete er uns nicht . . . [Große Lücke].

Als aber den jüdischen Anführern Kunde davon zukam, versammelten sie sich mit dem Hohenpriester und sprachen: Wir sind machtlos und [zu] schwach, den Stämmen zu widerstehen. Da aber auch [gegen uns] der Bogen gespannt ist, so wollen wir hingehen und dem Pilatus mitteilen, was wir gehört haben. Dann werden wir ohne Beschwerde sein. Damit nicht, wenn er es von anderen hört, wir sowohl des Vermögens beraubt als auch selbst niedergemacht und die Kinder [Israels] zerstreut werden (1).
Und sie gingen und teilten es dem Pilatus mit. Und dieser sandte hin und ließ viele aus dem Volk niedermachen, jenen Wundertäter aber ließ er vor sich führen. Und nachdem er über ihn ein Verhör angestellt hatte, erkannte er: ‚er ist ein Zauberer, ein Aufrührer, ein nach der Herrschaft Dürstender, und sie (d. i. die Römer) nahmen ihn und kreuzigten ihn nach dem Brauch der Väter . . .« (2).

* * *

An diesem Bericht springt sofort in die Augen, daß Josephus Jesu Wirksamkeit in Galiläa nicht kennt — oder jedenfalls nicht erwähnt. Hier erfahren wir nur vom

(1) Durch seinen Angriff auf den Tempel (Markus 11, 15 ff.) war Jesus als Feind der Priesterschaft aufgetreten.

(2) Die Übersetzung nach der von Eisler revidierten englischen Übersetzung im 3. Bande der Thackerayschen Josephusausgabe in der 'Loeb Classical Library' Appendix S. 648 ff.

letzten Akt des Dramas in Jerusalem, wo die religiöse Mission des Propheten vor der gärenden politischen Unruhe in der Hauptstadt, kurz vor dem großen nationalen Fest der Juden, ganz verschwindet. Tacitus erwähnt die Hinrichtung Jesu, Josephus redet von den äußeren Ereignissen in Jerusalem, die der Hinrichtung vorangingen, nur die Evangelien berichten von dem eigentlichen Kern des Lebens Jesu und seiner Lehre von dem Gottesreich, das nicht von dieser Welt ist, das sich aber dem Gemüt der Jünger so tief einprägte, daß sie es der Nachwelt überlieferten.

Für die Evangelien ist Jesu Eintritt (*Eisodos;* Apostelgesch. 13, 24) in die Geschichte, seine Taufe durch Johannes, die Einleitung seines Reformationswerkes — seine Kindheit und Jugend kennen sie nicht; für die damalige Profangeschichte tritt Jesus erst durch den Einzug in Jerusalem auf den Schauplatz der Welt.

Zum andern ist an diesem Bericht unverkennbar, daß Jesu Eintritt in die politische Geschichte gelegentlich eines regelrechten Aufruhrs erfolgte, in den Jesus — mit oder gegen seinen Willen — mit hineingezogen wurde. Wie der bekannte Althistoriker Lehmann-Haupt richtig urteilt (1), betrachtet Josephus hier das messianische Auftreten Jesu vom jüdischen Standpunkt aus als einen Aufstand, und der neue Text setzt uns in den Stand, andere versprengte Zeugnisse der Überlieferung innerhalb und außerhalb der Evangelien in diesen Zusammenhang einzuordnen.

---

(1) Josephus' Zeugnis über Jesus. Frankfurter Zeitung Nr. 928, 932 und 938 vom 13., 15. und 17. Dezember 1925.

Josephus' Bericht über die Ereignisse in Jerusalem zu Jesu Zeit hat nun also tatsächlich — wie dies Eduard Norden für den ganzen Zusammenhang gefordert hat — den Charakter einer politischen »Unruhe« *(thorybos).*

* *
*

In interne religiöse Angelegenheiten der Untertanen pflegte sich die römische Regierung in jener Zeit nicht einzumischen, sofern nur der Kaiserkultus respektiert wurde, ebenso fand auch die jüdische Obrigkeit keinen Anlaß zum Einschreiten, wenn nur der Monotheismus, der Glaube an Einen Gott, die alte Grundlage der jüdischen Religion, unangetastet blieb.
Als die Juden — nach der Apostelgeschichte (18, 12ff.) — den Paulus vor den Richterstuhl des römischen Prokonsuls Gallion führten und ihn energisch verklagten: »Er überredet die Leute, Gott zu dienen, dem Gesetz zuwider«, da entgegnete der römische Beamte: »Falls ein Unrecht oder Verbrechen vorläge, so hätte ich euch gern angehört; aber wenn es sich um Streitfragen handelt von der Lehre oder von den Worten oder vom Gesetz unter euch, so müßt ihr selbst die Angelegenheit ordnen. *Richter in diesen Dingen will ich nicht sein.*«
Ein gesetzwidriger Übergriff war es dagegen, als die jüdische Priesterpartei der Sadduzäer zu Josephus' Zeit, im Jahre 63, also etwa 30 Jahre nach Jesu Tod, mit dem Hohenpriester Ananos an der Spitze, gegen die Christen mit Gewalt einschritt. Ananos versammelte — nach

Josephus' Jüdischer Geschichte (Buch 20, Kap. 9) — zur Zeit eines kurzen Interregnums, als nämlich der Statthalter Festus gestorben war und sein Nachfolger Albinus noch nicht in Jerusalem angekommen war, das Synedrion (den ‚Hohen Rat'), »und stellte vor dasselbe Jakobus, den Bruder des Jesus, des sogenannten Christus, sowie noch einige andere, die er der Gesetzesübertretung anklagte und steinigen ließ. Das aber erbitterte die anständigen Leute in der Stadt und die eifrigsten Beobachter des Gesetzes«. Sie verklagten den Hohenpriester wegen dieses Unrechtes, und er wurde daraufhin von den Römern seiner Würde entsetzt.
So verstehen wir, daß die christliche Gemeinde in Palästina, die, am Monotheismus festhaltend, Jesus nicht als Gott, sondern als Menschen verehrte, mehrere hundert Jahre unbehelligt von Juden und Römern bestehen konnte. Jesus selbst konnte darum auch, nachdem er nur Einen Gott lehrte, im Rahmen der jüdischen Religionsübung in den Synagogen Galiläas ungestört predigen; aber mit seinem Einzug in Jerusalem, wo ihm von den Festpilgern als dem nationalen Messias, das heißt als dem König der Juden, gehuldigt wurde, war aus der Religion Politik und aus dem Friedensfürsten, in den Augen der Priester wie der Römer, ein nationaler Freiheitsheld und Aufrührer geworden.
Die ständige Gefahr einer nationalen Erhebung erreichte nämlich stets zur Osterzeit, wo die ganze jüdische Welt aus Palästina und aus der Diaspora nach Jerusalem pilgerte, und wo ungeheure Menschenmassen hier versammelt waren, den Höhepunkt. Deshalb besetzten die römischen Statthalter immer um diese Zeit

die Hallen des Tempels mit Soldaten, »um drohenden Aufruhr sofort zu unterdrücken« (1).
Ein solcher Aufruhr *(Neoterismós)* fand nun, eben in Verbindung mit der Jesusbewegung, statt. Bei Jesu Prozeß ist von einem gewissen Barrabas die Rede. »Er war im Gefängnis mit den Aufrührern, die im Aufruhr einen Mord begangen hatten« (Mark. 15, 7). ‚Bei welchem Aufruhr?' — fragen die Theologen in ihren Kommentaren. Beim »Jesusaufruhr«, antworten wir mit Eisler, und sicher waren auch die sogenannten Schächer, die mit Jesus gekreuzigt wurden, solche »Aufrührer« (2). Ja, Jesus wurde gerade mit diesen Aufrührern gekreuzigt, weil die Priester Jesus als Anführer des Aufruhrs angezeigt hatten.

* * *

Dem nächsten nichtchristlichen Hauptzeugen von Jesus und dem Christentum begegnen wir zu Beginn des 2. Jahrhunderts. Jesus ist nun nicht mehr der Juden, sondern der Heiden König. Nicht um das Judenchristentum, sondern um das Heidenchristentum, um die spä-

---

(1) Josephus, Jüdische Geschichte 20, 5. — Nach Berechnungen, die Joachim Jeremias angestellt hat, war die gewöhnliche Einwohnerzahl Jerusalems damals zirka 55000; dazu kamen von außerhalb zur Osterzeit etwa 125000 Festpilger! (Jerusalem zur Zeit Jesu. I. Teil. 1923. S. 86—97.)

(2) Josephus nennt, wie Eisler beobachtet, die Freischaren der Aufständischen gegen Rom stets auch »Lestaí«, der gleiche Ausdruck, den das Markus- und das Matthäus-Evangelium für die mit Jesus gekreuzigten »Übeltäter« gebraucht.

tere Kirchenlehre handelt es sich jetzt. Deshalb haben wir es da nicht mit dem Menschen Jesus, sondern mit dem Gott Christus zu tun. Die Ausbreitung des neuen Reiches machte mit des Königs Tod nicht halt. Jesus lebt weiter durch sein Wort. Trotz Verfolgungen, Martern und Tod — die gleichen Zwangsmittel, die Jesus gegenüber angewendet worden waren — breitet sich sein Reich gewaltig aus innerhalb des Römerreiches. Tacitus weiß, daß das Christentum von jenem Juden stammt, der als Christus oder Messias von Pontius Pilatus gekreuzigt wurde. Plinius der Jüngere, der in seinen letzten Jahren römischer Statthalter in Kleinasien (Bithynien) war, erzählt im Jahre 112 oder 113 in einem Brief an Kaiser Trajan von den vorderasiatischen Gemeinden, von denen das sogenannte Johannesevangelium in dieser Zeit ausgegangen ist Trotz Verfolgungen und Hinrichtungen — so meldet er an den Kaiser (Epistol. X, 96) — hat dieser grenzenlos dumme Aberglaube auf römische Bürger übergegriffen, »jeden Alters und Standes und beiderlei Geschlechts«, nicht allein in den großen Städten, sondern auch in den Landstädten und auf dem flachen Lande. Im Verhör mußten sie gestehen, »daß sie an einem bestimmten Tag vor Sonnenaufgang zusammenkommen und einen Hymnus *(carmen)* an Christus als ihren Gott *(quasi deo)* im Wechselgesang singen« und außerdem »zusammen eine allgemeine und unschuldige Mahlzeit einnehmen» (das Abendmahl).

»Ich hielt es für notwendig, von zwei Sklavinnen, die sie Dienerinnen (Diakonissen) nannten, die Wahrheit zu erpressen.« Plinius ließ die hinrichten, die am

Christennamen festhielten, aber »glaubte die freigeben zu müssen, die Räucherwerk und Wein für Dein Bild opferten (Kaiserkultus!) . . . und Christus abschworen, wozu sich die, die wirklich Christen sind, nicht zwingen lassen, wie man mir sagt«. —
Nun erheben sich aber hier und da Zweifel, besonders durch anonyme Anzeigen, und Plinius Secundus fragt deshalb den Kaiser Trajan um Rat. Dieser antwortet:

»Trajan an Plinius!

Bei der Untersuchung gegen diejenigen, die als Christen angezeigt wurden, hast du, mein lieber Plinius, ganz das richtige Verfahren angewendet. Man soll sie nicht aufspüren, werden sie dagegen angezeigt und verklagt, so müssen sie allerdings bestraft werden. Anonyme Anzeigen soll man in keinem Fall berücksichtigen. Das gäbe ein schlechtes Beispiel und wäre eine Kulturschande« (Epistol. X, 97).
Nicht alle Kaiser sind so maßvoll gewesen. Andere, darunter Nero und Domitian (auf dessen Christenverfolgung die Offenbarung Johannis anspielt), haben wie wilde Tiere gegen den Nebenbuhler von Nazareth und seine Anhänger gewütet.

* *
*

Niemals hat die Geschichte einen besseren Beweis für die ungeheure Macht religiöser Ideen geliefert als durch den Kampf des römischen Imperiums gegen das Christentum. Der gewaltige Koloß zermalmte alsbald den Friedenskönig von Nazareth. Der hatte nur ein paar

Jahre in einem abgelegenen Winkel der Welt gewirkt, und sein Reich bestand dort nur aus einigen wenigen ungebildeten Fischern: eine ausgeprägte Laienbewegung, ohne jede Literatur. Wohl erst nach des Meisters Tode sammelten die Jünger »Jesu Worte«. Überall verfolgte man seine Anhänger mit Martern und Todesstrafen, und dennoch hatte sein Reich in weniger als drei Jahrhunderten das mächtige Römerreich besiegt, so daß der römische Kaiser Konstantin der Große im Jahre 324 das Christentum zu einer vom Staate anerkannten Religion erheben und Jesus als den König der Könige anerkennen mußte.

Nichtchristliche Quellen werfen ein helles Schlaglicht auf die zwei ältesten Phasen der Geschichte der alten Kirche, auf das Juden- und das Heidenchristentum. Außerbiblische Zeugnisse bestätigen, was wir anderwärts von Jesus und den ältesten Stadien des Christentums erfahren. Der alte Konflikt zwischen der Staatsgewalt und dem prophetischen Messias, zwischen Rom und Jesus gibt uns den äußeren Rahmen für sein Leben und seinen Tod. Im Widerstreit der heidnischen Staatsgewalt gegen Jesus lernen wir einen Kampf kennen, der sich in versteckten Formen noch heutigestags wiederholt.

DIE JUNGFRAUENGEBURT

NÄHERES von Jesus erfahren wir in den neutestamentlichen Quellen; jedoch müssen wir da mit Hilfe der zwei schon genannten Wissenschaften — Bibelkritik und vorderasiatische Altertumskunde — Punkt für Punkt zwischen ursprünglichem Geschehen und später zugefügter Theologie sondern. Heidnische mythologische Elemente haben sich in die Geschichten von Jesu Geburt bis zu seinem Tod und darüber hinaus eingedrängt, denn das Heidenchristentum hat gesiegt und auf die ursprüngliche geschichtliche Überlieferung abgefärbt.

Eine wahrhafte historische Schilderung von Jesu Leben gibt deshalb in wesentlichen Punkten ein anderes Bild als die Kirchenlehre. Schon was Jesu Geburt anlangt, so haben offenbar alle neutestamentlichen Schriften ursprünglich angenommen, daß er auf natürliche Weise als Josephs rechter Sohn geboren war. Von den 27 neutestamentlichen Schriften, die die historische Grundlage des Christentums bilden sollen, erwähnen nur zwei die Jungfrauengeburt, und selbst da befindet sich diese Lehre in offenem Widerspruch zum übrigen Inhalt der betreffenden Schriften. Die Jungfrauengeburt ist also ein isolierter Bestandteil, der — im Widerspruch zu unserm ganzen Neuen Testament — aus der apokryphen Literatur später in die Bibel eingedrungen ist. Jesus

selbst hat niemals diese Lehre verkündet, seine Apostel oder Jünger ebenfalls nicht, sie findet sich nicht in der ersten christlichen Gemeinde auf jüdischem Boden und war überhaupt der jüdischen Religion und dem Alten Testament ganz fremd.
Woher stammt dann solch merkwürdige Lehre, die später ein Hauptdogma der katholischen Kirche wurde und selbst nach der Reformation im evangelischen Glaubensbekenntnis bestehen blieb, obwohl sie in Widerspruch zur Bibel steht, die doch nach protestantischer Auffassung die einzige Norm für die Lehre der Kirche sein sollte?

* *

*

Die Antwort gibt uns die Religionsgeschichte. — Früher kannte man Judentum und Christentum nur aus der Bibel. Dies Buch ist nun seit bald 2000 Jahren die kreuz und quer durchstudiert worden, und es versteht sich von selbst, daß von außen kommendes historisches Material zur Beleuchtung der Schriften, die noch heute das Fundament des religiösen Lebens unserer Kultur bilden, nicht hoch genug bewertet werden kann.
Früher besaß man indes so gut wie gar kein derartiges Material. Selbst im vergangenen Jahrhundert, als die moderne protestantische Theologie ihr Haupt erhob und ein neues kritisches Bibelstudium forderte, als die »Bibelkritik« einsetzte, als man hinsichtlich der Abfassungszeit der einzelnen biblischen Schriften umzulernen begann und ein neues Bild des Entwicklungsganges innerhalb des Judentums und des Urchristen-

tums zeichnete, da war man noch beinahe ausschließlich auf die Bibel selber angewiesen.
Dies Buch hatte von jeher als göttliche Urkunde gegolten, die geradeswegs vom Himmel gefallen war, ohne eine organische Verknüpfung mit der übrigen religiösen Literatur der Erde aufzuweisen. Das Judentum, aus dessen Schoß das Christentum hervorgegangen war, galt stets als isoliertes Phänomen in der Religionsgeschichte, die jüdische Nation war noch immer Gottes einzig auserwähltes Volk, sie schien zur Erlösung ausersehen, wie die anderen Völker zum Verderben. Judentum und Christentum waren heilige Bezirke, abgeschlossen von den anderen Religionen durch eine unübersteigliche Mauer, und innerhalb dieser Mauer lag alles in gedämpftem Licht, in mystischem Halbdunkel. Es war gar nicht leicht zu erkennen, was da drinnen vor sich ging.

* *
*

Nun hat sich das Bild verändert. Die Türen zu dem heiligen Bezirk haben sich allenthalben weit geöffnet. Das Licht aus der Umwelt, das grelle Tageslicht der Geschichte strömt hinein. Juden- und Christentum werden in organische Verbindung mit anderen Religionen des Altertums gebracht. Sie verlieren dabei nicht ihr Eigengepräge, sie ragen immer noch hoch über alle anderen Religionen empor, aber wir können nun ihr Werden und Wachsen verfolgen, können den Vorsprung besser würdigen, den sie vor den Religionen haben, in denen sie wurzeln, und können unterscheiden,

was ihnen noch vom Heidentum ihrer Zeit anhaftet.
Zu diesem Heidentum gehört die Dreieinigkeit, die nicht an einer einzigen Stelle der Bibel bezeugt ist, gehört ferner die Verwandlung des Abendmahls in göttliches Fleisch und Blut, eine Lehre, die ebenfalls dem Judentum und der ältesten christlichen Gemeinde fremd war, und dazu gehört schließlich auch die Jungfrauengeburt.

* *
*

Wir haben oben gesehen, daß die Hoffnung auf einen göttlichen Friedefürsten, der als Messias ein ewiges, allumfassendes Friedensreich aufrichten sollte, nicht nur ein Hauptbestandteil der jüdischen, sondern auch der anderen semitischen Religionen in den letzten Jahrtausenden war, sie war lang vor Christus bei anderen vorderasiatischen Völkern bekannt, von wo aus sie auch bei Griechen und Römern Eingang fand.
Der Erhabene, der diese göttliche Mission erfüllen sollte, war nach der alten Auffassung kein gewöhnlicher Mensch, sondern Gottes Sohn in rein natürlichem Sinn, er hatte eine irdische Mutter, aber keinen menschlichen Vater, er war auf wunderbare Weise zur Welt gekommen, indem eine Jungfrau durch eine geheimnisvolle von oben stammende Kraft schwanger geworden oder unmittelbar von der höchsten Gottheit befruchtet worden war.

* *
*

Wir wissen heute von einer Reihe von historischen Persönlichkeiten, die vor Jesu Auftreten von der bewundernden Mit- oder Nachwelt als fleischgewordene Söhne Gottes verehrt wurden, die auf solch übernatürliche Art und Weise geboren worden waren. In den alten südsemitischen Inschriften ist der königliche Messias nicht irgendein Menschensohn, sondern der Sohn des Gottes, er hat keinen menschlichen Vater, sondern ist, wie es wieder und wieder in den Inschriften heißt, direkt vom höchsten Gott gezeugt. Dasselbe wird von babylonischen und assyrischen Königen erzählt, wie auch von Alexander dem Großen und von Kaiser Augustus. »Wenn die neue Königin« — so heißt es in ägyptischen Texten — »in ihrem prächtigen Gemache weilt, nähert sich ihr der höchste Gott in der Gestalt ihres Gemahls. Sie erwacht von dem Wohlgeruch, der ihn umgibt, und lächelt dem Gott zu. Der tritt hin zu ihr, offenbart sich ihr in seiner göttlichen Gestalt, und sie freut sich, seine Herrlichkeit zu schauen. Wenn so der Gott an ihr seinen Willen erfüllt hat, verheißt er ihr, daß sie einen Sohn gebären soll, der König sein wird über Ägypten« (1).

Andere Beispiele würden hier zu weit führen; man kann weiteres Material zur Beleuchtung des heidnischen Charakters der Jungfrauengeburt in einem hochinteressanten Buch Eduard Nordens (»Die Geburt des Kindes«, Leipzig 1924) finden, und der Verfasser selbst hat jüngst aus alten semitischen Inschriften neue Parallelen den schon bekannten zugefügt (D. Nielsen,

---

(1) A. Erman, Die ägyptische Religion. 2. Aufl. S. 49.

»Der dreieinige Gott in religionshistorischer Beleuchtung«, Kopenhagen und Berlin 1922).

* * *

Ebendort ist auch dargetan, wie die semitische Götterdreiheit in den letzten Jahrhunderten vor Christus in literarisch gebildeteten und aufgeklärten Kreisen unter der Einwirkung griechischer Philosophie sich aus körperlichen Gestalten zu den abstrakten geistigen Wesen umgebildet hat, die wir aus dem Johannesevangelium und anderen nichtjüdischen, vorderasiatischen Schriften kennen. Gott ist Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten (Joh. 4, 24). Rings um Palästina in ganz Vorderasien wird in diesem Zeitraum der Sohn zum »Wort« und die Muttergöttin zum Heiligen Geist. Dieser Vergeistigungsprozeß erstreckt sich auch auf die Messiasgestalt. Die unterdrückten Völker Vorderasiens setzten nun ihr Vertrauen nicht mehr auf einen Herrscher mit materieller Macht, sondern auf einen rein geistigen Messias, auf einen Friedensfürsten, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, und der deshalb auf geistige Weise Gottes Sohn ist, indem er mehr als andere Menschen von Gottes Geist erfüllt ist.

Solche Messiasauffassung, zu der auch wir Kinder des 20. Jahrhunderts uns bekennen können, wurde zu Beginn unserer Zeitrechnung mehrfach auf große Geister, auf hervorragende Propheten, Lehrer und Religionsstifter angewandt, auf keinen aber mit größerem Recht als auf den Größten von ihnen allen, Jesus von Naza-

reth, dem ganz im gleichen Sinn auch das Johannesevangelium als dem Messias und Gottessohn huldigt. Neben diesem Glauben an einen Messias, der in rein geistigem Sinne Gottes Sohn war, finden sich jedoch in dieser Periode in den Kreisen des Volkes außerhalb des jüdischen Landes noch Reste des alten Messiasglaubens, wonach auch dieser prophetische Friedensfürst in physischem Sinne durch übernatürliche Geburt Gottes Sohn ist. So sah man z. B. Jahrhunderte vor Jesu Geburt Pythagoras und Platon als unmittelbar von Gott gezeugt an, ohne menschlichen Vater. Gleiches erzählte man sich später von Apollonios von Tyana in Kleinasien wie auch von anderen vorderasiatischen Propheten. Und in Ägypten wurde in vorchristlicher Zeit Imhotep, ein Weiser der Vorzeit, der wie Jesus Baumeister war und den Anstoß zu verschiedenen heiligen Schriften gab — zwar als Prophet und für gewöhnlich nicht als König oder Gottessohn —, abgebildet, aber auch er war doch nicht ein gewöhnliches Menschenkind, sondern ein Sohn der obersten Gottheit und einer Ägypterin, Chredu-'onch, einer Art ägyptischer Mariengestalt.

* * *

Die Juden, die im letzten vorchristlichen Jahrtausend stets an der Spitze der semitischen Religionsentwicklung marschierten, hatten schon lange, bevor griechischer Einfluß wirksam wurde, mit Hilfe religiöser Reformatoren, die aus ihrer eigenen Mitte erstanden, der sogenannten Propheten, sich von der uralten gemein-

semitischen Götterdreiheit Vater, Sohn und Mutter frei gemacht und verehrten nur noch den Vater als einigen Gott. Durch die Verwerfung des Sohn- und Mutterwesens drangen sie nicht nur zum Monotheismus durch, zum Glauben an e i n e n Gott, sondern reinigten zugleich ihren eines Kulturvolkes unwürdigen Gottesbegriff von der Familienmythologie.
Sie waren wie später die Muhammedaner der Meinung, daß der allmächtige Gott nicht nach Menschenweise Weib und Kinder haben und darum auch nicht einen Sohn in natürlichem Sinne besitzen könne. »Er zeuget keine Kinder«, heißt es im Koran (Sure 112), er hat weder »Söhne noch Töchter«. »Wie sollte der Schöpfer des Himmels und der Erde Kinder haben können, da er doch kein Eheweib sein eigen nennt?« (Sure 6, 100 bis 101.)

* *

*

Die Messiaserwartung jedoch, Vorderasiens großer Königsgedanke, die Hoffnung auf einen »Frieden auf Erden«, an die auch wir uns heute festklammern, ging den Juden nicht verloren; aber aus ihrem Messias wurde in Übereinstimmung mit dem Monotheismus und der vergeistigten Gottesauffassung, die den gebildeteten Heiden Vorderasiens eigen war, ein menschlicher Friedensfürst im Geiste, geboren auf natürliche Weise, ein «Menschensohn» — nicht »Gottessohn« —, wie es ständig in den drei ältesten Evangelien heißt. *Weder Johannes der Täufer noch Jesus von Nazareth, Bar-Kochba oder irgendein anderer historischer Mes-*

sias der Juden aus dieser Zeit ist irgendwann einmal auf jüdischem Boden als Gottes Sohn in natürlichem Sinne angesehen worden, als durch Jungfrauengeburt oder sonst auf übernatürliche Art und Weise zur Welt gekommen. — Dagegen hatten die Juden in einem andern Punkt einen Rest der alten äußerlichen Messiasauffassung bewahrt, indem ihr nationaler Messiasglaube auf einen Messias aus dem alten Königshaus von Davids Stamm aus Bethlehem wartete. Die typische national-jüdische Messiasbezeichnung hierfür war Ben-David: »Sohn Davids«.

Der religionsgeschichtliche Hintergrund der Jungfrauengeburt läßt sich demnach in folgende Sätze zusammenfassen:

1. Jesus ist nicht, wie man früher meinte, die einzige historische Persönlichkeit, von der eine jungfräuliche Geburt erzählt wird. Es war das vielmehr ein fester mythologischer Bestand in der Geschichte der Weltfriedenssehnsucht, der sich wie ein roter Faden durch die ganze vorderasiatische Geschichte in den letzten Jahrtausenden v. Chr. zieht, in den Inschriften von einer Reihe mächtiger Könige erzählt wird und auch von mehreren großen Propheten bezeugt sein will.
2. In den letzten Jahrhunderten v. Chr. hatte sich jedoch die übernatürliche Geburt des Friedensfürsten überall, wo jüdische Religion herrschte, und auch bei allen aufgeklärten Heiden in Übereinstimmung mit der höheren religiösen Kultur der Zeit zu einem spezifisch geistigen Sohnverhältnis umgebildet, das ebenfalls mehreren geschichtlichen Personen beigelegt wird.

Die alten Völker, von denen wir unsere Religion, un-

sere Ideale und den Messiasglauben haben, geistige Güter, die heute noch unsere Kultur erfüllen, hatten also schon vor zwei Jahrtausenden aus ihrem Glaubensbekenntnis mit anderem heidnischen Erbgut auch die Jungfrauengeburt gestrichen, die ja auch die meisten von uns heutigen Menschen abstößt.
So wissen denn die biblischen Schriften, wie wir im folgenden sehen werden, auch nichts von ihr.

JESU GEBURT

Joseph zeugete Jesus.
Matthäus 1,16 nach der alten syrischen Handschrift.

IN Übereinstimmung mit dem jüdischen Monotheismus, der nur e i n e göttliche Person kennt, faßt das Alte Testament den messianischen Friedensfürsten als Menschen auf und überträgt den von der altsemitischen Religion und Messiaserwartung ererbten Ausdruck »Gottes Sohn« in mehr geistigem Sinn auf ein besonderes geistiges Sohnverhältnis zwischen Messias und Gott.

Wenn der Dichter z. B. unter Verwendung der allgemeinen orientalischen Messiasschmeicheleien für die Fürsten bei ihrer Thronbesteigung, wie wir sie nun so gut aus den Inschriften kennen, Jahwe sagen läßt: »Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget« (Ps. 2, 7), so kann dies natürlich nur auf geistige Art verstanden werden. Der König ist auf menschliche Weise geboren, nicht von irgendeiner Jungfrau. Die messianische Stelle Jes. 7, 16, die nach der griechischen und der alten deutschen Übersetzung lautet: »Die Jungfrau ist schwanger und gebiert einen Sohn«, spricht tatsächlich gar nicht von einer »Jungfrauengeburt«. Im Urtext steht nämlich dort *Alma,* »junges Weib«, nicht *Betula,* »Jungfrau«, weshalb auch die deutsche Übersetzung richtig lauten muß: »Die junge Frau ist schwanger . . .»

Das Christentum ist vom Judentum ausgegangen und unterscheidet sich von ihm in diesem Punkte nicht. Jesus, der selbst Jude war und seine erste Gemeinde unter Juden bildete, ist niemals aufgetreten als einer, der in natürlichem Sinne von Gott geboren sein wollte, und keiner seiner Apostel hat irgendeinmal diese Lehre verkündet oder sie als Beweis für seine Gottnatur angeführt.
Nach der Bibel sind alle Menschen Gottes Kinder, aber Jesus ist Gottes Sohn auf ganz besondere Weise, weil er in einzigartigem Maße mit Gottes Geist erfüllt ist. Dieses geistige Sohnverhältnis tritt, geschichtlich betrachtet, erst da hervor, wo Jesus, berührt von des Täufers Verkündigung, sein Werk als religiöser Erneuerer beginnt. Alle Evangelisten lassen deshalb mit seiner Taufe durch Johannes Gottes Geist über ihn kommen und das Sohnverhältnis eintreten. Damals ward Jesus zu seiner historischen Mission geweiht, ebenso wie in jener alten Anschauung der König-Messias erst zum Sohn Gottes wird an dem Tag, da man ihn zum König salbt.
In den ersten drei Evangelien lauten nach unseren Bibelausgaben die Worte, die nach der Ausgießung des Geistes bei der Taufe durch Johannes an Jesus geschehen, folgendermaßen: »Du bist mein lieber Sohn . . . an dir habe ich Wohlgefallen», aber eine ganze Reihe von alten Handschriften sowie ein Zeugnis aus dem 2. Jahrhundert haben hier die ursprüngliche Lesart bewahrt, die mit dem 2. Psalm übereinstimmt: »Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget.»
Da haben wir das authentische Zeugnis der Evangelien darüber, wie und wann Jesus zum Sohn Gottes ge-

worden ist. Es ist die geistige Sohnschaft, auf die die Apostelgeschichte gelegentlich (10, 38) und Jesus immer wieder hinweist als auf den Beweis für den göttlichen Charakter seiner Lehre. Jesus ist durch ein wunderbares geistiges Erlebnis als reifer Mann zum Sohn Gottes geworden, und nicht durch wunderbare natürliche Geburt. — Den Text hat man später geändert, weil er dem Dogma von der Jungfrauengeburt, dem ältesten Glied in der katholischen Marien- und Madonnenverehrung, widersprach.

Ebenso wie sich die Jungfrauengeburt im Alten Testament nur auf die unrichtige Übersetzung eines einzigen Wortes gründet (Jes. 7, 16; s. oben), so kann sich Jesu Geburt von einer Jungfrau im Neuen Testament nur auf ein paar Verse im Anfang des Matthäus- und Lukasevangeliums stützen, die aus textlichen Gründen sich als unecht erweisen.

Zum ersten findet sich die Legende von der Jungfrauengeburt nur in den unhistorischen Geburts- und Kindheitsberichten, die später vor den eigentlichen Beginn der Evangelien des Matthäus und Lukas eingeschoben wurden, aber mit Recht bei Markus und Johannes fehlen.

Zum andern haben selbst diese apokryphen Erzählungen in ihrer ursprünglichen Form keine Jungfrauengeburt gekannt. Bei Lukas stehen die zwei Verse, die von ihr berichten (1, 34/35) offensichtlich im Widerspruch mit dem Zusammenhang und werden daher mit Recht von der neueren Theologie der historischen Schule als späterer Einschub und als Textverfälschung angesehen. Entfernt man sie, so bleibt Verkündigung und Erzäh-

lung von der Geburt eines Messias (Jesus) in gewöhnlicher jüdischer Erzählweise, ebenso wie der zu Beginn des Lukasevangeliums vorhergehende Bericht von eines Propheten (des Täufers) Geburt erzählt. Bei Matthäus steht die Jungfrauengeburt im 1. Kapitel ebenfalls im Widerstreit mit dem sonstigen Inhalt des Evangeliums, namentlich mit der im gleichen Kapitel vorausgehenden Stammtafel.
Es verdient überhaupt Beachtung, daß der Ausdruck »Jungfrau Maria«, der eine so große Rolle in dem unbiblischen katholischen Marienkult spielt und dadurch Eingang in das auch von den Protestanten übernommene Glaubensbekenntnis gefunden hat, im Neuen Testament überhaupt nicht vorkommt.

* * *

Rechnet man diese späteren Einschiebsel ab, so weiß das Neue Testament überhaupt nichts von einer Jungfrauengeburt, sondern bezeugt im Gegenteil mit voller Klarheit, daß Jesus Josephs wirklicher Sohn war.
Nach der Rede des Apostels Petrus im 2. Kapitel der Apostelgeschichte war Jesus kein Gott, sondern ein Mann (Anér, V. 22), durch den Gott große Dinge tat. Durch natürliche Geburt war er als Josephs Sohn von Davids Stamm (V. 30).
Für Paulus ist Jesus ebenfalls Gottes Sohn nur in geistigem Sinne, durch natürliche Geburt (katà sárka) jedoch Davids, das heißt Josephs Sohn (Röm. 1, 4; Apostelgeschichte 13, 23); dieselbe Lehre bieten alle Evangelien.

Selbst das Johannesevangelium, das am stärksten Jesu göttliche Natur betont, kennt keine Jungfrauengeburt. Dort ist Jesus (Kap. 1, 45) der Sohn Josephs. Ja, eine solch sinnlich-materielle Gottesauffassung wie die, welche der Jungfrauengeburt zugrunde liegt, steht tief unter dem geistigen Niveau dieses Evangeliums.

Markus kennt diese Lehre vollends nicht, er bietet vielmehr einen klaren Beweis gegen Jesu übernatürliche Geburt. Nach seinem Berichte suchen die »Seinen« nach ihm (Kap. 3, 21), das sind »seine Mutter und seine Brüder« (V. 31), um ihn dahin zu bringen, daß er sein Wirken aufgebe, ja sie sagen rundheraus, »er sei von Sinnen« (V. 21, élegon gár, hóti exéste). Seine Mutter und seine Brüder glauben nämlich nicht an ihn, und es kommt zu einem glatten Bruch mit der Familie. Seine Mutter hört nicht auf die Frauen, die ihm nachfolgen, und ist nach den ältesten Evangelien nicht einmal bei seiner Kreuzigung zugegen (Mark. 15, 40—41; Matth. 27, 55—56). Auf diese Verhältnisse spielt Jesus an, wenn er darüber klagt, daß einem Propheten bei seinen Verwandten und »in seiner Familie« (oikía) nichts als Verachtung zuteil wird (Mark. 6, 4; Matth. 13, 57).

Der Unglaube der Mutter und der Familie, der auch bei Matthäus und Lukas bezeugt ist, schließt jeden Gedanken an eine übernatürliche Geburt aus. Hätte die Mutter wirklich jene wunderbaren Erlebnisse gehabt (übernatürliche Empfängnis, Stern im Osten, Anbetung des Kindes durch die Weisen), die die apokryphe Evangelienliteratur mit der Geburt des Kindes in Verbindung setzt, so hätte doch sie die erste sein müssen, die an ihn geglaubt hätte.

Matthäus und Lukas haben uns nun überdies zwei jüdische Stammtafeln bewahrt, die Jesu Davidabkunft belegen sollen. Beide sind wertvolle religionsgeschichtliche Dokumente, indem das Geschlechtsregister, wie bei den Semiten üblich, hier wie dort über den Vater geführt wird und demnach Joseph als Jesu leiblichen Vater erweist.

* *
*

Als später die Jungfrauengeburt in die Texte eingeschmuggelt worden ist, war natürlich diese Stammtafel der Hauptanstoß für die neue Lehre, und wir können noch deutlich die Harmonisierungsversuche der Abschreiber durch Berichtigungen und Einschübe feststellen. Wir befinden uns ja in einer Zeit, wo man noch keinen feststehenden Bibeltext besaß; »die Verschiedenheit der Abschriften war — wie der Kirchenvater Origines (3. Jahrhundert) bezeugt — mannigfaltig«, indem die Schreiber »hinzufügten oder ausließen, was ihnen paßte«. — In dem Ausdruck der Stammtafel bei Lukas: »Jesus war ein Sohn Josephs« (Luk. 3, 23), wurden die Worte zugefügt: »wie man meinte«, ein Einschub, der die ganze Stammtafel sinnlos macht, denn was hat es für ein Interesse, daß Joseph von David abstammt, wenn Joseph nicht wirklich Jesu Vater, sondern nur sein Pflegevater war? In dem Fall flösse ja kein Tropfen von Davids Blut in Jesu Adern.
Das Geschlechtsregister bei Matthäus fängt mit David an. David zeugte Salomon, Salomon zeugte Rhoboam usw. . . . Matthan zeugte Jakob, Jakob zeugte

Joseph, und Joseph zeugte — so heißt es im ursprünglichen Text — Jesus, der genannt wird Christus. So also hebt das Evangelium nach Matthäus an, der demnach ebenfalls im Einklang mit allen anderen biblischen Schriften Jesus als Josephs leiblichen Sohn ansieht. Gleich nach dieser Stammtafel im 1. Kapitel des Evangeliums ist indessen der Bericht von der Jungfrauengeburt eingeschoben, der ausdrücklich hervorhebt, daß Joseph Jesus nicht gezeugt hat.

Nun wäre es konsequent gewesen, die Stammtafel, die sich weder im ältesten Evangelium (des Markus) noch bei Johannes findet, ganz wegzulassen; aber sie stand nun einmal in der alten Matthäus-Handschrift. Man begnügte sich deshalb — ähnlich wie in der Stammtafel bei Lukas und in dem Bericht über Jesu geistige Geburt (Matth. 3, 17), der ebenfalls einer Jungfrauengeburt widerstreitet — mit den gewöhnlichen Harmonisierungsmaßnahmen im Text, man strich: »Joseph zeugte Jesus« und schob nach der ersten Erwähnung Josephs ein: »den Mann Marias, von welcher Jesus geboren ist«. Ein Einschub, der wie ein scharfes Messer die Blutsbande zwischen Jesus und Joseph entzweischneidet, aber gleichzeitig die ganze Stammtafel bedeutungslos macht. Man versteht schlechterdings nicht, wozu irgend jemand sich die Mühe hätte machen sollen, Josephs Ahnen nachzuspüren, wenn dieser nicht Jesu Vater gewesen wäre.

* *
*

Solche Textänderungen traten wahrscheinlich erst in Gestalt der üblichen Glossen am Rande der Handschrif-

ten auf und wurden dann später, als der katholische Marienkultus an solchen Verfälschungen Bedarf hatte, dem kanonischen Texte einverleibt.

Die Fälschung, die die moderne Evangelienkritik an jener Stelle des überlieferten Matthäus-Textes erkennen wollte, hat sich vor einiger Zeit auf unerwartete Weise dokumentiert. Zwei Engländerinnen, Lewis und Gibson, fanden nämlich 1892 in dem alten Sinaikloster eine Pergamenthandschrift mit einer syrischen Heiligenlegende. Bei näherer Untersuchung erwies sich die Handschrift als ein sogenannter Palimpsest. Der ursprüngliche Text war ausgewischt — Pergament war ja auch damals ein kostbarer Artikel —, damit man das Material zum Beschreiben mit einem neuen Text verwenden konnte. Durch Anwendung chemischer Mittel wurde die ursprüngilche Schrift lesbar, und man sah, daß es das Bruchstück einer alten syrischen Evangelienhandschrift war. Diese wertvolle Handschrift — der sogenannte Sinai-Palimpsest — hat eine ganze Reihe ursprünglicher Lesarten bewahrt und führt unter anderem in der Stammtafel bei Matthäus lesbar und deutlich die Worte: »*Joseph zeugte Jesus.*« —

Diese drei Worte hat die protestantische Theologie, wie gesagt, längst als ursprünglichen Wortlaut von Matth. 1, 16 vermutet, und wir haben hier also kurz und bündig die biblische Lehre von Jesu Geburt. Jesus ist auf allgemein menschliche Weise von Maria, Josephs Weib, geboren, nicht gezeugt vom Heiligen Geist, sondern von Joseph. Ganz wie es auch in einer alten Evangelienharmonie heißt: »Jakob zeugte Joseph, den Mann Marias, der mit ihr Jesus erzeugte.«

Es ist wert, unterstrichen zu werden, daß nach all dem zwei voneinander unabhängige Wissenschaften, Religionsgeschichte und neutestamentliche Textkritik, die beide mit verschiedenem Material und mit verschiedener Methode arbeiten, in der Frage der Jungfrauengeburt zum gleichen Resultat gelangen:

Die Religionsgeschichte hat, wie gezeigt wurde, dargetan, daß die Jungfrauengeburt ein Stück primitiven Heidentums war, das sich in der semitischen Messiastheologie Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung fand, aber schon Jahrhunderte vor Jesu Auftreten in der jüdischen Religion ganz verschwunden war und sich bei anderen vorderasiatischen Religionen nur noch als rudimentäre Versteinerung in den tieferen Schichten der Volksreligion fand. Und auch die biblischen Schriften, die einen Ausschnitt aus dem höchsten Religionsgut ihrer Zeit darstellen, kennen keine Jungfrauengeburt, sondern lehren ausdrücklich, daß Jesus Josephs Sohn war. Erst später taucht diese Lehre zugleich mit der heidnischen vorchristlichen Madonnenvereherung aus der Tiefe empor, dringt in die Bibeltexte ein und wird durch die katholische Kirche kanonisiert.

Dies ist die Vorgeschichte des Dogmas: »geboren aus Maria der Jungfrau«.

JOSEPH DER MAURER / JESU VATER

DER Mann, der nach dem übereinstimmenden Zeugnis der Evangelien Jesu leiblicher Vater war — nicht sein Adoptivvater —, war ein Handwerker aus Nazareth in Galiläa, kein Zimmermann, wie man in unsern Bibelübersetzungen liest und auf Bildern sehen kann, sondern ein Maurer.

Sein Handwerk wird uns im Urtext von Matth. 13, 55 mit dem griechischen Wort »tektōn« (Baumeister) angegeben, das allerdings auch Zimmermann bedeuten kann. Es klingt an in dem modernen, ursprünglich griechischen Wort »Architekt«, bei dem die griechische Endung -ōn weggefallen ist. Architekt heißt Oberbaumeister, ebenso wie z. B. Archi- (Erz-) Bischof »Oberbischof« und Archi- (Erz-) Engel »oberster Engel« bedeutet.

Nun war die Zimmermannsarbeit in Europa früher, als die meisten Häuser Fachwerkbauten waren, das Wichtigste am Hausbau, und daraus erklärt sich vielleicht die hier unrichtige Übersetzung von »tektōn«, die in alle Bibelausgaben übergegangen ist. In Palästina indessen war und ist noch heute Holz etwas Seltenes, natürlicher Stein dagegen ist reichlich vorhanden, und deshalb baut man dort die Häuser jetzt wie im Altertum von Grund auf aus mehr oder weniger zugehauenen Steinen; selbst das Dach und die Fensteröffnungen oder Lichtlöcher werden mit Stein überwölbt. An einem gewöhnlichen Bauernhaus in Palästina ist kein Balken

Holz. Der Baumeister oder sein Arbeiter ist also dort Maurer.

* *

*

Dies Handwerk ist in der Regel in bestimmten Familien heimisch, in denen es sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Deshalb ist auch Jesus, wie wir bei Markus 6, 3 lesen, ein Tekton oder Maurer geworden. Nun kann man zwar der Ansicht sein, daß es im Grunde recht gleichgültig ist, ob Jesus Zimmermann oder Maurer war, da er ja nicht als Baumeister, sondern als Religionsstifter seine Bedeutung erlangt hat. Aber gerade weil Jesu Leben und Lehre von so ungeheurer Bedeutung war und ist, muß man alle noch so kleinen Züge sammeln, die irgendwie neues Licht über sein Leben und seine Lehre verbreiten können.
Daß Muhammed Kaufmann war, wird ganz deutlich aus seinen Reden. Viele Ausdrücke im Koran erklären sich nur so. Den Propheten Ezechiel versteht man nur, wenn man weiß, daß er als Sohn eines Priesters, der selbst wieder den Beruf des Vaters ausübte, eigentlich mehr vom Priester als vom Propheten an sich hatte. Aus Amos spricht der Hirte, und aus Jesu Worten und Gleichnissen hören wir nicht den Zimmermann, sondern den Maurer und Landmann heraus.
Ludwig Schneller, der lange Jahre Pfarrer und Missionar in Palästina war, hat in seinem Buch »Kennst du das Land?« gezeigt, daß Jesus als Baumeister nicht Zimmerer, sondern Maurer war; ferner erzählt er dort, daß die Maurer in Palästina auch durchwegs Ackerbau

treiben, weil jener Beruf nur eine »Saisonbeschäftigung« bietet.
Ein Landmann also, ein naturverbundener Mensch ist es, der uns in Jesus entgegentritt, kein gelehrter Pedant, dessen Welt staubige Bücher sind. Wer kennt nicht all die schönen Bilder von den Lilien auf dem Felde und den Vögeln unter dem Himmel, vom Säemann, der ausging, zu säen, vom Unkraut unter dem Weizen, vom Weinberg und vom Gärtner, vom Baum und seinen Früchten. — Und der Maurer spricht zu uns, wenn Jesus beispielshalber Simon den »Felsen« (Petros) nennt und auf diesen Felsen seine Gemeinde bauen will, ebenso in dem Gleichnis von den großen Kosten beim Bau eines Turmes, oder wenn er mahnt, daß man sein Haus nicht auf Sand bauen soll, sondern auf Felsengrund.

* * *

Als Sohn Josephs, des Maurers und Bauersmanns, gehörte Jesus der einfachen Landbevölkerung Galiläas an, ohne jedoch ein Proletarierkind zu sein. Das Kindlein in der Krippe nimmt man meist für ein Zeichen äußerster Armut:

> Ach Herr, du Schöpfer aller Ding,
> Wie bist du worden so gering,
> Daß du da liegst auf dürrem Gras,
> Davon ein Rind und Esel aß.
>
> (M. Luther. — Bayr. Gesangbuch 72, 9.)

Aber die Landbevölkerung in Palästina bewohnt jetzt wie ehedem in der Regel einfache Steinhäuser mit

Lichtöffnungen an Stelle der Fenster und mit einem einzigen Wohnraum (1), in dem sich in kalten Nächten auch das Kleinvieh aufhält. So kommt es, daß in einem solchen Haus auch häufig eine Krippe steht, und man benutzt sie gern als Lager für kleine Kinder, die darinnen weich und warm liegen. Betten hat man keine, Erwachsene und Kinder pflegen sonst auf einer Matte am Boden zu schlafen. Ein kleines Kind in einer Krippe ist in Palästina etwas ganz Gewöhnliches.

* *
*

Als Sohn des jüdischen Bauern und Maurers Joseph wurzelt Jesus mit seinem Leben und seiner Lehre fest in der damaligen jüdischen Kultur und Religion. Über ganz Palästina, also auch über Galiläa waren damals Synagogen verstreut, und auch in Nazareth gab es eine solche. Dort versammelte sich die Bevölkerung am Sabbath zum Gottesdienst, zur Verlesung der heiligen Schriften. Hier vor allem wurde er mit der Religion seiner Väter vertraut, ganz besonders hat man ihn wohl auch zur Befolgung des obersten jüdischen Gebotes angehalten, der sogenannten »Schĕma«, in der der Glaube an den einen unsichtbaren Gott in Verbindung mit dem Gebot der Liebe eingeschärft wird. Dies Gebot war in den vorangegangenen Jahrhunderten unter langen und schweren Kämpfen allmählich zum

---

(1) Wenn abends das Licht angezündet wird, leuchtet es darum auch, sofern man es nicht unter einen Scheffel stellt, allen, die im Hause sind, wie Jesus in der Bergpredigt aus täglicher Erfahrung sagt (Matth. 5, 15).

nationalen Sonderbesitz geworden und stellte zu Jesu Zeit das große Erbe dar, das die jüdische Religion hoch über alle gleichzeitigen Religionen hinaushob.
Dies Erbe wurde überall in Palästina von allen Gesellschaftsklassen mit einem Fanatismus gehütet, von dem man sich heute schwer eine Vorstellung macht. Die Annahme einer Existenz anderer Götter neben dem einen, allmächtigen Gott, wurde, wie wir z. B. aus dem Tod des Stephanus ersehen (Apostelgeschichte 7, 55ff.), mit sofortiger Steinigung bestraft, und ungezählte jüdische Märtyrer erlitten lieber einen qualvollen Tod, als diesen ihren Glauben zu verleugnen.
Zu Jesu Zeit war es nicht allgemein, daß die Kinder der einfachen Bevölkerung lesen lernten; aber sobald bei einem Knaben das Verständnis erwacht war, nahm ihn der Vater aufs Knie und lehrte ihn der Juden großes Gebot. Später nahm er ihn dann mit in die Synagoge, wo dies Glaubensbekenntnis der Juden an jedem Sabbath erscholl.
In ähnlicher Weise hat sicherlich auch der Maurer Joseph sein Söhnlein Jesus an den einen, allmächtigen Gott zu glauben gelehrt, und dieser Glaube muß sich tief in des Kindes empfänglichen Sinn gesenkt haben, denn Jesus hat späterhin niemals seinen jüdischen Kinderglauben abgelegt. Als rechtgläubiger Jude besuchte er später fleißig die Synagogen, nahm beim »*Maftir*« an der Verlesung des Prophetentextes in der Synagoge von Nazareth teil (Luk. 4, 15ff.) und stand auch noch als religiöser Neuerer unerschütterlich fest auf dem Boden der jüdischen Religion.
Freilich kämpfte er an gegen die Äußerlichkeit und

Pedanterie der Pharisäer und »Schriftgelehrten« (das heißt der Theologen), gegen all das kleinliche Wesen und den Gesetzesbuchstaben, der schon damals persönliche Religiosität zu ersticken drohte und dann in der Folge das Judentum zur fossilen Religion machte; aber an dem großen Grundgebot der Juden hat Jesus niemals gerüttelt. Er erklärt es ausdrücklich für das vornehmste aller Gebote (Mark. 12, 28ff.) und hat deshalb niemals irgendeine Dreiheit oder Dreieinigkeit des Gottesbegriffs gelehrt, ebensowenig wie er je selber als Gott oder Gottes Sohn aufgetreten ist (Mark. 10, 18). — In diesem Kardinalpunkt war Jesus, der Sohn des jüdischen Handwerkers Joseph, ganz der gesetzestreue Jude.

* *
*

Des Vaters Einfluß hat sicher noch tiefere Spuren in dem zum Manne heranreifenden Jesus hinterlassen.
Jesus blieb nicht auf der Stufe der Gotteserkenntnis stehen, die seine Volksgenossen erreicht hatten. Für die Juden war der Eine unsichtbare Gott in erster Linie eine nationale Gottheit, der Vater des jüdischen Volkes. Die Nation und ihre Erhaltung war alles, der Einzelne hatte nur Bedeutung als Glied des Volksganzen, daher bedeutete auch das Schicksal des Einzelnen nach dem Tode nichts. Der Auferstehungsglaube war zu Jesu Zeit nur schwach, viele Juden glaubten nicht an ein Leben nach dem Tode.
Jesu Religion dagegen konnte eine internationale Religion werden, sie konnte ihren Siegeszug über die ganze Erde antreten, denn bei ihm ist der Einzelne alles. Gott

ist da eines jeden einzelnen Menschenkindes barmherziger Vater. Das stärkste menschliche Vertrauensverhältnis, dasjenige zwischen einem kleinen Kinde und seinem Vater, wird hier auf das Verhältnis des Menschen zu Gott übertragen. Das Kind wendet sich darum in jeder Lebenslage vertrauensvoll an seinen himmlischen Vater und zweifelt niemals an seiner Liebe, auch nicht, wenn es fehlt und bestraft wird.
Diese kindlich-vertrauensvolle Gesinnung gegenüber dem himmlischen Vater hat Jesus zur Grundlage der Religion und der Auferstehungshoffnung gemacht. »Wahrlich, wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen.« Das Kind ist das größte Symbol in der neuen Religion, und das Gebet dieser neuen Religion heißt »Vater unser«.
Wir stehen hier einem ganz Neuen in der Religionsgeschichte gegenüber, einer wahren Revolution in den Gedankengängen der damaligen Zeit. Nicht das kleine Kind, sondern der Weise, der alte Mann mit der teuer erkauften Erfahrung eines langen Lebens war ja wohl sonst das Ideal des Altertums. Weder bei den Juden noch bei anderen semitischen Völkern hatten Weiber oder gar Kinder Zugang zum Gottesdienst. Kein jüdischer Lehrer ließ sich herab, vor Weibern und Kindern zu sprechen. Deshalb wollten Jesu Jünger sie auch stets fortjagen, wenn sie sich dem Meister näherten. Kein jüdischer Prophet oder Rabbi, auch keiner der berühmten Weisen des Altertums, weder Buddha noch Zarathustra, Muhammed, Sokrates, Seneca oder Cicero hat je das unmündige, unwissende Kind als Ideal aufgestellt. Wie kam Jesus zu dieser neuen Religion, die

nun beinahe 2000 Jahre für Millionen und aber Millionen Menschen den sicheren Grund in Leben und Tod bedeutet?

* *
*

Bei vielen Großen, die der Menschheit neue geistige Werte schenkten, hat man in ihrem Verhältnis zu ihrer Mutter oder bei der Mutter selber Spuren dessen finden können, was den Sohn späterhin so groß gemacht hat.
Jesu Mutter indessen stand kalt und ohne Verstehen seinem Wirken gegenüber. Sie suchte, wie wir sahen, ihn davon abzubringen (Mark. 3, 31), sie hörte nicht auf die Frauen, die ihm nachfolgten, und war nach dem Bericht der ältesten Evangelien nicht unter den Weibern, die bei seiner Kreuzigung zugegen waren. Jesus mußte sich innerlich von seiner Mutter lossagen, er preist seine Anhänger selig im Gegensatz zu ihr (Luk. 11, 27f.), er klagt darüber, daß ein Prophet »bei seiner Familie« verachtet ist, und er spricht niemals in seinen vielen Gleichnissen von dem Verhältnis des Kindes zu seiner Mutter oder von der Mutterliebe zum Kinde. Immer hören wir ihn vom Vater sprechen, besonders gern von dem Vertrauensverhältnis des kleinen Kindes zu seinem guten Vater.
Offenbar starb sein Vater frühzeitig; als Jesus erwachsen ist, hören wir nur von seiner Mutter, seinen Brüdern und Schwestern. Natürlich kann man hier nur Vermutungen anstellen. Aber es war bei den Juden der Vater, der für des Kindes religiöse Erziehung sorgte, und die einzig schönen Gleichnisse Jesu von der un-

erschöpflichen Liebe des Vaters zu seinem Sohn, die steten Lobpreisungen des kindlichen Vertrauens zum Vater als Vorbild für den Glauben der Erwachsenen an ihren Vater im Himmel könnten vielleicht auf persönliche Erlebnisse Jesu in seinen Kinderjahren schließen lassen, auf Erinnerungen an einen ungewöhnlich guten Vater, dessen Einfluß tiefe Spuren in der geistigen Entwicklung des Sohnes hinterlassen hat.

Die Erinnerung an einen solchen Vater ist wohl dem Sohn durchs ganze Leben gefolgt, sie klingt nach in seinen Worten und hat dann überhaupt den Grundton in der christlichen Religion gebildet.

DIE KINDHEIT JESU

VON einer historisch getreuen Schilderung der Kindheit Jesu gilt das gleiche wie von einem historischen Bericht über sein ganzes Leben. Wir müssen das Überlieferungsgut von der später hinzugefügten Messiasmythologie reinigen, um zum historischen Kern vorzudringen.

Das große und aufsehenerregende Ergebnis der neueren Ausgrabungen in Vorderasien ist ja — das sei noch einmal betont —, daß wir nunmehr aus den letzten Jahrtausenden vor Jesu Geburt eine uralte vorderasiatische Messiasmythologie mit gewissen feststehenden mythologischen Motiven kennen, die nicht allein an die Gestalt Jesu geknüpft wurde, sondern von Mal zu Mal auf verschiedene geschichtliche Personen angewendet ward, die von der Mit- oder Nachwelt des Messiasnamens für würdig erfunden wurden.

Nun gab es da manches in Jesu Leben und Lehre, was den eingebürgerten Messiasvorstellungen widersprach. So war Jesus z. B. kein Königssohn, nicht geboren in der Königsstadt Bethlehem, sondern ein Mann aus dem Volke von Galiläa. Er legte es nicht darauf an, irgendeine politische Rolle zu spielen, sondern gründete ein Reich, das nicht von dieser Welt war; er gelangte im Leben zu keiner geehrten und geachteten gesellschaftlichen Stellung, sondern starb den Tod eines Verbrechers.

Wenn nun trotzdem Jesus als Messias verehrt wurde,

so läßt sich das nur durch den überwältigenden Eindruck erklären, der von ihm ausging. Schon unsere ältesten schriftlichen Überlieferungen von Jesus sind mit dieser Vorstellung durchtränkt. Für uns zeugen sie damit nur von der gewaltigen Größe der Jesusgestalt. Dies ist der wirklich historische Kern, der dem ganzen zugrunde liegt.

* * *

Messias! — Durch dieses Wort wurde damals automatisch eine Reihe von Jahrtausende alten Vorstellungen aus der Tiefe des Volksempfindens heraufgeholt, für uns vielleicht wunderlich und barock, aber ebenso elementar vertraut der damaligen Welt, einem jeden Kinde bekannt.
Jeder wußte, daß die Person, die diesen Namen trägt, umstrahlt war von göttlichem Glanz. Sie war geboren auf wunderbare Weise und durch göttliches Eingreifen, bei ihrer Geburt erschienen Zeichen am Himmel und Wunder in der Natur. Der Messias war als Kind den Verfolgungen durch die Mächtigen dieser Welt ausgesetzt, aber entging ihnen glücklich und zeigte sich schon, bevor er herangewachsen war, den anderen an Weisheit überlegen. Sein Lebenslauf bestand in einer Reihe wunderbarer Taten, und sein Tod war ebenso von Wundern begleitet wie seine Geburt; denn man ließ sie alle auferstehen und gen Himmel fahren, denen man den Messiasnamen gab.
Wenn wir daher bei Matthäus und Lukas von dem Zeichen hören, das den Hirten auf dem Felde erschien,

vom Stern im Osten und den Weisen aus dem Morgenland, von der Flucht nach Ägypten, vom Kindermord zu Bethlehem und von der Weisheit des zwölfjährigen Jesus im Tempel, so ist das alles nichts Neues für den, der orientalische Mythologie und Geschichtschreibung kennt. Ähnliches wird beispielshalber in der vorchristlichen Zeit von verschiedenen babylonischen und assyrischen Herrschern sowohl wie von Kyros, Alexander dem Großen und Kaiser Augustus erzählt. Es sind die gleichen wohlbekannten mythologischen Motive, die bei jeder Messiasgestalt wiederkehren.

Wir wissen nun, daß solche Erzählungen ihre Wurzel nicht in wirklichen historischen Geschehnissen haben. Mit dem historischen Alexander, Augustus oder Jesus haben sie nichts zu tun. Sie lagen schon 2000 Jahre vor Christi Geburt in fest fixierter Form vor.

Wenn daher all das auch zu der allerältesten Jesusüberlieferung gehören würde, ja selbst wenn jedes Blatt der Bibel es bezeugte, so könnte man es doch nicht als geschichtlich betrachten. Es ist indessen leicht zu beweisen, daß diesen Erzählungen weder in der ursprünglichen Jesusüberlieferung noch in den Evangelien noch in der Bibel überhaupt Heimatrecht zukommt, sondern daß sie ebenso wie die Jungfrauengeburt erst später in zwei der biblischen Schriften eindrangen.

Es geht hier in der Tat wiederum wie mit so vielen anderen übernatürlichen Zügen in der biblischen Jesusüberlieferung. Die beiden schon oft genannten voneinander unabhängigen Wissenschaften, die literarische Bibelkritik und die vorderasiatische Altertumswissenschaft begegnen sich auch hier in demselben Resultat,

obwohl sie ganz getrennt mit verschiedenem Material und mit verschiedenen Methoden arbeiten.

* *
*

Einzelheiten über Jesu Geburt und Kinderjahre haben sich nicht erhalten. Wir wissen auch sonst von der Kindheit großer Männer nicht recht viel. So versagt die historische Überlieferung über die Jugend von Buddha und Muhammed, und der große Prophet von Galiläa tritt ebenso wie andere Religionsstifter erstmals ins Licht der Geschichte da, wo er als ein reifer Mann öffentlich aufzutreten beginnt. Von seiner Jugend meldet die historische Überlieferung gar nichts.

Jesu öffentliches Wirken wird nach dem übereinstimmenden Zeugnis aller neutestamentlichen Schriften durch das Auftreten Johannes' des Täufers eingeleitet. Jesu Eintreten (Eísodos) in die Geschichte fällt überall mit seiner Taufe durch Johannes zusammen. Das Auftreten des Täufers ist der erste feste Punkt in der Überlieferung. Das Leben Jesu, wie es von den Aposteln verkündet und später von den Evangelisten aufgezeichnet wurde, beginnt immer damit. Das bezeugt der Apostel Petrus in der Apostelgeschichte 1, 22 und 10, 37 und Paulus ebendort 13, 24.

Markus, unsere älteste und zuverlässigste Quellenschrift, bietet keinen Geburts- und Kindheitsbericht, sondern gibt des Täufers Wirken als »Beginn« der Jesusüberlieferung, die er kennt. Den gleichen Anfang finden wir im 3. Kapitel des Matthäus- und des Lukasevangeliums, wo wir deutlich den ursprünglichen Be-

ginn vor uns haben, während die zwei jeweils vorhergehenden Kapitel mit dem Bericht über Jesu Geburt und Kindheit durch Inhalt, Form und Sprache deutlich ihren späten, apokryphen Charakter verraten. Selbst das Johannesevangelium, das am stärksten von allen Jesu Göttlichkeit betont, weiß nichts von einer wunderbaren Geburt oder Kindheit Jesu.

* * *

Aber später wurde der leere Zeitraum zwischen Jesu Geburt und seinem öffentlichen Auftreten mit Geschichten ausgefüllt, die stark an die erinnern, die man sich von Buddhas und Muhammeds Kindheit erzählt. Diese Legenden, von denen eine Anzahl in unseren heutigen Bibelausgaben in den ersten zwei Kapiteln von Matthäus und Lukas auf eine Linie mit den geschichtlichen Nachrichten über Jesus gestellt ist, wurden frühzeitig als besonderer Zweig der Evangelienliteratur in den sogenannten »Kindheitsevangelien« gesammelt, sie waren angeblich von Aposteln verfaßt und genossen in der alten Kirche große Volkstümlichkeit. Man las sie allenthalben bei alt und jung mit Eifer neben den Evangelien, die in die Bibel Aufnahme fanden.
Das älteste dieser Kindheitsevangelien, das sogenannte Protevangelium des Jakob, stammt in seiner heutigen Gestalt ungefähr aus der Mitte des 2. Jahrhunderts, ist also nicht viel jünger als das Johannesevangelium, und es hat wie die meisten anderen Evangelien Quellenschriften und Einzelberichte benutzt, die aus dem 1. Jahrhundert stammen.

Hier lesen wir nun Wort für Wort den Bericht über die Jungfrauengeburt, den wir aus der Bibel und von unserer Kinderlehre her kennen, außerdem über die Volkszählung und die Geburt in Bethlehem, die Weisen aus dem Morgenlande und den Kindermord zu Bethlehem. In dem etwas jüngeren Kindheitsevangelium des Thomas erscheint der zwölfjährige Jesus im Tempel und setzt die Schriftgelehrten durch seine Weisheit in Erstaunen. Also finden sich all die wunderbaren Erzählungen in den ersten beiden Kapiteln von Matthäus und Lukas gerade in der apokryphen Evangelienliteratur.

* *
*

Daß diese Erzählungen nicht zum historischen Jesusbild gehören, wird auch auf andere Weise klar. Zum ersten widersprechen sie allem, was wir von den tatsächlichen Verhältnissen zu Jesu Zeit wissen. Der grausame Kindermord des Herodes z. B. wäre wohl sicherlich von jüdischen Chronisten erwähnt worden. Und wir wissen, daß Jesus nicht aus Bethlehem, sondern aus Nazareth stammt. Zum andern widersprechen sie sich gegenseitig. Um Jesus in Bethlehem geboren sein zu lassen, läßt z. B. Matthäus im 2. Kapitel seine Eltern von Anfang an da wohnen und sich erst später in Nazareth ansiedeln, während Lukas' Quelle die Eltern ursprünglich in Nazareth wohnen läßt und, um die Geburt nach Bethlehem verlegen zu können, eine unhistorische Volkszählungsreise erfindet (Luk. 2, 4—39).

Die Erzählungen, die sich um Jesu Kindheit weben,

sind wie die Geschichten aus Tausendundeiner Nacht Blätter aus dem bunten Märchenbuch des Orients und gehören, so hart das klingen mag, ins Reich der Fabel. Für viele von uns Heutigen haben Kinderglaube und Kindheitserinnerungen einen verklärten Schimmer über diese altehrwürdigen Erzählungen verbreitet, die zur Weihnachtszeit der Pfarrer in der Kirche verliest, wenn der Weihnachtspsalm verklungen ist; aber sie gehören nicht mehr zum Weihnachtsevangelium des erwachsenen Menschen.

* *
*

Als einen — freilich nüchternen — Ersatz für das verlorene Weihnachtsevangelium kann die neuere Forschung Bescheid geben über die Gesellschaft, der Jesus entstammt, über die sozialen Bedingungen, in denen das Kind aufwuchs, und über die ganze Umwelt, die ihn umgab und mitbestimmend war für die Bildung der Persönlichkeit, die auf die Weltentwicklung eingewirkt hat wie kein andrer.
Es kann nicht kräftig genug hervorgehoben werden, daß diese Persönlichkeit neue, in der Geschichte der Religionen bisher ganz ungekannte Werte geschaffen hat. Jesus hat ein Licht angezündet, das bis in die spätesten Zeiten scheinen wird, und das an Stärke und Klarheit alles überstrahlt, was uns das Altertum an Religion und Lebensweisheit überliefert hat. Aber das Neue hat doch seine Wurzeln in der Vergangenheit, es steht in organischem Zusammenhang mit der damaligen Kultur und kann nur verstanden und gewür-

digt werden, wenn man es in Beziehung zu Jesu Zeit setzt.

* *
*

Eine Persönlichkeit wie Jesus ersteht natürlich nicht aus einem Hottentotten- oder Indianerstamm, sie setzt eine gewisse Kulturhöhe seines Volkes voraus, wenn auch freilich Jesus unberührt war von dem, was man in jener Zeit unter feinerer Bildung verstand.
Die blendende griechische Kultur, die damals von Rom bis Babylon die Welt beherrschte, war für Jesus ein verschlossenes Buch. Von der europäischen Kultur hat Jesus nicht gelernt. Den Griechen verdanken wir die Philosophie, den Gebrauch des freien Gedankens; die religiösen Werte kommen vom Osten. In der Religion ist stets der Orient Europas Lehrmeister gewesen, und unter den orientalischen Völkern brachte es die semitische Rasse zur höchsten religiösen Kultur. Um die Zeit Christi übernahmen die Juden die Führerstellung unter den semitischen Völkern, und Jesu Leben und Lehre ist die höchste und unerwartet reiche Entfaltung dessen, was keimhaft in der jüdischen Religion beschlossen lag, mit der er von Kindheit an vertraut war.
Die Juden waren gegen die Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. am weitesten voran unter den semitischen Völkern. Eine ganze Reihe von Prophetengestalten, deren Namen heute jedes Kind kennt, förderte die religiöse Entwicklung im Sturmschritt bis ungefähr ums Jahr 500 v. Chr. Als dann das Volk aus der babylonischen Gefangenschaft heimkehrte, war zwar seine Kraft nicht

gebrochen, aber die Kurve, die die Kulturentwicklung eines Volkes bezeichnet, war im Absteigen. Man zehrte von dem großen Erbe der Vorzeit, die Prophetenstimme eines reformatorischen Zeitalters war verstummt, und an ihre Stelle war leeres Zeremonienwesen getreten. Unter dem Druck der griechischen und römischen Fremdherrschaft war nichts von aufbauenden religiösen Kräften zu spüren; aber das Erbe der Väter, den Einen unsichtbaren Gott und sein Gebot, dies einzigartige Sondereigentum der Juden, das sie vor allen Völkern der Erde auszeichnete, das große nationale Erbe der Vergangenheit, das hütete man in allen jüdischen Häusern mit einem Fanatismus und einer Todesverachtung, die für die alten Griechen und Römer ebenso unverständlich war wie für einen modernen Europäer.
So etwa war die geistige Atmosphäre, in der das Jesuskind vor über 1900 Jahren in dem Dorf Nazareth in Galiläa aufwuchs. Von seinen Vätern hatte es den scharfen religiösen Instinkt der semitischen Rasse geerbt, als Jude hatte es gelernt, unverrückt an *einen* Gott zu glauben, und im übrigen erhielt es seine geistige Nahrung aus den heiligen Schriften seines Volkes, aus denen jeden Feiertag in der Synagoge gelesen wurde. Man kann diese Ausbildung einseitig nennen; aber sie repräsentierte damals die höchste religiöse Kultur der Welt und gab die historische Basis ab für Jesu Leben und Lehre. Sein ganzes Wirken bliebe unverständlich, wenn wir diese Kultur und Literatur beiseite ließen, in der Jesus steht, und aus der er schöpft.
Allerdings erhielt Jesus keinerlei theologische Bildung, er wurde nicht in eine Rabbinenschule geschickt, er-

lernte nicht die schwarze Kunst der Schriftauslegung und kannte die alte jüdische Literatur offenbar nur durch die aramäischen Übersetzungen, die beim Sabbathgottesdienst und in den Häusern benutzt wurden. Denn er gehörte ja der einfachen Landbevölkerung von Galiläa an, sprach deren Dialekt, den aramäischen, und hatte nur den geistigen Horizont eines Unstudierten, wenn man so sagen will, er konnte kein Latein und Griechisch und vor allem kein Hebräisch, was doch die klassische Sprache der Juden war, in der das Alte Testament geschrieben ist. In religiösen Fragen war Jesus Laie, er verlebte seine Kindheit in einer Laienfamilie, las als Laie seine Bibel und trat später, als er sein Wirken als religiöser Reformator begann, als ein Laienprediger auf. Seine Jünger waren ausschließlich Laien, ebenso seine älteste Gemeinde. Das Christentum war ursprünglich eine ausgeprägte Laienbewegung, ganz ohne Dogmen und Theologie.

* *
*

Um Jesu religiöse Entwicklung verstehen zu können, muß man sich vor Augen halten, daß er früh unter dem Einfluß der alttestamentlichen Schriften stand; aber es muß dabei auch hervorgehoben werden, daß Jesus diese Literatur mit der frischen Unmittelbarkeit des Laien aufnahm und nicht durch die theologische Brille betrachtete.

Die Aufgabe der Theologie in jeder Religion, überall und zu allen Zeiten, ist es ja, die religiöse Literatur in ein abgeschlossenes dogmatisches System zu bringen,

das als göttliche Offenbarung nicht verändert, verbessert oder weiterentwickelt werden darf. Deshalb neigen Theologie und Priesterschaft bei allen Völkern zu konservativer Verstocktheit und zu Fanatismus. Die theologisch-dogmatische Ausbildung wirkt tödlich auf persönliche Religiosität, auf neue religiöse Impulse und auf Fortschritt in jeder Gestalt.

Jesus aber betrachtete die Bibel seinerzeit nicht als abgeschlossene Offenbarung, sondern als Anregung zu weiterem Fortschreiten. Auf den empfänglichen Sinn des Kindes und des Jünglings hat sie befruchtend und fördernd eingewirkt, indem sie die ursprüngliche religiöse Veranlagung frei machte, die in seinem Wesen beschlossen lag.

So wurde Jesus zum Kampf gegen die Theologen (Schriftgelehrten) und Priester seines Volkes geführt, denn er empfing seine religiösen Impulse nicht aus der Theologie, sondern von dem jüdischen Laientum, dem er entstammte. In dem Heimatboden, auf dem er als Kind gespielt, lagen die Wurzeln des religiösen Idealismus, mit dem er nach und nach die Heidenwelt bezwang, und der ihn in den Stand setzte, selbst sein Leben für die Erfüllung der religiösen Forderung dranzugeben.

DIE JUGEND JESU

Du hast uns für dich geschaffen,
und unser Herz ist voll Unruhe,
bis es Ruhe findet in dir. Augustin.

UNTER der Römerherrschaft war Galiläa mit seiner derben, freiheitsliebenden Gebirgsbevölkerung ständig ein Herd politischer Unruhen. — Dies nördliche Grenzland hatte seit alters eine Mischbevölkerung, die stark mit fremden, nichtjüdischen Elementen durchsetzt war und daher Galiläa, das heißt »Heidenland«, genannt wurde (Jes. 8, 23; Matth. 4, 15). Zwar waren die Galiläer rechtgläubige Juden; aber ihr Dialekt war etwas verschieden von dem südlichen, judäischen, und die Juden waren geneigt, auf sie von oben herab zu sehen. »Deine Sprache verrät dich« — sagte des Hohenpriesters Magd zu Petrus, als er am Feuer saß und sich wärmte — »du bist ein Galiläer.« Selbst in dem späten Johannesevangelium klingt noch das Mißtrauen gegenüber den Galiläern an. Als Philippus Jesum, »Josephs Sohn« von Nazareth, als Messias bezeichnet, ist das gleich ein Stein des Anstoßes: »Kann von Nazareth etwas Gutes kommen?« (Joh. 1, 46.)

Als Jesus ein kleiner Knabe war, gründete hier der Galiläer Judas eine römerfeindliche Partei, »Zeloten« oder »Eiferer« genannt, eine Gruppe von Aktivisten, die dem Kaiser den Tribut verweigerten (Apostelgeschichte 5, 37; Jos. ‚Antiquitates' XX), mit gewaltsamen Mitteln vorgingen und selbst vor politischem Mord nicht zu-

rückschreckten. Die Römer kreuzigten seine beiden Söhne, Jakob und Simon (Ant. XX, 102) und späterhin noch manchen anderen von der Partei der Zeloten; aber die Partei blieb bestehen bis zu dem großen Aufstand, der im Jahr 70 zur Zerstörung Jerusalems führte.

Diese politische, beinahe chauvinistische Bewegung, die sich in Galiläa so stark ausbreitete, übte auf Jesus gar keine Anziehungskraft aus.

Später rückte er sogar sichtlich von den »Zeloten« ab und wollte, als man ihm die »Zinsmünze« zeigte, kein Steuerweigerer sein (Matth. 22, 17—21), und unter seinen Aposteln war einer, Simon »Zelotes« genannt, der offenbar früher jener Partei angehört und ihr dann den Rücken gekehrt hatte. Gleichwohl wurden diese Verhältnisse für Jesus und sein Reformationswerk verhängnisvoll. Es war damals sehr schwer, Politik und Religion auseinanderzuhalten, und die Jesusbewegung wurde von den Römern später mit den vielen politischen Aufständen, die in dieser Zeit von Galiläa ausgingen, nach einem Maß gemessen.

Die sogenannten »Pharisäer«, eine Volkspartei, die die vielen äußerlichen jüdischen Gesetzesgebote noch zu verschärfen strebten, schlugen erst recht nicht die Töne an, die bei dem jungen Jesus Resonanz hätten finden können. Wohl wies man in diesen Kreisen auf die Bibel hin und redete im Namen der Religion; aber Jesus fühlte sehr gut, daß all das gleichwohl mit Religion wenig zu tun hatte.

Da erscholl auf einmal ein Ruf, der im ganzen Lande Widerhall fand, eine Stimme, die eine wahrhaftige, persönliche Religion predigte, die Umkehr und Buße ver-

langte und zum Symbol dieser Umkehr eine Wassertaufe zur Sündenvergebung empfahl. Die Stimme machte Eindruck auf Jesus. Er schloß sich den Scharen an, die sich um den neuen Propheten sammelten, wurde mit vielen anderen sein Schüler und ließ sich mit anderen von ihm im Fluß Jordan taufen. Dieser neue Prophet war der Täufer Johannes.

JOHANNES DER TÄUFER

Der erste feste Punkt in Jesu öffentlicher Wirksamkeit ist sein Zusammentreffen mit Johannes dem Täufer. Damit tritt Jesus aus seinem stillen, unbemerkten Dasein, das er in den Dörfern Galiläas führte, ins helle Licht der Weltgeschichte.

Johannes und sein prophetisches Wirken, sein Leben und Sterben ist uns klar und deutlich in der Geschichtschreibung der Zeit bezeugt, und da der äußere Rahmen für Jesu wie für des Täufers Leben, Tod und Gemeindebildung genau der gleiche ist, so kann man hier lernen, wenn man den wirklichen geschichtlichen Jesus sucht hinter dem unwirklichen unhistorischen Schemen, das die Kirche daraus gemacht hat.

Wir haben es hier mit zwei Reformatoren zu tun — sicherlich voneinander verschieden wie Nacht und Tag, wie Zwerg und Riese —, aber doch mit zwei Brüdern, die beide gleichen Orts und zu gleicher Zeit als Laienprediger auftraten, beide auf den Plan gerufen durch den allgemeinen inneren Verfall der offiziellen Religion. Beide werden rasch von den weltlichen Machthabern beseitigt, aber sie leben fort in ihren Jüngern und An-

hängern, sie stiften eine Gemeinde, die lang über ihren Tod hinaus besteht. Beide werden als Messias verehrt, um beider Leben spann die Messiaslegende ihr Gespinst und flocht die bekannten messianischen Züge hinein. Auch bei Johannes' Geburt wird von übernatürlichen Begebenheiten und Gesichten erzählt, von göttlicher Verkündigung der Geburt, künftiger Größe des Kindes und von wunderbaren Umständen bei der Geburt (Luk. 1), wie man sich ja auch später von einer Auferstehung des Johannes von den Toten erzählte (Mark. 6, 14).

* *
*

Es war — so lautet mit der gewöhnlichen Zeitbestimmung der ursprüngliche Eingang des Lukasevangeliums — im 15. Jahr des römischen Kaisers Tiberius (das Jahr 28/29 nach unserer Zeitrechnung), als Pontius Pilatus römischer Statthalter in Judäa und Herodes Antipas römischer Schattenkönig in Galiläa war, da »geschah Gottes Wort« zum Täufer Johannes (Luk. 3).

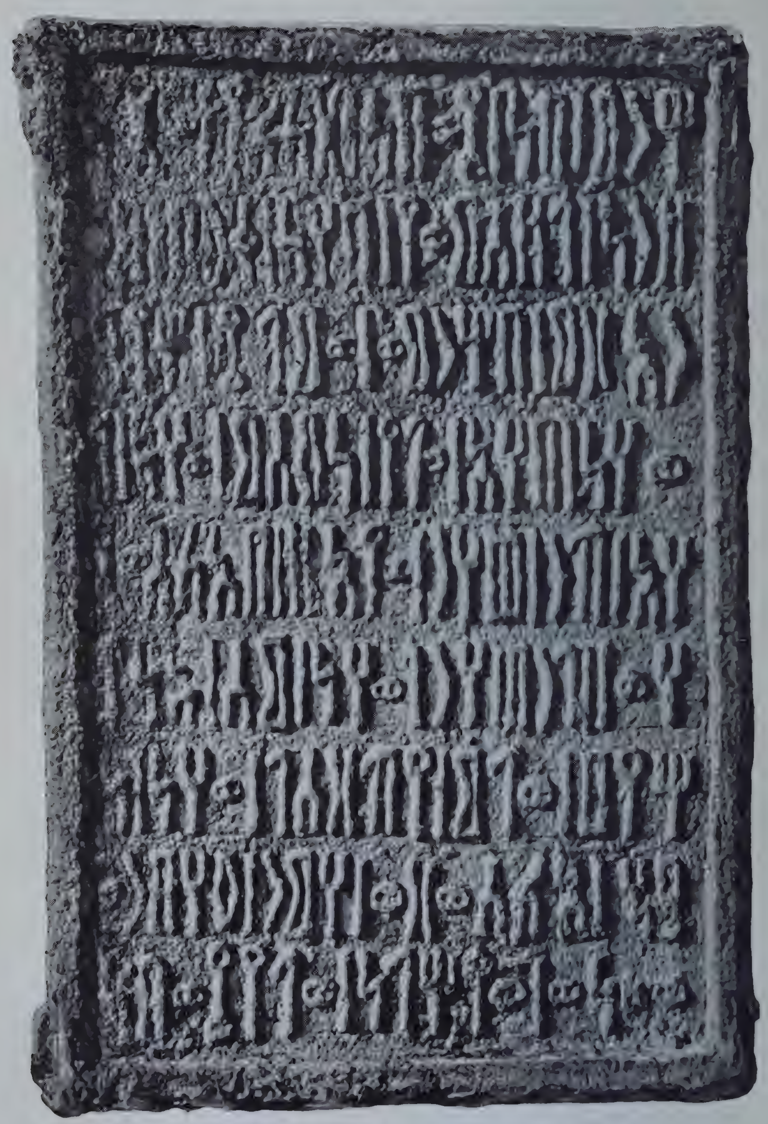
Er war ein Prophet vom alten Schlag. Lange hatte Gott nicht zu seinem Volke gesprochen; die Prophetenstimme schien ganz verstummt zu sein. Aber der unsagbar harte Druck und die Fieberatmosphäre, die jetzt über dem Volke lag, ließ wieder eines Propheten Stimme erschallen. Johannes' Worte klangen gleich einer Posaune am Gerichtstag und erregten maßloses Aufsehen. Nach Jerusalem hinein wagte er sich nicht, er hielt sich in der Wüste am Jordanfluß, aber »das ganze jüdische Land und alle Einwohner Jerusalems«

(Mark. 1, 5), auch Priester darunter, wanderten hinaus zu ihm. Er hatte vor Jesu Auftreten eine Autorität, an der nicht zu rütteln war (Mark. 11, 32), und wurde natürlich wie dann auch Jesus und wie alle großen Führer des Volkes in damaliger Zeit von vielen als Messias angesehen.

* *
*

Warum trat nun Johannes, der doch zu seinem Volk reden wollte, in der Wüste auf und nicht in bewohnten Gegenden?
Sicherlich deshalb, weil die politischen Verhältnisse so geartet waren, daß es mit Lebensgefahr verbunden war, als Lehrer des Volkes aufzutreten; das beweist ja des Täufers eigenes Schicksal, ebenso das von Jesus und anderen Propheten. In diesen Jahren ging eine große Bewegung nach der anderen durch das Volk. Jeder geistige Führer wurde alsbald mit Willen oder widerstrebend vom Volke als Messias ausgerufen, und damit wurde er von selber zum Aufrührer gegen die verhaßte Fremdherrschaft.
Deshalb beginnen die zahlreichen messianischen Bewegungen dieser Zeit — sowohl die überwiegend religiöser Natur als auch die, die auf eine politische Aktion abzielten — in der Wüste oder in entlegenen Gegenden und treten erst hervor, wenn sie sich stark genug fühlen, offen gegen die Staatsgewalt anzugehen.
Es war indessen die planmäßige Absicht der Regierung, soweit als möglich jede derartige Bewegung im Keim zu ersticken, und daher ließ auch Herodes Antipas, zu

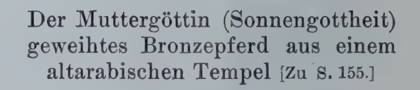
Ein Blatt der alten syrischen Sinaihandschrift des Matthäus-Evangeliums (Palimpsest). Unter der späteren Schrift sieht man in zwei Kolumnen den ursprünglichen Text [Zu S. 118.]



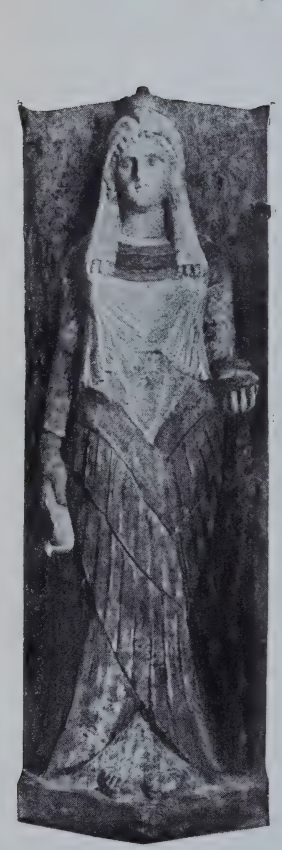
Südsemitische (altarabische) Tempelinschrift (Zu S. 154f.)



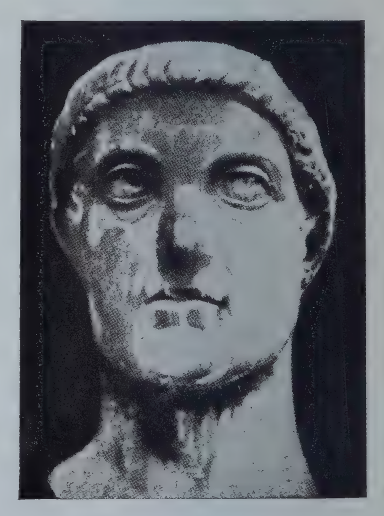
Altarabischer Grabstein
[Zu S. 154f.]



Der Muttergöttin (Sonnengottheit) geweihtes Bronzepferd aus einem altarabischen Tempel [Zu S. 155.]



Priesterin der karthagischen Muttergöttin [Zu S. 159.]



Kaiser Konstantin I. [Zu S. 100.]

dessen Gewaltbereich Johannes gehört haben muß, den Täufer umbringen. Über diese Dinge haben wir einen Bericht des jüdischen Geschichtschreibers Josephus:

> Er (der Täufer) war »ein edler Mensch, der die Juden ermahnte, sie sollten sich der Tugend befleißigen, Rechtschaffenheit üben im gegenseitigen Verkehr, Frömmigkeit gegen Gott halten und sich taufen lassen . . . Diese seine Lehre gewann große Ausbreitung, und er sammelte viele Anhänger um sich.
>
> Herodes indessen fürchtete, daß sein großer Einfluß auf die Masse zu einem Aufstand führen könnte, . . . daher hielt er es für besser, solchen möglichen Aufruhrgelüsten durch die Hinrichtung des Führers zuvorzukommen, als hinterher die Folgen seiner Unachtsamkeit tragen zu müssen. So wurde Johannes auf Grund von Herodes' Mißtrauen gefangengesetzt, nach der Festung Machairus gebracht und dort hingerichtet.« (Ant. 18, 5.)

Ungefähr die gleichen Worte ließen sich, wenn ein kurzer Bericht gegeben werden sollte, auch auf Jesus anwenden; denn auch er wirkte im Leben als religiöser Erneuerer und starb den Tod eines politischen Verbrechers.

* *
*

Jesu Beziehungen zu Johannes liegen ja insoweit offen zutage, als Jesus eine Zeitlang ein Schüler des Johannes war. Ursprünglich war der Täufer der Meister und Jesus der Jünger. Schon der Umstand, daß Jesus sich von Jo-

hannes taufen ließ und dadurch Sündenvergebung empfing, beweist das deutlich.
Nun ward Jesus später selber Meister, bekam auch Jünger und bildete — wenn wir es so nennen wollen — auch eine Schule oder Gemeinde. Die beiden Geisteszentren stehen in unseren ältesten Evangelien in gewisser Hinsicht noch ebenbürtig nebeneinander.
Jesu Religion siegte indessen über die Religion des Johannes, so wie sie später noch viele andere besiegt hat. Den Ablauf dieser Entwicklung widerspiegelt das überlieferte Material klar und deutlich, auch in der Auffassung von dem persönlichen Verhältnis Jesu zum Täufer.
Eines der Hauptresultate der Evangelienforschung ist ja dies, daß die Jesusgestalt in den jüngeren Evangelien zusehends wächst. Markus, die älteste Quellenschrift, schildert uns, wie schon einmal angedeutet, noch einen Menschen mit starken, aber doch noch menschlichen Gaben und Kräften, und dieser Mensch wächst an einzelnen Stellen der späteren Evangelien des Matthäus und Lukas zu einer Art von Halbgott, um dann im jüngsten, dem vierten Evangelium, zur vollkommenen Gottheit zu werden.
Ganz entsprechend wird die Gestalt des Täufers kleiner und kleiner, wie denn das vierte Evangelium, das diese Entwicklung abschließt, ganz charakteristisch den Täufer sagen läßt (3, 30):

»Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.«

Der Täufer, der selber von seinen Jüngern als Messias verehrt wurde, nimmt in der christlichen Überlieferung

die Stellung eines Vorläufers von Jesus, dem wahren Messias, ein; er ist schließlich im vierten Evangelium nur noch der Herold oder Wegbereiter, der von Anfang an keine andere Aufgabe gehabt haben soll, als auf den Größeren hinzuweisen, obschon er nach Matthäus 11 erst kurz vor seinem Tod auf den Gedanken kam, Jesus könnte vielleicht der Messias sein.
In diesem Umwertungsprozeß ist die Taufe im Jordan, jener Markstein in Jesu persönlicher Entwicklung, das unumstößliche Faktum, der feste Punkt in der Überlieferung, der sich nicht wegdeuten läßt. So hat man denn diese Taufe umgedeutet. Aus einer Unterordnung Jesu unter den Täufer wird sie zur Unterwerfung des Johannes unter Jesu innere Überlegenheit. Unsere ältesten schriftlichen Quellen, Markus und die »Jesus-Worte«, wissen ebensowenig wie Josephus etwas davon, daß Johannes bei dieser Taufe Jesus als Messias erkannt hätte. Erst bei Matthäus heißt es, der Geringere habe sich geweigert, den Größeren zu taufen. Und in dem jüngsten und letzten Evangelium wird die Schilderung dieser Taufe, der große Stein des Anstoßes in der Überlieferung, ganz weggelassen.

* * *

Das Jüngerverhältnis zum Täufer war nur ein Stadium in Jesu Entwicklung. Die Religion des Johannes kann man, wenn sie der Gegenwart veranschaulicht werden soll, am besten gewissen Richtungen im modernen Sektenwesen an die Seite stellen. Eine weltabgewandte, asketische Einstellung, die Fasten und andere Buß-

übungen verlangte (Mark. 2, 18; Matth. 11, 11—19). Schreckhafte Weltgerichtsverkündigungen, die von Strafgericht und höllischem Feuer predigten. Die Religion, zu der Jesus später durchdrang, war eine ganz andere. Johannes mit seinem Gewaltstandpunkt stand noch ganz auf alttestamentlichem, jüdischem Boden. Mit Jesus fängt ein neuer Abschnitt in der Religionsgeschichte an. Der Geringste in dem neuen Reich Gottes ist, wie es in den Evangelien heißt, größer denn er.

Wann und wie dies Neue geboren ward, wissen wir nicht. Jesu innere Erlebnisse in der Zeit vor seinem Auftreten als Reformator sind uns nicht bekannt. Die Stürme, die sein Inneres durchtobt haben werden, die Ereignisse, die ihn auf den neuen Weg geführt haben mögen, werden sicherlich auf ewig vor den neugierigen Blicken der Welt verborgen bleiben. Seit David Friedrich Strauß' erstem kritischem »Leben Jesu«, 1835, ist gegen das kirchliche Bild des göttlichen Jesus eine Unzahl mehr oder minder romanhafter Bücher über das Leben des Menschen Jesus geschrieben worden, von des großen Orientalisten Ernest Renan berühmtem Buch »La vie de Jésus«, 1863, das auf gründlichen wissenschaftlichen Untersuchungen beruht, aber nun veraltet ist, bis herab zu Gustav Frenssens »Leben des Heilandes« 1905, das mit Wissenschaft eigentlich nichts mehr zu tun hat (1). Wollen wir aber auf festem histo-

---

(1) Dies »Leben Jesu« erschien ursprünglich als 26. Kapitel von Frenssens Roman »Hilligenlei«.

Weiter noch von dem geschichtlichen Jesus entfernen sich die Schilderungen seines Lebens, die ohne historische Kritik auf den kirchlichen Dogmen und den Evangelien in dogmatischer Be-

rischem Boden bleiben, so müssen wir hier verzichten. Ein »Leben Jesu« in diesem Sinne läßt sich nicht schreiben.

* * *

Die überlieferten Quellen sind keine Biographien. Sie haben nicht etwa von Jesu Leben von der Wiege bis zum Grabe alles, was sie finden konnten, aufgesammelt. Sie reden nicht von Jesu Kindheit und Jugend, sie erzählen von dem, was Jesu Jünger und seine älteste Gemeinde am meisten bewegen mußte.
In erster Linie haben sie seine »Worte« überliefert, in denen sich seine neue Religion ausprägt. Ferner bietet

---

leuchtung beruhen. Als ein grelles Beispiel dessen, was man in dieser Art noch im Jahre 1923 unter dem Namen Geschichte den Lesern bietet, mag die »Geschichte des Lebens Jesu« des italienischen Schriftstellers Giovanni Papini genannt werden. Der Verfasser bekennt selbst ganz freimütig, daß er die moderne Bibelforschung nicht kennt. »Während er früher Jesus verhöhnt hat, wie nur wenige vor ihm«, schreibt er jetzt mit gewandter Feder gewissermaßen als »Sühnopfer« ein dickes Buch, das inspiriert und durchgesehen ist von katholischen Geistlichen, und »worin er sich getreulich an das Offenbarungswort und an die Dogmen der katholischen Kirche hält«.
Im Gegensatz zu derlei »wissenschaftlicher« Literatur berührt es wohltuend, ein anderes populäres Buch kirchlicher Herkunft zu lesen, »Hvem var Jesus?« (Wer war Jesus?), das Werk eines dänischen protestantischen Geistlichen, Erik Thaning, dem eine Übersetzung ins Deutsche zu wünschen wäre. Der Verfasser sucht auf Grund jahrelanger redlicher Forscherarbeit das kirchliche Jesusbild der neueren Bibelwissenschaft anzupassen oder doch mit ihr zu versöhnen.

uns das älteste Evangelium die Überlieferung über den Abschnitt seines Lebens, in dem sich sein Manneswerk, seine weltgeschichtliche Mission vollzog. Dort finden wir den historischen Jesus.

Jesus redet nicht von sich selber. Er ist erfüllt von seiner großen und göttlichen Sendung, für andere dazusein. Wenn man ihn mit anderen Religionsstiftern vergleicht, die so oft ihre Lehre mit Zügen aus ihrem eigenen Leben illustrieren, so muß es auffallen, daß er niemals auf eigene Erlebnisse anspielt. Hier hat Jesus die Zähne zusammengebissen und hat geschwiegen. Er hat alles, was nur ihn anging, mit ins Grab genommen. Es ist für das Christentum zweifellos besser, daß hier ein für allemal die Türe ins Schloß gefallen ist. Wir sehen Jesus nicht heranwachsen, wie es seine Landsleute in Nazareth konnten, die, wie wir hören, an seiner Entwicklung Anstoß nahmen. Die neugierige Masse hat noch heute ein tief eingewurzeltes Bedürfnis, dem Äußeren einer großen Persönlichkeit nachzugehen, ihrer Tracht und ihren täglichen Gewohnheiten, überhaupt all den kleinen Zügen, die so bedeutungslos sind im Vergleich zu dem einen Wertvollen, das solche Menschen der Kulturentwicklung eingefügt haben. Wir haben keine Reliquie und kein Bild von Jesus und wissen nicht ob er nach landläufigen Begriffen schön oder häßlich von Angesicht war; aber eine wie große Rolle haben nicht alle die Reliquien und angeblich naturwahren Bilder von Jesus in der Geschichte der Kirche gespielt!

*   *

*

Zur Ausnutzung des unschätzbaren Gutes, das Jesus uns geschenkt hat, ist die Kenntnis seines früheren Lebens von geringem Wert. Aus der Epoche von Jesu Leben, die uns überliefert ist, stammt sein großes Geschenk an die Menschheit. Wir erhalten hier volle Klarheit über Jesu Religion und auch eingehenden Bescheid darüber, wie nach dieser Religion das Leben einzurichten sei. Überlieferungen aus früheren Perioden seines Lebens, in denen Jesus noch im Wachsen war und noch nicht jene letzte Klarheit erreicht hatte, würden nur verwirrend wirken.

Für den Historiker vollends, der im Makrokosmos des Menschengeschlechts den Zusammenhängen nachspürt, die der Einzelne in seinem eigenen Leben sucht, bedeutet die mangelhafte Überlieferung aus Jesu vorreformatorischer Zeit keinen wesentlichen Verlust. Wenn es sich um große Neuschöpfungen in der Kultur- und Geistesgeschichte handelt, wird die Verknüpfung mit dem Alten in der Regel deutlicher erkennbar aus den früheren Perioden der Geschichte als aus denjenigen des Einzellebens.

Die schöpferische Kraft, die sich in den Tiefen der Persönlichkeit Bahn bricht, entzieht sich, wenn man ehrlich sein will, jeglicher wissenschaftlicher Erklärung. In der Naturwissenschaft läßt sich vielleicht eine ansteigende Entwicklungslinie von niederen zu höheren Lebewesen feststellen, von der Zelle zur Pflanze, von da zum Urtier, vom Tier zum Menschen; aber die Erschaffung neuen Lebens, einer einzelnen Pflanze, eines Tieres oder eines Menschen kann keine Wissenschaft erklären.

So ist es auch in den Geisteswissenschaften. Sooft wir hier vor etwas Neuem, vor einer Schöpfung stehen, sehen wir uns in Wahrheit einem Wunder gegenüber, wir ahnen das Eingreifen einer höheren Macht und können es doch nicht erklären.
Daher redeten die alten Propheten ständig von dem »Wort Gottes«, das zu ihnen geschah; Muhammed wies wie Jesus die Aufforderung zu materiellen Wundern mit Verachtung von sich, aber er wies auf die geistigen Offenbarungen hin, die ihm durch eine göttliche Stimme zuteil wurden, als auf die wirklichen großen Wunder (die *âjât«)* und Augustin und andere Große aus der Geschichte der Kirche vernahmen die gleiche unerklärliche Stimme. Selbst der »Heide« Sokrates führte das Neue, von dem er zeugte, auf solch eine innere »göttliche Stimme« (sein *«daimonion«)* zurück, Kant sprach gleichfalls von einer göttlichen Stimme im Innern des Menschen, und für Goethe war ein jedes Erlebnis oder Gesicht, jede Erfindung und jeder große Gedanke ein Gnadengeschenk von oben. Selbst wenn der Mensch meint, er handle aus eigener Kraft, so ist er doch in solchen Augenblicken in überirdischem Dienst, er ist »ein Werkzeug der höheren Weltregierung«.

* *
*

Deshalb ist jeder wirklich neue religiöse Gedanke ein Wunder zu nennen, ein größeres Wunder ist eine neue persönliche Religion, Jesu Religion aber, die gewaltigste Neuschöpfung in der Geschichte der Religion, ist das größte und tiefste Wunder, das sich im letzten

Grunde nicht erklären läßt, auch dann nicht, wenn wir jede Einzelheit aus seinem ganzen Leben, jede kleinste Regung seiner Seele kennen würden.

Deshalb müssen wir uns daran genügen lassen, die Entwicklungslinien von früheren Religionen zur Religion Jesu aufzuzeigen, denn sie bilden deren geschichtliche Basis. Stets muß man sich dabei das eine vor Augen halten, daß wir heute für die Vorgeschichte dieser Religion nicht allein mit der vorchristlichen jüdischen Religion zu rechnen haben, sondern nunmehr auch mit der vorchristlichen und vorjüdischen altsemitischen Religion, die wir bisher nicht kannten, das heißt nicht nur mit dem Alten Testament, sondern auch mit den noch älteren semitischen Inschriften.

Die Entwicklungsgeschichte des Christentums zerfällt jetzt nicht mehr in zwei, sondern in drei Abschnitte: Semiten, Juden, Jesus — eine Rasse, innerhalb dieser Rasse ein einzelnes Volk, innerhalb dieses Volkes eine einzelne Person. Man mag die alten Semiten Heiden nennen, aber man darf auch nicht vergessen, daß es im jüdischen Tempel einen »Vorhof der Heiden« gab, und daß man nicht ins »Allerheiligste« gelangen konnte, ohne zuerst den Vorhof der Heiden und den der Juden betreten zu haben.

JESU RELIGION

Jedermann wird erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habt. Ev. Joh. 13, 35.

ZUR Eigenart der alten Semiten gehören nicht zuletzt Unternehmungslust und Schaffensdrang. Das Volk, das eine der höchstenKulturen des Altertums erzeugte, war bettelarm; denn es bewohnte eines der ärmsten Länder der Erde. Aber es fand von Zeit zu Zeit immer wieder neue Mittel, aus dieser armen Natur eine reiche Kultur zu erschaffen.

In Arabien, der ursprünglichen Heimat der Semiten, ist der Daseinskampf ein besonders harter. Nur die geborenen, durch die Gewöhnung in Jahrtausenden abgehärteten Araber können die unmenschlichen Strapazen des Wüstenlebens ertragen. Es ist dort — so lautete bis vor kurzem das übereinstimmende Urteil aller Gelehrten — von vornherein jede Möglichkeit einer höheren Kultur ausgeschlossen. Das Volk, das hier wohnt, ist in alle Ewigkeit dazu verdammt, auf kulturlosen Pfaden zu wandeln, unveränderlich wie die Wüstennatur des Landes.

Trotzdem haben jetzt Pioniere der europäischen Wissenschaft in diesen öden Gegenden, genau so wie in Babylonien und Ägypten, Überreste einer hohen Kultur aus dem vorchristlichen Altertum entdeckt. Aus dem Wüstensand ragen künstliche Weg- und Bewässerungsanlagen, mächtige Tempel, Paläste, Burgen und

Festungswerke empor, alles aus gewaltigen zugehauenen Quadersteinen erbaut, die gleich Ägyptens Pyramiden den Jahrtausenden Trotz geboten haben.
Und diese neuen Zeugen der alten Energie der semitischen Rasse sind nicht stumm. Vorläufig erzählen uns gegen 2000 Inschriften — eine davon mit über 1000 Worten — Tempelinschriften, Bildhauerarbeiten, Gold- und Silbermünzen von einer bisher unbekannten altsemitischen Kultur, die trotz ihrer kleineren Verhältnisse doch der berühmten babylonischen und ägyptischen Kultur an die Seite gestellt werden kann.

* * *

In den nördlichen Grenzländern, die schon zu Beginn der historischen Zeit von Semiten bewohnt waren und dann später nach und nach von neuen Scharen aus Arabien überschwemmt wurden, sah sich semitische Tatkraft vor neue Aufgaben gestellt.
In Palästina verwandelten die Juden, ursprünglich Beduinenstämme aus Nordarabien, als Ackerbauer durch Terrassenkultur die unfreundliche Natur in ein Land, in dem »Milch und Honig floß«, und als sie später, aus dem Lande der Väter vertrieben, sich über den ganzen Erdkreis zerstreuten und demnach als Volk nach den Gesetzen, die überall sonst das Leben der Völker bestimmen, zum Tode verurteilt waren, bewahrten sie sich gleichwohl an die 2000 Jahre ihre Nationalität und ihre Religion und erkämpften sich, namentlich als Handelsvolk, eine Führerstellung unter den tüchtigsten Nationen der Welt.

In Phönizien wurden die Semiten durch die Unfruchtbarkeit ihres schmalen Küstenstreifens aufs Meer gewiesen, wurden zu wetterfesten Matrosen und betriebsamen Kaufleuten, die fleißig wie Bienen um die europäischen Küsten schwärmten und Europa mit ihrer höheren semitischen Kultur befruchteten.
Auch in der alten ägyptischen Kultur lebt ein starkes semitisches Element, und das Gebiet der mesopotamischen Ebene, das jetzt wie einst in grauer Vorzeit eine Mischung von Sumpf und Wüste darstellt und in der Regenzeit von verheerenden Überschwemmungen heimgesucht wird, verwandelten sie durch gewaltige Bewässerungsanlagen in ein wahres Eden, das die ganze Alte Welt in Verwunderung setzte und noch in der Bibel als Heimat des Paradieses gilt.

* *
*

Es liegt eine ernste Wahrheit darin, daß dies ärmste Volk der Erde, das mit die höchste Kultur des Altertums erschuf, zugleich das religiöseste Volk war. Die äußeren Errungenschaften ihrer Kultur sind in Schutt und Asche versunken; aber ihr Geist, der noch in der Bibel, im Judentum und Christentum zu uns redet, lebt und beherrscht noch die Welt.
Dieser alten Religion wohnte der gleiche schöpferische Gestaltungswille inne wie ihren Urhebern. Wie dies Volk in seinem armseligen Land buchstäblich aus nichts die höchste Kultur erstehen ließ, so erstand auch auf ursprünglich geringer natürlicher Grundlage durch unablässige Neuschöpfung ihre Religion, die höchste

Kulturreligion der Erde. Die Ausgrabungen haben uns gelehrt, daß nicht das Paradies die Urheimat der Semiten war, daß diese überhaupt kein Garten war, den Gott ihnen pflanzte, und aus dem er sie später hinausjagte in Arbeit und Verbannung, sondern daß es eine Heimat war, die sie sich selbst erschufen als Frucht der unablässigen Mühe zahlloser Geschlechter, die zuletzt mit dem Segen der Arbeit gekrönt ward. Dieselben Ausgrabungen haben uns darüber belehrt, daß die höchsten semitischen Religionen, das Judentum und das Christentum, nicht, wie es in der Bibel dargestellt wird, der Ausgangspunkt für die semitische Religion waren, eine Offenbarung, die wie das Paradies in höchster Vollendung gleichsam vom Himmel fiel, und der dann spätere Geschlechter durch Abfall wieder verlustig gingen, gleich wie sie das Paradies verloren haben. Diese Religionen bedeuten vielmehr das Ende der Entwicklung, den hohen Gipfel, den man zuallerletzt erstieg, nach jahrtausendelangem, mühsamem Ringen um das Licht. Volksreligion ist stets eines der schwerfälligsten Elemente der Kulturentwicklung. Zeiten und Ideen wechseln; aber die Religion des Volkes steht anscheinend unbeweglich. Wenn wir über die Erde hinsehen, begegnen wir darum beinahe überall den gleichen Göttergestalten im Wandel der Zeiten. Im alten Rom und Griechenland, in Indien und China treffen wir in Jahrtausenden immer die gleichen stummen Götterbilder. Aber in den alten semitischen Kulturländern ist auch die Volksreligion in steter lebendiger Bewegung, an Stelle eines toten Abbildes sehen wir hier eine ganze Reihe schnell wechselnder lebender Bilder.

Die ursprüngliche altsemitische, altarabische Religion war eine ganz primitive Naturreligion, wie wir sie in Überbleibseln noch mancherorts auf Erden finden. Die nordsemitischen Kulturvölker wandelten diese Naturreligion mehrere Jahrtausende v. Chr. in eine Kulturreligion um, in der die Götter keine Naturmächte, sondern ethische persönliche Wesen, ideelle Mächte waren, die an den Menschen strenge Anforderungen stellten.
Hier wurden in einander ständig ablösenden Neuschöpfungen von bunter Mannigfaltigkeit schließlich die Ideale geschaffen, die dann Jahrtausende hindurch wie Sterne über dem Leben der Kulturvölker leuchteten. Hier dämmerte erstmals der Gedanke von der Einheit des Menschengeschlechts auf, von einer allgemeinen Bruderliebe, von einer Sprache für alle Menschen. Von hier ging der Gedanke von einem großen weltumspannenden Friedensreich aus, und hier gelangte der Mensch von der Verehrung mehrerer Götter zu dem Glauben an einen einzigen Gott.
Die große Stoßkraft dieser Religion beruht auf dieser Einheitlichkeit und Geschlossenheit. Alles, was groß und stark ist, was den Sinn erhebt und ihm Kraft gibt, ist einfach. Wenn die Religion — wie die Erfahrung lehrt — die stärkste Lebensmacht ist, so liegt das daran, daß nichts im Leben des Menschen so wie die Religion alles Dichten und Trachten in einem Brennpunkt und auf ein Ziel zu sammeln vermag. Ohne Religion lebt der Mensch für tausenderlei verschiedene Dinge, der religiöse Mensch lebt nur für eines: Gottes Willen zu tun. Das Wort Gott oder göttlich ist eine ganz besondere Kraft, die über dem Menschenleben waltet und des

Menschen Denken und Tun einem Ziele zuführt. Daher ist der religiöse Mensch stärker als andere Menschen, und ein religiöses Volk vermag mehr als andere Völker.

* * *

Es war die Stärke der alten semitischen Kultur, daß sie alles, was im Menschenleben von Wert ist, alle Ideale letzten Endes auf das Wort »göttlich« als auf eine letzte Ursache zurückführte; aber dies Wort löste in der vorjudäischen Zeit einen ganzen Komplex von Vorstellungen aus. Ursprünglich gab es nicht einen, sondern mehrere Götter, und jeder einzelne Gott war wieder in verschiedene lokale Gottheiten gespalten. Die Muttergöttin war vorzugsweise die Gottheit der Frauen, die Nordsemiten verehrten besonders den Sohn, die Südsemiten den Vater. Aus diesem wiederum entstanden mehrere Götter, die sich als Nationalgottheiten feindlich gegenüberstanden. Der Begriff Gott sammelt und vereinigt, mehrere Götter zersplittern.

Die Entwicklung in der semitischen Religionsgeschichte führt von Mannigfaltigkeit zur Einheit. Durch stete Neuschöpfung findet sie immer einfachere Formen für die Religion, bis auf des Ideales höchster Zinne die Fahne gehißt wird mit dem allein erlösenden Wort, das alle menschlichen Ideale und alles Streben in einem Punkte sammelt und deshalb auch berufen ist, alle Menschen in allen Landen um sich zu scharen. Durch die Wildnis der Naturreligion, die in jedem Stein, in jedem Baume einen Gott erblickt, durch das Labyrinth der Kulturreligionen, die wie bei Griechen und Römern

eine eigene Gottheit für jede menschliche Lebensäußerung besitzen, führt die Entwicklung zu dem Einen Gott, dessen Wesen sich in ein einzelnes Wort fassen läßt. Die Juden, die den Weg zu dem Einen Gott fanden, schöpften aus dieser Quelle die unerschöpfliche Lebenskraft, die die Nation zur Einheit führte und unter der Fremdherrschaft zusammenhielt bis auf den heutigen Tag. Es war die gleiche konzentrierte Kraft, wie sie Jahrhunderte später die Araber mit solch explosiver, vulkanischer Macht erfüllte, daß sie beinahe die ganze zivilisierte Welt über den Haufen rannten. Das einfache Gebot: »Es ist nur ein Gott« ward nicht nur zur Macht in Muhammeds Leben, unter dessen Fahne sich all die Nomadenstämme zu einem mächtigen Volke sammelten, die bisher verschiedene Götter verehrt hatten und in viele einander befehdende Stämme zersplittert waren, während sie sich nun mit unwiderstehlicher Gewalt über ganz Vorderasien, Ägypten und Nordafrika hinwälzten und erst in Spanien zum Stehen gebracht wurden.

* * *

Jesu Erneuerung der semitischen Religion besteht in einer noch schlichteren Auffassung Gottes und seiner Gebote. Der jüdische Gott war kompliziert, der Gottesbegriff Jesu war ganz einfach. Der Gott der Juden hatte unendlich viele Eigenschaften, und von diesen strahlte eine Unzahl von Geboten aus, so daß aus Gott ein großer Gesetzgeber wurde. Für Jesus hat Gott nur eine Eigenschaft: die Liebe, und nur ein Gesetz geht von ihm aus: das Liebesgebot.

Jesu gewaltige Reform des Gottesbegriffs beruht darauf, daß er eine Form der Gotteserkenntnis fand, die nun erst in wahrer Vollendung alles ideale Streben der Menschen auf ein Ziel hin sammelte. Erst durch Jesus fand der semitische Geist ganz hin zu dem Gott, den er Jahrtausende hindurch gesucht hatte. Der Maurer von Nazareth fügte durch das Gebot der Liebe den Schlußstein zu dem Bau, an dem sein Volk so lange gearbeitet hatte. Und das Banner, das er oben aufpflanzte, kündete von diesem Gebot der Liebe aller Welt und weht noch heute hoch erhaben über allem Zank und Streit der Völker. Es liegt eine ernste Mahnung in der weltumspannenden Allverbindlichkeit des Gebotes der Liebe. In dem Zeichen dieses neuen Banners soll all das mannigfaltige Tun und Lassen der verschiedenen Nationen mit ihren bunten Schicksalen im Lauf der Geschichte in ein einziges Symbol gefaßt werden, das seiner einfachen Geschlossenheit ein gut Teil der starken Wirkung verdankt. Die jüdische »Schĕma«: »Höre Israel: Jahwe, unser Gott, ist ein einiger Gott«, ist das Banner gewesen, um das sich das jüdische Volk — wohl bewahrt durch 2000 Jahre — gesammelt hatte; aber es hat keine Macht über andere Nationen, denn Jahwe war ja ursprünglich ein semitischer Nationalgott gewesen, und er hatte mit all seinen spezifisch jüdischen Geboten immer noch ein allzu einseitiges nationales Gepräge.
Die Botschaft von der Liebe, für die das Christenbanner weht, und deren Symbol das Kreuzeszeichen ist, ist durch ihre erhabene Einzigartigkeit zur Losung für alle Nationen geworden, die auf sie hören wollten, es hat sie alle zum Dienst an der größeren Sache vereinigt und

ergeht nun über den ganzen Erdkreis als Verkündigung wahrer Kultur. Unter dem Zeichen des Kreuzes gingen die Kreuzzüge aus, dasselbe Zeichen schmückt heute die Flaggen der meisten europäischen Staaten; wo das »Rote Kreuz« sich zeigt, da bringt es Frieden, selbst im wildesten Getümmel der Schlacht, das Kreuz will auch Frieden bringen in jedes Menschenherz, das in Unruhe und ungestillter Sehnsucht sich verzehrt.

* * *

Jene Liebe, die Gottes innerstes Wesen ausmacht, ist kein kompliziertes oder zerfließendes, sondern ein ganz klares Gefühl, es ist eine ganz bestimmte Form der Liebe. Es gibt ja so viele Arten von Liebe. Da ist sinnliche Liebe und Nächstenliebe, eheliche Liebe und Geschwisterliebe, Liebe zwischen Freunden und Landsleuten, zwischen Lehrer und Schüler, zwischen König und Untertan. Aber Gott ist nicht unser Freund, Lehrer, König oder Richter, Gott ist unser Vater.

Die Liebe, die Gott ausströmt, ist Vaterliebe. Alle Menschen sind seine Kinder, das Verhältnis zu ihm ist dem des Kindes zu seinem irdischen Vater vergleichbar, und das Verhältnis der Menschen untereinander läßt sich mit einem Wort nennen: Bruderliebe.

Diese schlicht-einfache Lebensauffassung, die des ganzen Lebens buntes Spiel von der Wiege bis zum Grabe auf eine Formel zu bringen versteht, führt alle Gebote auf eines zurück, ordnet alle Gefühle einem einzigen unter, das am tiefsten im Menschenherzen wurzelt, bei den Primitiven ebenso wie bei den höchstentwickelten

Kulturvölkern, in jedem Stand und zu allen Zeiten. Das Verbundenheitsgefühl von Familie oder Geschlecht, die Liebe zu Heimat und Elternhaus, zu Vater, Mutter, Bruder und Schwester, ist im Lauf der Geschichte von so ungeheurem Einfluß gewesen, daß es sich nicht in Worten ausdrücken läßt. In einer fernen Zukunft wird vielleicht einmal diese Lebensauffassung ein fester Maßstab für alles menschliche Streben sein, nach innen als Richtschnur für die Kultur der Persönlichkeit, nach außen als heller Leitstern, der über der Ordnung der menschlichen Gesellschaft waltet.

Es handelt sich hier nicht um ein Ideal, das über den Sternen schwebt, zu dem nur vereinzelte Idealisten in ihren besten Augenblicken sich erheben könnten, sondern um ein Urgefühl, das in jedem Menschen wohnt, um ein Gefühl, das selbst bei Verbrechern und bei denkbar tiefstehenden Menschen eine Lebensmacht bedeutet, weil es schon seit den Kinderjahren bei ihnen angeklopft und sie fürs ganze Leben gezeichnet hat. Nicht von einem entwickelten Lehrsystem ist die Rede und nicht von Philosophie, die man durch mühsame Studien sich zu eigen machen kann, sondern von einem ganz schlichten Verhältnis zu Gott und den Menschen, das jedes Kind verstehen kann, ja das gerade das Kind am besten versteht. Das Gefühl, das ein Kind seinem Vater gegenüber empfindet, soll auf Gott übertragen werden, das Gefühl für seine Brüder und Schwestern soll auf alle Menschen ausgedehnt werden.

* *

*

Dieser wie jeder andere große Fortschritt hat seine Wurzeln im Vergangenen. Der Verfasser hat in seinem Buch über den dreieinigen Gott in religionshistorischer Beleuchtung zu zeigen versucht, daß sich die schlichte Auffassung von Gott als dem himmlischen Vater und von den Menschen als seinen Kindern in verschiedener Form schon in gewisen Entwicklungsstadien der älteren semitischen Religion findet, ja daß sie eigentlich der rote Faden in der Entwicklung von ältester Zeit an war. Bei den Nordsemiten war indessen die Vatergestalt in Schatten gestellt durch die des Sohnes, und bei den Juden wandelte sich der Vater um zum Gesetzgeber. Wenn dort Gott einmal — selten genug — als Vater angesprochen wird, so ist er des ganzen Volkes Vater, nicht des einzelnen. Das Wohl und Wehe des Volkes, der Nation lag ihm am Herzen. Das Volk, nicht der Einzelne war sein Kind, und ihm verlieh er darum auch Unsterblichkeit, nicht dem Einzelnen. Es war genug — wie Wellhausen sagt —, daß dem Volk ein ewiges Leben beschieden war, über den Einzelnen ging das Rad der Geschichte hinweg, für ihn blieb keine Hoffnung, nur Resignation. Er mußte sich begnügen, seinen Lohn im Wohlergehen seines Volkes zu finden.

Diesen engherzigen Vater des Judenvolkes wandelte Jesus um zu einem barmherzigen Vater aller Menschen, hob ihn hoch empor über allen Zank und Streit der Nationen und machte ihn zugleich zum Vater eines jeden Einzelnen.

Wenn dieser Vater auch gar viele Kinder hat, so ist ihm doch jedes Einzelne von ihnen lieb und wert, er folgt einem jeden durchs Leben, wie ein irdischer Vater

seinen Kindern. Wenn ein Kind seinen Erdenvater verloren hat, so hat es doch noch einen Vater im Himmel, und wenn aus dem Kind ein Mann und aus dem Mann ein weißhaariger Alter geworden ist, der selber auf Kinder und Kindeskinder herabschaut, so ist auch dieser alte Mann in seinem Verhältnis zum himmlischen Vater immer noch Kind, und wenn er schließlich durch die dunkle Pforte des Todes geht, so steht da derselbe Vater, der ihn durchs Leben geleitet hat, und nimmt ihn bei der Hand, so wie ein irdischer Vater seine kleinen Kinder führt.

* * *

Man sieht, das menschliche Verhältnis, das Jesus zum Vorbild für das Verhältnis zu Gott ausersehen hat, ist nicht etwa das Verhältnis des erwachsenen Mannes zu seinem Stammvater, sondern die Kindschaft im wörtlichen Sinne.

In den vorchristlichen Ausprägungen der semitischen Religion war der himmlische Vater, sei es als Stammvater oder als Vater des Volkes oder des ganzen Menschengeschlechts, von dem Einzelnen durch eine lange Reihe von Generationen getrennt. Das Gefühl, das hier der Mensch Gott gegenüber hegte, erschöpfte sich ähnlich wie beim Ahnenkult so ziemlich in Pietät und Ehrfurcht des Erwachsenen für den Stammvater, der längst das Zeitliche gesegnet hat. In Jesu Verkündigung nun ist der himmlische Vater nicht irgendein entfernter Verwandter, er steht uns ebenso nahe wie unser wirklicher Vater, denn ihm verdanken wir unser Leben,

und er steht uns in des Lebens Fährlichkeiten allezeit treu zur Seite. Das engste und idealste menschliche Vaterverhältnis ist hier auf das Verhältnis zu Gott angewandt.

Endlich ist der Vater, zu dem Jesus uns im »Vaterunser« beten lehrte, auch nicht der Vater, dem sich der Sohn in schon erwachsenerem Alter zuwendet, wenn er die menschlichen Grenzen der Fähigkeiten und Eigenschaften des Vaters und auch seiner Vaterliebe erkannt hat und daher nicht mehr so recht das absolute Vertrauen zu ihm haben kann, wie in der Kindheit glücklichen Tagen. — Es ist der Vater der unmündigen Kinder, der Vater in kindlichem Verstande, zu dem sich die Kleinen vertrauensvoll wenden als zu der höchsten Autorität in ihrer Welt, der Vater, der in allen Schwierigkeiten helfen kann und helfen will, der alle Freuden teilt, von dem das Kind fühlt, daß keine andere Autorität ihm so nahe steht wie er.

* * *

Hier stehen wir nicht nur vor dem Neuen, sondern auch vor dem Kernpunkt in Jesu Gottesauffassung, vor dem Hauptstück seiner Lehre, auf das er zeit seines Lebens nicht müde wird, immer wieder hinzuweisen.

Was vor den Weisen und Klugen verborgen ist, das ist den Unmündigen offenbart worden (Matth. 11, 25). Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes. Wahrlich, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht annimmt wie

ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen. Und er umarmte sie und legte die Hände auf sie und segnete sie (Mark. 10, 14—16). Das kleine Kind ist das Größte in Jesu Religion, die Menschen müssen erst wieder werden wie die Kinder, um ihrer würdig zu sein (Matth. 18, 1—6).

Gern illustriert Jesus auch das Verhältnis des Vaters im Himmel zu seinen Menschenkindern durch Gleichnisse, die von dem Verhältnis des Menschenvaters zu seinen Kindern genommen sind. Wer kennt nicht das Gleichnis vom verlorenen Sohn, der um Verzeihung bittet? (Luk. 15.) »Ist unter euch Menschen irgendeiner, der seinem Sohn einen Stein gibt, wenn er ihn um Brot bittet? . . . Wenn also ihr, die ihr schlecht seid, euren Kindern gute Gaben geben könnt, wieviel mehr wird da euer Vater im Himmel denen Gutes geben, die ihn bitten?« (Matth. 7, 9—11.)

DAS NEUE GLAUBENSBEKENNTNIS

Deshalb ist letztlich das Wesen der neuen Religion im »Vaterunser«, dem neuen Gebet, beschlossen; es bedeutet für die christliche Religion, für die Religion Jesu, ursprünglich das »Glaubensbekenntnis«, in dem der Mensch zugleich vertrauensvoll seinen himmlischen Vater um alles bittet, dessen er bedarf, vom täglichen Brot bis zur Vergebung seiner Sünden, wie ein Kind, das weiß, daß es sich sorglos an seinen lieben Vater wenden darf.

Hier liegt das ursprüngliche Glaubensbekenntnis, dem viele nachspürten, hier ist die einfache Grundlage, die

das Christentum von allen anderen Religionen unterscheidet, die durch die Jahrhunderte die Stärke christlichen Lebenswandels ausmachte und noch heute die Christen in allen Landen und in allen Glaubensgemeinschaften verbindet.

Das ist der Glaube, der das beste Merkmal wahren Christentums ist, der Glaube, auf den Jesu Worte und die ältesten Evangelien immer von neuem hinweisen; es ist nicht ein Schwall von weitläufigen Dogmen und Lehrsätzen, die für Jesus und die ältesten Christen etwas ganz Unbekanntes waren, und die man jetzt *glauben* soll, weil sie der gesunde Menschenverstand nicht fassen kann; es handelt sich überhaupt nicht um ein Glauben daran, daß ein Gottvater existiert, sondern um den Glauben an ihn, Glauben in der Bedeutung Vertrauen, um den gleichen unverrückbaren Glauben, den das kleine Kind hegt, daß sein Vater allezeit helfen kann und will, und daß er, selbst wenn er straft, nur des Kindes Wohl bedenkt; es ist der Glaube an einen Vater im Himmel, der in guten und bösen Tagen das Schicksal des Einzelnen wie des ganzen Menschengeschlechts zu einem bestimmten Ziel hinleitet.

Der bekannte Gesellschaftserneuerer Henry George glaubte in jeder Widerwärtigkeit einen Fingerzeig von oben zu erblicken, eine göttliche Fügung mit bestimmter Absicht. Einmal nun stürzte ihm alles zusammen, was er in jahrelanger Arbeit aufgebaut hatte. »Siehst du auch darin Gottes Finger?« fragte ihn ein Freund. »Nein,« war seine Antwort, »ich kann ihn nicht sehen, aber ich weiß, daß er da ist.« Das ist der ursprüngliche Christenglaube, der die Welt besiegt hat, und nur ein

solcher verleiht dem Leben in der Welt einen Sinn und ein Ziel.

* *
*

Das Christentum ist die Religion des Altertums geworden, es wird auch die Religion der Zukunft werden, aber nicht kraft der mythologischen Vorstellungen, die sich bald darum ansammelten, weil sie für das Altertum ebenso natürlich waren, wie sie uns fremd geworden sind, sondern kraft jenes ursprünglichen kindlichen Glaubens, der sich auf dem aufbaut, was von jeher das Stärkste im Menschenleben war und es auch bleiben wird: eines Kindes unerschütterliches Vertrauen zum Vater und sein bejahender Lebensmut.

Das Leben ist ja in der Tat so, wie wir es selbst nehmen. Durch Kinderaugen gesehen, ist es licht und schön. Wie dem Kind die Hütte zum Schloß wird, weil es eben die Kinderheimat ist, so gießt auch die Lebensbejahung eines kindlichen Sinns Goldglanz über das Leben aus, das für den Erwachsenen oft traurig und farblos ist. Des Kindes Weltanschauung ist voll Licht und Farbe, es sieht die Dinge und die Menschen in einem helleren Schein, vor allem aber ist es mit den guten Mächten des Lebens enger verbunden, es begegnet allem mit unbegrenztem Vertrauen und hat eine durchaus optimistische Ansicht von den Menschen und vom Leben. Es kennt keinen Pessimismus und keine Selbstaufgabe, es hat noch den freudigen Glauben ans Leben, es kann noch seines Daseins froh werden.

Solch kindliche Lebensauffassung, in der Lebensfreude

und Glaube an das Leben triumphieren, hat Jesus allein von allen Religionsstiftern zur Grundlage seiner Religion gemacht. Und diese Religion hat deshalb eine so ungeheure Macht über die Menschen gewonnen, weil sie allein dem Erwachsenen das verlorene Paradies der Kindheit wiederschenkt. Er lebt wieder auf und findet wieder den kindlichen Glauben an das Leben und die Lebensfreude, die anderen Religionen, besonders dem Buddhismus, so fremd ist.

Daher wurde auch — wenn es gleich der erwachsene Jesus war, der uns die neue Religion geschenkt hat — das Jesuskind zum Symbol dieser Religion. Die Christen sahen am liebsten in Jesus das Kind, und obwohl wir ihn nicht in seiner Kindheit kennen, bildet ihn die Kunst am liebsten als Kind ab. Wir haben ursprünglich kein Evangelium vom Jesuskind. Aber das Altertum schuf ein Kindheitsevangelium nach dem anderen, und diese Evangelien las man allenthalben mit größerer Begier als die biblischen.

* *
*

Das einzigartige Glaubensbekenntnis, das uns im Vaterunser geschenkt ist, stammt aus den sogenannten »Jesusworten«, der ältesten neutestamentlichen Schrift, die wir herausschälen können, und es gehört zu dem ältesten und sichersten Bestande der Jesusüberlieferung, während das dreiteilige sogenannte »Apostolische« Glaubensbekenntnis, das der Geistliche in der Kirche verliest, sich überhaupt nicht in der Bibel findet, sondern eine spätere kirchliche Festlegung der heiden-

christlichen dreifaltigen Gottesauffassung darstellt, die später zur kirchlichen Lehre wurde.
Ein Vaterunser gibt es nicht in der jüdischen noch in irgendeiner anderen Religion; es ist höchstens dadurch mit der jüdischen Religion zu Jesu Zeit verknüpft, daß da in der Regel bekannte Lehrer zum Ersatz für die ellenlangen offiziellen Synagogengebete ihre Schüler ein kürzeres Gebet als Ausdruck ihrer eigenen persönlichen Religion lehrten.
So bitten auch Jesu Jünger den Meister: »Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger lehrte!«, und Jesus lehrt sie das Gebet zum Vater als kurzen, zusammenfassenden Ausdruck seiner eigenen Religion (Luk. 11, 1—4).
Diesem ursprünglichen und echten christlichen Glaubensbekenntnis, zu dem suchende Christen jetzt mehr und mehr wieder zurückfinden, ist eigen, daß es in die Form eines Gebets gekleidet ist. Das Glaubensbekenntnis der jüdischen Gesetzesreligion ist natürlich ein Gebot: Du sollst Gott und deinen Nächsten lieben. Die späteren heidenchristlichen Glaubensbekenntnisse, vom Apostolischen angefangen bis zum Augsburgischen, das jetzt die offizielle Lehre für alle lutherischen Länder enthält, ist Dogmatik, eine Aufzählung von Lehrstücken, die sich mit der Zeit mehr und mehr weiterentwickelt haben, ebenso unfruchtbar für die Religion wie unfaßbar für den Verstand.
Das Gebet, jener unsichtbare Faden, der uns mit einer übersinnlichen Macht verbindet, ist der Lebensnerv jeder Religion, der Ausdruck für das Gefühl der Abhängigkeit, das Kennzeichen wahrer Religion. In

der neuen Religion vom Vater wird selbst das Glaubensbekenntnis zum Gebet, weil das »Beten ohne Unterlaß« am besten das Kindesverhältnis zum Vater ausdrückt. Das Kind ist in allem und jedem vom Vater abhängig, es bittet ihn ständig um seine Hilfe. Daher besteht auch das echte christliche Glaubensbekenntnis nicht in der Aufstellung eines Lehrsatzes, daß da ein Vater im Himmel existiere, sondern man ist einfach Jesu Jünger, wenn man sich in jeder Lebenslage als Kind dieses Vaters fühlt und allezeit zu diesem Vater betet.

DIE NEUE SÜNDENVERGEBUNG

Stets hat der Mensch Zugang zu diesem Vater, wie ein Kind zu seinem irdischen Vater auch, ohne Mitwirken irgendeiner anderen Autorität, er braucht nicht einem bestimmten Volk, einer bestimmten Kirchen- oder Glaubensgemeinschaft anzugehören, überhaupt keiner äußerlichen menschlichen Organisation, er findet ihn zu jeder Stunde und an jedem Ort, nicht nur an Feiertagen, in der Kirche oder an anderer heiliger Stätte. Keine Zeremonien, kein Glaubensbekenntnis, kein Geistlicher ist notwendig, um ihm nahezukommen. Diese schlichte Gottesauffassung Jesu nannte man in der Reformationszeit »das geistliche Priestertum aller Gläubigen«, man könnte es auch in die Worte fassen: Jedermann ist sein eigener Priester.
Dies ist das freie, unabhängige Verhältnis zu Gott, der Adelsbrief des freien Christenmenschen; es hat im Lauf der Zeit, da die Bibel mehr und mehr des Volkes geistiger Besitz wurde, tiefe Wurzeln bei den nördlichen

freiheitsliebenden Germanen geschlagen, während die südlicheren Völker Europas, die von alters her an Despotie und Zwang von oben gewöhnt waren, immer noch unter der religiösen Vormundschaft stehen, die Papst und Priesterschaft ausüben.

* *
*

Selbst nicht das Sündenbewußtsein, jenes Gefühl des Abstandes zwischen dem göttlichen Gebot und unserer menschlichen Schwachheit, kann uns von diesem unserm himmlischen Vater scheiden. Die Sünde, die große Schuld, die wir Gott gegenüber haben, ist das Grundgefühl in jeder Religion und drückt um so härter, je feiner das religiöse Gefühl ausgebildet ist.

Diese Schuld wurde in der semitischen wie auch in anderen Religionen des Altertums durch stellvertretendes Opfer, durch die Schlachtung eines Tieres oder Menschen bezahlt. Man entsprach da dem naiven Gedankengang, der uns heute so fern liegt, daß sich die Sünde auf ein anderes Wesen übertragen ließe, das dann mit Leiden und Sterben die Schuld bezahlen könne. An einer alten Opferstätte in Palästina hat man die Überreste von mehreren Hunderten geopferter Kinder ausgegraben. Die alten Hebräer erblickten nämlich in dem Opfer des erstgeborenen Sohnes, dessen Abschaffung die Geschichte von Isaaks versuchter Opferung durch Abraham begründen will, ein ganz besonders verdienstliches stellvertretendes Opfer. Erst in einem höheren, dem prophetischen Stadium der jüdischen Religion heißt es von Gott: »Ich will Barmherzig-

keit sehen und keine Opfer«, im jüdischen Synagogen-Gottesdienst war das Opfer abgeschafft, und als der Tempel in Jerusalem, die einzige legitime Opferstätte, im Jahre 70 n. Chr. zerstört wurde, da verschwand das Opfer ganz aus der jüdischen Religion.

Wenn man im Gegensatz zur höherentwickelten biblischen Religion frühere Stadien in der semitischen Religion als Heidentum bezeichnen will, so gehören zu diesem Heidentum nicht nur die Götterbilder und so manches im Gottesbegriff, sondern sicherlich auch die blutigen Opfer. Ein unsichtbarer Gott, der in geistigem Verstande ohne äußere Zeichen und Bilder und ohne physische Opfer verehrt wurde, stellte die Religion des höheren Judentums dar. Die Juden verlangten mit ihrem Gebot »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst« Barmherzigkeit an Stelle der Opfer, und in Jesu Vater-Religion wird darum auch die Schuld an unsern himmlischen Vater nicht durch Leiden und Tod einer andern Person bezahlt, sondern durch Barmherzigkeit gegen die Brüder: Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!

* *
*

Das ist Jesu Lehre von der Sündenvergebung, die er in seinem Leben verwirklichte. Geistige Güter fallen einem nicht in den Schoß. Die Aneignung von Kenntnissen erfordert geistige Anspannung, religiöse Kultur erfordert Selbstzucht und persönliche Opferwilligkeit und Barmherzigkeit gegenüber dem Nächsten. Sündenvergebung

und Frieden in unserm eigenen Verhältnis zu Gott läßt sich nur durch Friedfertigkeit gegen den Nebenmenschen erlangen.

Die höherentwickelte semitische Religon verlangt vom Einzelnen unausgesetzte Hilfsbereitschaft gegen die Nächsten, und in Jesu neuer Religion darf das Kind in allen Nöten vertrauend den Vater um Hilfe angehen; aber der Vater hat auch noch andere Kinder, die nach Hilfe verlangen, und er fordert deshalb von seinem Kind auch Nachsicht und Geduld mit dem Nächsten. »Wenn ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben. Wo ihr aber den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euch euer Vater die eurigen auch nicht vergeben« (Matth. 6, 14/15).

* *
*

Nun taucht freilich auch außerhalb Palästinas neben der alten heidnischen Götterdreiheit und dem Bilderdienst noch jenes andere Gespenst der Vorzeit aus der Tiefe der Volksreligion empor und wird mit Jesu Lehre vermengt, eben der alte heidnische Opfergedanke. In diesem Heidenchristentum, das später durch Paulus teilweise zur kirchlichen Lehre wurde, ist Gott nicht der barmherzige Vater, sondern der despotische Tyrann, der um jeden Preis Blut sehen will, sei es schuldiges oder unschuldiges. Jesus wird hier zum Opferlamm, das aller Welt Sünde trägt, sein Tod aber zu dem großen ewig gültigen stellvertretenden Blutopfer, das uns ein für allemal von aller Schuld gereinigt hat.

Die katholische Kirche empfängt diese Blutsühne stets von neuem im Meßopfer, und auch die protestantische Kirche hat als eines ihrer Hauptdogmen die »satisfactio vicaria«, das altsemitische stellvertretende Opfer, bewahrt, nachdem ein anderer die Schuld eines Menschen sühnen kann, indem ja Jesu Blut nach der paulinischen Rechtfertigungslehre Gottes Zorn versöhnt, wenn der Einzelne nur glaubt, daß Jesus als Gottes wahrhaftiger Sohn dies große Opfer dargebracht hat.

Das ist heidnische, nicht christliche Opferlehre, das ist Pauli, aber nimmermehr Jesu Religion. Jesus hat niemals eine Stellvertretung in unserm religiösen Gottverhältnis verlangt oder gefordert, er hat auch nie gewollt, daß wir auf dem Altar des Glaubens die Vernunft opfern sollen, die Gott selbst uns gegeben. »Nicht ein jeder, der zu mir sagt: Herr! Herr! wird ins Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters im Himmel tut« (Matth. 7, 21). Das Opferdogma dieser Bluttheologie ist nicht nur ein Rest der tiefsten Stufe semitischen Heidentums, sondern es leiht noch heutzutage den niedrigsten menschlichen Eigenschaften, wie Bequemlichkeit, Selbstsicherheit und Vergeltungssucht, einen Schein religiöser Tugend. Es ist noch heute das Ruhepolster für moralische Schlappheit und religiöse Bequemlichkeit. Wie durch ein Mirakel, durch den Glauben an eine Art Zauberformel, erlöst es den Menschen im Nu und erfüllt den »Erlösten« allzu leicht mit hochmütiger Siegesfreude, weil er nun seine Papiere in Ordnung zu haben vermeint, ja, es läßt ihn gar den Stein auf andere werfen, die diesen naiven Glauben nicht teilen können.

Es ist eine treffende Bezeichnung, wenn die alte Kirche die Ausprägung des Christentums, die nachmals diejenige der Kirche wurde, für »Heidenchristentum« erklärte. Sie ist in der Tat heidnisch, und das nicht nur durch eine Vielheit im Gottesbegriff, sondern auch durch ihre äußerliche naturalisierende Auffassung der geistigen Mächte.

Gott war in früheren Stadien der jüdischen Religion noch kein unsichtbares geistiges, sondern ein sinnliches menschliches Wesen, das am Abend, »wenn der Tag kühl geworden ist« (1. Mos. 3, 8), im Garten Eden spazierengeht oder später mit Abraham zu Tisch sitzt, um mit ihm zu speisen (1. Mos. 18). Ähnlich war auch der Messias bei den Heiden in ganz äußerlichem Sinn durch natürliche Geburt der Sohn Gottes und wandelte sichtbar umher unter den Menschen.

Auch im Verhältnis des Menschen zu Gott spielten äußere Dinge eine große Rolle. Die Sünde war eine ganz materielle Unreinheit, die durch Berührung übertragen werden konnte, sie wurde auf mechanische Weise dem Opfertier aufs Haupt gelegt, im Judentum lud man sie auf einen »Sündenbock«, im Heidenchristentum übertrug man sie auf Jesus als das Opferlamm. Umgekehrt konnte man, wie auch in den Mysterienreligionen und dann im Heidenchristentum, durch den Genuß von Fleisch und Blut des Gottessohns auf rein äußerliche Weise seiner göttlichen sündlosen Natur teilhaftig werden und sich eine leibliche Auferstehung sichern.

Dieser ganze Apparat war Jesus und der höheren jüdischen Religion fremd. In der Religion, in der Gott Geist ist und im Geist und in der Wahrheit angebetet werden

will, ist für eine solch materielle Auffassung geistiger Werte kein Raum.

Die Entwicklung vom semitischen Heidentum über das Judentum zu Jesus geht von Mannigfaltigkeit zu Einfachheit, sie geht aber auch von außen nach innen, von einer physischen zur geistigen Auffassung Gottes und der Religion.

Der ganze gewaltsame äußerliche Apparat, der den niederen, heidnischen Formen der jüdischen Religion das Gepräge gab, die Kriege, die im Namen der Religion die Erde erschütterten, all die Mirakel und Wunderzeichen in der Natur, die die Messiasmythologie von Geburt, Leben und Tod eines jeden neuen Erlösers erzählt, das Erdbeben bei Jesu Tode, die Felsen, die barsten, die Gräber, die sich öffneten, das Feuer, das allenthalben von den Altären aufflammte und die stellvertretenden Opfer verzehrte, all das, so müssen wir heute erkennen, hat mit wahrem Christentum nichts zu tun. Als Gott nach 1. Kön. 19 den Propheten Elias zu sich auf den Berg Horeb im Sinai entbot und der Prophet voller Erwartung nach Gott ausschaute, da erhob sich zuerst ein gewaltiges Unwetter, das die Felsen zerbrach und die Berge zerriß; aber Gott war nicht in dem Unwetter. Und nach dem Unwetter kam ein Erdbeben; aber Gott war nicht in dem Erdbeben. Danach kam ein Feuer; aber Gott war nicht in dem Feuer. Ganz zuletzt vernahm der Prophet »ein stilles, sanftes Sausen«. Da verhüllte er sein Angesicht. So ward ihm Gottes Stimme offenbart.

Jesu Religion ist gleichen Geistes. Eine sanfte, stille Macht, die stärker ist als das lärmende Wesen aller Religionen des Altertums.

JESUS ALS ERNEUERER DER GESELLSCHAFT

JESU Religion war nicht etwa eine ideale Weltanschauung, zu der er sich in einzelnen glücklichen Augenblicken erhob, es war die stetig wirkende Kraft, die sein ganzes Leben wie ein Sauerteig durchsetzte. Er begnügte sich nicht damit, davon zu reden, sondern er wirkte in ihr und zeigte, daß es einem Menschen möglich sei, für eine solche Religion zu leben und zu sterben. Er ließ sein Banner, um das sich später die ganze damalige Welt scharen sollte, im Sturme wehen, sammelte Jünger um sich und blieb als Märtyrer seiner Sache bis zum äußersten treu, so daß sein Werk ohne Makel blieb und nach seinem Tode weiterwirken konnte auf die nachfolgenden Geschlechter.

Jesus ist nicht ausgegangen in die Welt, um die Menschen weltfremd zu machen. Seine Religion ist keine Mönchsreligion. Da liegt der fundamentale Unterschied zwischen indischer und semitischer Religion, zwischen der Religion Buddhas und der Religion Jesu.

* * *

Die Kultur des mit natürlichem Reichtum übersättigten Indien mündet seit Buddha aus in passive Weltflucht, Askese und Lebensüberdruß. Die Askese wird hier um ihrer selbst willen gepflegt, nicht wie im Christentum um des Lebens willen als Schule der

Selbstzucht, als Mittel in dem Bestreben, das Leben so lebenswert wie möglich zu machen. Im Buddhismus herrscht das mönchische Ideal, Vorbild ist der Einsiedler, der entweder aus der Welt flieht oder mitten in der Welt sich doch der Welt versagt und ihrem bunten Leben. Der Buddhist verachtet das menschliche Leben und läßt die Welt auf ihrer falschen Bahn.
Der Grundzug der semitischen Kultur dagegen, der sich gerade unter den ärmlichen Lebensbedingungen des Landes herausbildete, ist Lebensfreude. Für Buddha ist das höchste Ideal der ewige Tod, für den Semiten ewiges Leben. Für Buddha ist das Leben ein Übel, aus dem er fern hinweg fliehen möchte. Der Semit wird nicht müde, das Leben zu preisen, und findet stets neue Mittel, das Leben schöner und reicher zu machen. Daher begegnen wir in allen semitischen Religionen einer Tatkraft und Aktivität, wie sie zu allen Zeiten und überall ihre Überlegenheit über andere Lebensauffassungen beweist, und deshalb haben auch alle semitischen Religionen nicht nur ein soziales Programm, sondern setzen auch alles daran, dies Programm zu verwirklichen. Da ist dann die Religion nicht eine Kraft, die den Einzelnen von der Gesellschaft abzieht, sondern sie treibt ihn mitten ins Leben hinein und durchsäuert und veredelt so durch den Einzelnen die ganze Gesellschaft.

* *
*

Die Inder, die das reichste Land der Erde bewohnen, flüchten sich aus dem Überfluß des Lebens hinaus in die Wüste; die Semiten, die in dem ärmsten Land der

Erde hausen, dringen aus der Wüste mitten hinein in den Reichtum des Lebens.
Buddha sucht den Frieden, der des Menschen höchstes Streben ist, durch Weltflucht zu erreichen. Die Semiten bauen schon vor der Zeit Jesu und der Juden an einem internationalen Friedensreich, nicht draußen in der Wüste, sondern mitten in der bewohnten Welt, nicht allein in der einzelnen Seele, sondern auch im Leben der menschlichen Gesellschaft.
Buddha wendet sich auch von seinem Nächsten ab, indem er das menschliche Leben verneint. Die Juden dagegen besaßen in dem Gebot: »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!« ein soziales Programm, das sie in der Gesellschaft wirken hieß, und Jesus schärfte als Reformator der Gesellschaft dies Gebot nicht nur in allgemeinster Gültigkeit ein und verschaffte auch Weibern und Kindern die gleichen Menschenrechte wie dem erwachsenen Mann, sondern er stürzte sich selber mitten in den Strudel des Lebens und brachte ein Opfer ums andere, ja erlitt schließlich den Tod für seine Sache.
Die alten Semiten sind nicht allein deshalb den größten Kulturvölkern des Altertums beizuzählen, weil sie die höchststehende Religion besassen, sondern weil diese Religion bei ihrer sozialen und kulturellen Betätigung stets der bestimmende Faktor war. — Religion war da nicht eine Feiertagsstimmung, sondern die Kraftquelle für die Arbeit des Tages, nicht ein Kulturelement neben vielen anderen, sondern die Lebensmacht, die das ganze Leben und die ganze Kultur in ihren Bann zog. Deshalb wurde sowohl das Leben des Einzelnen wie der ganzen

Gesellschaft der Forderung des göttlichen Gebots entsprechend eingerichtet. Hammurabi empfängt ebenso wie Moses seine Gebote auf den Gesetzestafeln aus Gottes Hand, und eine ganze Reihe gewaltiger Persönlichkeiten, die ihr Leben dafür einsetzten, die Gesellschaft nach den göttlichen Geboten umzuformen, reden zu uns aus jener fernen Zeit, die in der Kulturgeschichte der menschlichen Persönlichkeit als die klassische Periode dasteht.

Daher finden wir hier — wie Nietzsche schreibt — Menschen, Dinge und Worte so großen Stils, daß die griechische und indische Literatur nichts Ebenbürtiges aufzuweisen hat. Mit Schrecken und Ehrfurcht sieht man sich diesen gigantischen Zeugen gegenüber, Zeugen dessen, was der Mensch einmal war, und man macht sich traurige Gedanken über das alte Asien und seine kleine vorgeschobene Halbinsel Europa, die um jeden Preis Asien gegenüber den Fortschritt des Menschengeschlechts repräsentieren will.

Die gleichen traurigen Gedanken steigen gewiß den meisten Historikern auf, wenn sie sich mit den idealen Schöpfungen dieser hohen Kultur des Altertums beschäftigen, die so hoch über unsere heutige Zeit hinausragen, Gedanken, die dazu führen konnten, daß ein Oswald Spengler mit seinem »Untergang des Abendlandes« der europäischen Kultur das Todesurteil schrieb. Aber es ist doch wohl besser, anstatt sich in unmännlicher Selbstaufgabe zu gefallen, die Ideale wiederaufleben zu lassen, die einst auch bei uns Kultur erzeugt und Schritt für Schritt weitergeführt haben. Die Welt sei nun schlecht oder gut, wir müssen sie — mit Vol-

taire zu reden — zu verbessern suchen, und in einer Zeit des Verfalls, wie wir sie jetzt durchleben, muß der Historiker zu einer müden und schwächlichen Gegenwart eine starke Vergangenheit sprechen lassen. Jesu Religion erlöst nicht bloß den Einzelnen, sondern auch die ganze kranke Gesellschaft, wenn sie dem Banner treu bleibt, das Jesus und die Seinen vor bald 2000 Jahren aufgerichtet haben.

HEIMATLOS!

Der Bruch mit Familie und Heimat war das erste Opfer, das Jesus zu bringen hatte, um seine Religion der Gesellschaft anzubieten.

Wenn ein junger Mann daran denkt, seinen Erwerb aufzugeben, um als Laien- und Wanderprediger auszuziehen, so ist es ganz natürlich, daß seine Familie ihn zurückzuhalten sucht. Um so mehr, wenn er dabei wie damals in Palästina zugleich sein Leben aufs Spiel setzt. Deshalb stieß auch Jesus bei seiner Familie auf Widerstand; ja, es kam zu einem völligen Bruch mit den Seinen. Noch nachdem er die Heimat verlassen und seine Laufbahn als Reformator begonnen hat, und als sich schon die Massen um ihn zu sammeln beginnen, reisen Mutter und Brüder ihm nach (Mark. 3), um ihn zur Rückkehr in die Heimat zu bewegen. Daß sie glauben, er sei von Sinnen, beweist deutlich der ungeheure Abstand zwischen ihm und ihnen, der in den Quellen seinen Niederschlag gefunden hat. Auch die Schriftgelehrten sind ja der Meinung, er sei besessen. Die harten Worte, die Jesus auch sonst über seine Mutter und seine

Familie sagt, deuten ebenfalls auf die tiefe Kluft hin, die ihn von ihnen trennte. Um seiner inneren Berufung Folge zu leisten, ward Jesus ein heimatloser Mann. Man muß wissen, welch ungeheure Rolle der Stamm und die Familie bei allen semitischen Völkern spielt, um die Größe des Opfers ermessen zu können, das Jesus hier brachte. Ein Mann ohne Familie ist dort rechtlos und unstet. Er hat keine Wurzel mehr in der Gesellschaft, eben weil Sippe und Familie alles bedeuten. Dieser heimatlose Zustand hat schwer auf Jesus gelastet. Es sind nur wenige Worte Jesu über seine persönlichen Verhältnisse überliefert, aber in einem von den wenigen klingt das Weh über die verlorene Heimat nach: »Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege« (Matth. 8, 20).

* *
*

Aus Nazareth, der Heimat seiner Väter, wanderte Jesus nordwärts in fremdes Land. Sein Hauptquartier schlug er an der Nordspitze des Sees Genezareth in der Gegend des kleinen Fischerdorfes Kapernaum auf, wo ihm seine ersten Jünger zugefallen waren, aber er unternahm von da aus Streifzüge ringsumher in Galiläa und in der Heidenwelt nördlich davon; aber immer dazwischen blieb er in entlegenem, unbewohntem Gebiet, um nicht allzu großes Aufsehen zu erregen und nicht in die Hände der Regierenden zu fallen.

* *
*

Läßt uns die Überlieferung im Stich, wo wir von seiner Kindheit und Jugendzeit hören wollen, so setzt sie um so mächtiger da ein, wo sein Wirken als religiöser Reformator beginnt. Zwar hat auch da berechtigte historische Kritik viel abstreichen müssen, aber es bleibt doch bestehen, daß keine andere Religion in ihren heiligen Schriften so viel echte geschichtliche Züge aus ihres Meisters Leben und Lehre, so viel wahrheitsgetreue Lebensschilderung bewahrt hat wie die christliche. Da steht nicht eine Sagen- oder Mythengestalt vor uns — kaum hervortretend aus dem grauen Nebel der Vorzeit —, sondern eine Persönlichkeit im hellen Licht der Geschichte. Ganz lebensvoll wird uns Jesus in dieser Periode gezeichnet und mit ihm die bunte Welt, in der er sich bewegte.

Wir blicken da auf die lachenden Fluren des damals so wohlbebauten Galiläa mit seinen sonnenhellen Höhen rings um den fischreichen See. Weinberge mit Steinterrassen und oben auf den Höhen der Berge aus Feldsteinen erbaute Wachttürme, wo der Besitzer zur Erntezeit, wenn die Stunde drängt, Taglöhner zur Arbeit im Weinberg mietet. Freundliche Dörfer mit Feigenbäumen und Weinstöcken, umrahmt von einem dunklen Kranz von Ölbäumen. Fischer, die damals wie jetzt ihre Netze auswerfen, Bauern, die draußen auf dem Felde säen und ernten, allesamt in der malerischen Tracht des Landes: an den Füßen Sandalen, die Beine nackt, nur ein Hemd am Leib, das ein Gürtel zusammenhält (Matth. 10, 9), bei kühlem Wetter einen Mantel darüber.

Für gewöhnlich halten sie sich draußen im Freien auf;

abends aber, nach des Tages Last und Hitze, versammelt sich die Familie in dem kleinen Steinhaus mit dem einzigen Raum. Man liegt dann, wie man damals zu tun pflegte, um den niederen Tisch, wäscht die staubigen Füße, trinkt gemeinsam aus einem Kelch, ißt zusammen mit den Fingern aus dem gleichen großen Holzteller, bricht das Brot und taucht es in Fett oder Suppe, während die »Hündlein unter dem Tisch von den Brosamen der Kinder essen« (Mark. 7, 28). Die Hauptmahlzeit wird stets abends eingenommen und heißt daher noch heute ʻAschâ, das Nachtmahl. Jesu Mahlzeiten mit seinen Jüngern waren also stets ein »Abendmahl«, wie die heilige Mahlzeit der Christen sich heute noch nennt.

* *
*

Natürlich ließe sich dies Leben, das später Vorbild für unzählige Menschen wurde, ebensogut in anderen Himmelsstrichen, in einer anderen Gesellschaft und unter anderen Formen denken. Jesus hätte sein Werk der Liebe auch in dem Gewimmel irgendeiner Großstadt ausführen können. Aber der historische Jesus lebte und wirkte nun einmal in dieser Welt. Wie Babylon das Zentrum der vorderasiatischen Kultur war, Athen und Rom die Knotenpunkte bildeten, von denen die klassische Bildung ausging, so wurde der Grund zu Jesu Reich, das sich über fast den ganzen Erdboden ausbreiten sollte, unter der einfachen Bauern- und Fischerbevölkerung am See Genezareth gelegt. Daher spiegelt sich das Leben dieses Volkes beinahe in jedem Blatt von Jesu Geschichte.

»Wer den Dichter will verstehn,
Muß in Dichters Lande gehn.«

Man versteht Jesu Leben und Lehre nicht, ohne diese äußeren Formen — man hat sie das »fünfte Evangelium« genannt — zu kennen, in denen es sich abspielt. Sie sind allenthalben in Jesu Worte und Leben eingeflochten und bilden für den Historiker unschätzbare Zeugnisse für die Echtheit der Überlieferung.

* *
*

Nicht allein diese Stätte hat mit echt palästinensischem Lokalkolorit auf die Jesusüberlieferung abgefärbt, auch die Zeit hat unverkennbar den Berichten der Evangelien ihren Stempel aufgedrückt.

Zu diesem Zeitkolorit gehört nicht nur die Messiasmythologie, sondern all der Wunderglanz und die märchenhafte Beleuchtung, die mehr und mehr im Lauf der Zeit die Jesusüberlieferung umgab, am wenigsten in dem ältesten Evangelium des Markus, schon stärker in den späteren des Lukas und Matthäus und am stärksten in der jüngsten dieser Schriften, dem sogenannten Johannesevangelium, und in den noch späteren apokryphen Evangelien. Wir kennen Jesus ausschließlich aus den Berichten seiner Zeitgenossen und nächsten Nachfahren und sehen ihn gerade deshalb heute vielfach einseitig durch die Brille seiner Zeit.

In den Augen des heutigen Lesers mit seiner gesetzmäßigen Naturauffassung nehmen sich die vielen Mirakel gar »wunderlich« aus, sie schwächen das Ver-

trauen in die Glaubwürdigkeit der Berichte und muten fremd und unverständlich an wie überhaupt manche lokalen Züge. Aber für das historisch geschulte Auge ist gerade diese Zeitfärbung ein Beweis für die Echtheit der Überlieferung; sie zeigt, daß die Berichte nicht aus einer andersgearteten und späteren Zeit stammen. Das Lokalkolorit führt den Historiker nach Palästina, die Zeitfärbung führt ihn in der Geschichte unserer Kultur an die 2000 Jahre zurück.

Für das Auge des damaligen Menschen war das ganze Leben voll von Wundern und Mirakeln; Literatur und Geschichtschreibung sind damit durchsetzt, das Märchen — für uns eine Mischung von Phantasie und Wirklichkeit — war der lebendige Ausdruck der Naturauffassung der Zeit und daher die gewöhnliche Form der Erzählung. Als eine Hauptform literarischen Stils übt es noch heute eine große Anziehungskraft auf das Kind aus, eben weil es aus der Kindheit des Menschengeschlechts stammt. Erst die moderne Naturwissenschaft hat uns ja die Augen geöffnet für die streng gesetzmäßigen Zusammenhänge in der Natur; damals erblickte man in jeder ungewöhnlichen Erscheinung den Eingriff einer übernatürlichen Macht.

Selbst die allernüchternste Geschichtschreibung aus jener Zeit zeugt von dieser Tatsache; aber am stärksten begeben wir uns in ihren Bann, wenn wir die Volksüberlieferung in religiöser Rede von Heilungen oder ähnlichen Wunderdingen sprechen hören.

* *

*

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Religion tief im Mystischen und Unerklärlichen wurzelt. Ganz besonders umgab die Religionsgeschichte der damaligen Zeit die großen Religionsstifter und Lehrer der Menschheit mit einem mystischen, beinahe magischen Glanz. Schon wenige Jahrhunderte danach beginnen diese Züge zu schwinden — von Muhammed z. B., der doch in Jesu Nähe, unter der gleichen Rasse und im selben Kulturkreis lebte, berichtet der Koran überhaupt keine Wunder —, aber von Apollonios von Tyana in Kappadokien, jenem Wanderprediger und Theosophen aus dem gleichen Jahrhundert wie Jesus, der wie Jesus nach seinem Tode in zahlreichen Tempeln, die man ihm zu Ehren errichtete, als Gottes Sohn verehrt wurde, erzählte man sich Dämonenaustreibungen, wunderbare Heilungen und Totenerweckungen. Wie Jesus nach dem 5. Kapitel des Markusevangeliums die Tochter des Jairus vom Tode erweckt haben soll (1), so wird von Apollonios beispielsweise erzählt, daß er auf der Straße in Rom einem Leichenzug begegnet sei, in dem man ein junges Mädchen zu Grabe trug. Er trat an die Bahre, legte die Hände auf das Mädchen und murmelte einige unverständliche Worte. Sogleich erhob sich die Tote, fing zu reden an und kehrte nach Hause zurück.

Dem Propheten Simon aus Samaria, der gleichzeitig mit

---

(1) Die kirchliche Betrachtungsweise sieht übrigens in dieser Begebenheit zu Unrecht eine Totenerweckung. Nach dem ursprünglichen Wortlaut des Berichtes handelt es sich um eine todesähnliche Ohnmacht oder um einen tiefen Schlaf. Jesus sagt ja ausdrücklich: »Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft.« (Markus 5, 39.)

Jesu Aposteln wirkte, unter Kaiser Claudius (41—54) nach Rom kam und auch in der Apostelgeschichte (Kap. 8) erwähnt wird, schrieben seine Zeitgenossen mancherlei Wundertaten zu, so daß er bald unter dem Namen »Magier« oder »Wundertäter« bekannt war; überhaupt zirkulierten in Palästina in jener Zeit eine ganze Reihe verschiedener Wunderberichte, die sich als sogenannte Wanderlegenden bald an den, bald jenen großen Namen knüpften.

* *
*

Wunder waren die Losung der Zeit. Wie die Messiasmythologie sich ein festes Schema geschaffen hatte, das auf jede Messiasgestalt Anwendung fand, so erschuf sich auch die nach Wundertaten und Mirakeln durstige Zeit in ihrer Geschichtschreibung eine Reihe feststehender Formen für die Wunder, die sich einer jeden großen Gestalt anhefteten. — Wir haben es da mit fremden Bestandteilen zu tun, die wie die Jungfrauengeburt von außen in die Jesusüberlieferung im Lauf der Zeit stärker und stärker eindringen. Diesen Stoff hat nicht allein der Zeitgeist Palästinas, sondern derjenige der ganzen damaligen Kulturwelt erzeugt.
Die moderne Forschung hat in den letzten Jahrzehnten Material zutage gefördert, durch das sich ganz schlagend beweisen läßt, daß die neutestamentlichen Schriften auch hier von fremder heidnischer Literatur beeinflußt sind. Wir stehen da vor dem Rätsel — so schreibt der deutsche Religionshistoriker R. Reitzen-

stein —, daß »ernsthafte, tief religiöse Männer bewußte Fälschungen begehen, ohne selber den darin liegenden Betrug zu fühlen«. — Was für uns ein Rätsel ist, war für die damalige Zeit eine Selbstverständlichkeit. Stand Jesus wirklich — was aus der echten Jesusüberlieferung deutlich genug hervorgeht — in einem Verhältnis von einzigartiger Innigkeit zu Gott und trat er als sein Stellvertreter auf Erden auf, so mußte sich dies Verhältnis notwendig in der Herrschaft über die Naturgesetze auswirken, in die Gott nach der damaligen Anschauung von Zeit zu Zeit eingriff. Die Welt war diesen Menschen ein Uhrwerk, Gott der Uhrmacher, der dazwischen einmal in den Mechanismus eingriff, um ihn nach Wunsch laufen zu lassen. Die Einfügung von Wundern in die Überlieferung geschah daher in gutem Glauben.

Die Mirakel des Neuen Testaments sind nach dem jetzt vorliegenden Material nicht, wie man früher meinte, eine Besonderheit der Urgeschichte des Christentums. Denn sie werden uns keineswegs nur von Jesus und seinen Aposteln berichtet. Die gleichen oder ähnliche Wunder sind ebensogut für andere Personen des gleichen Zeitraums geschichtlich bezeugt. Will man an die der Natur widerstreitenden Wunder der Bibel glauben, so muß man auch an die Wunder glauben, von denen die gleichzeitige nichtbiblische Literatur berichtet. Aber sie haben nichts mit Geschichte zu tun, sie stellen nur die Ausschmückung der Historie dar, nach der die Zeit verlangte.

* *
*

Jesu Stellung gegenüber der Wundersucht seiner Zeit ist deutlich genug. Seine ganze Persönlichkeit strahlt kraftvolle Geschlossenheit und Abscheu vor Mystik in jeder Form wider. Als man einstens ein solches Wunder oder »Zeichen vom Himmel« von ihm verlangte, da seufzte er auf und sprach: »Was sucht doch dies Geschlecht Zeichen? Wahrlich, ich sage euch: Es wird diesem Geschlecht *kein* Zeichen gegeben werden» (Mark. 8, 12).

Dies Jesuswort entstammt nicht nur der ältesten und besten Überlieferung von Jesus, sondern trägt auch inhaltlich den Stempel unzweifelhafter Echtheit an sich. Es zeugt mit voller Klarheit von dem Jesus, wie er wirklich war. Es kann keine tendenziöse Erfindung der Zeit sein; denn es widerspricht ja durchaus dem ganzen Zeitgeist. Wir haben hier einen der vielen Beweise vor uns, wie erstaunlich rein doch die echte, ursprüngliche Jesusüberlieferung sich trotz aller späteren Zusätze bewahrt hat. Mitten in dem Gewimmel all der Zeichen und Wunder, die da von Jesus erzählt werden, stoßen wir ganz plötzlich auf den Jesus, der die Wundermanie der Zeit aufs schärfste verurteilt und für seine Person ganz entschieden ablehnt.

Jesus nimmt in dieser Frage die gleiche Stellung ein wie ein paar Jahrhunderte später Muhammed. Auch der große Prophet der Araber wurde von allen Seiten mit Aufforderungen bestürmt, Zeichen und Wunder zu tun, weil ja auch frühere Propheten, so auch Jesus nach der «Schrift», Wundertäter gewesen seien. Muhammed weist da aber — gleich Jesus — auf Kräfte von geistiger Art hin, auf unbedingten Glauben und auf Gottver-

trauen. Gott wirkt auch für ihn nicht natürliche, sondern geistige Wunder mittels geistiger Offenbarungen.

* * *

Einen Anhaltspunkt für ihren Wunderglauben fanden Jesu Zeitgenossen in den vielen Krankenheilungen, die er tatsächlich ausführte, und die die damalige Zeit gleich mit dem Schein des Wunderbaren umgab. Von einem Messias erwartete damals ein jeder Kranke Heilung, und Jesu große Liebe zu den Kranken und Schwachen und die gewaltige Autorität, die von ihm ausging, bewirkte im Verein mit dem unbedingten Glauben und Zutrauen der Kranken, daß Jesus in all den Fällen, in denen geistige oder seelische Einwirkung eine Heilwirkung ausüben kann — Nerven- oder Geisteskrankheiten, manche Arten von Lähmung, Epilepsie u. ä. —, wirklich Heilungen herbeigeführt hat, die seiner Zeit wunderbar erscheinen mußten. Die übliche Bezeichnung der damaligen Zeit für solche Krankheiten war »von bösen Geistern besessen sein«, und Jesu »Spezialität« als Arzt war, solche bösen Geister auszutreiben, ein Fachgebiet, das er auch seinen Jüngern übertrug (Matth. 10, 1). Daß sich die Kranken um jemanden drängten, der als Messias in einem besonders nahen Verhältnis zu Gott stand, daß sie sich an ihn klammerten, ihn baten und bestürmten, sie zu heilen, und oft auch Heilung fanden, ist nicht nur aus Jesu Leben bekannt.

Im Orient wurde der römische Cäsar auch als Gottes Sohn verehrt, und als der Kaiser Vespasianus im

Jahre 70, wenige Jahrzehnte nach Jesu Tod, sich in Alexandria aufhielt, da drängte sich z. B. ein blinder Mann aus dem Volke und ein anderer, der eine lahme Hand hatte, zu ihm hin, sie umfaßten seine Knie und baten ihn um Heilung. Vespasianus heilte sie beide, und zwar den Blinden, in dem er ihm mit seinem Speichel die Augen netzte.

Diese Szene, die von durchaus glaubwürdigen Quellen bezeugt wird, von Tacitus überdies noch mit der Bemerkung, »daß diejenigen, die dabei waren, doch jetzt, da sie davon erzählen, keinerlei Interesse daran hätten, zu lügen« (Historien 4, 81), erinnern lebhaft an die Heilung des blinden Bartimäus durch Jesus bei Jericho (Mark. 10, 46 ff.) und an diejenige eines anderen Blinden, den Jesus ganz auf dieselbe Weise gesund machte, indem er »in seine Augen spützte und seine Hände auf ihn legte« (Mark. 8, 23).

Bei solchen Heilungen sagte Jesus gern zu dem Genesenden: »Dein Glaube hat dir geholfen.« Ohne Glauben oder Vertrauen kann nämlich, wie jeder Arzt weiß, keine Heilung stattfinden (1). Wo dieser Glaube nicht da ist, wie z. B. bei Jesu Besuch in Nazareth (Mark. 6), da kann Jesus auch keine Wunderheilungen ausführen. Der bekannte Historiker Eduard Meyer bemerkt richtig, daß diese Züge wiederum ein Beispiel dafür sind, wie erstaunlich zuverlässig sich die ursprüngliche und beste Jesusüberlieferung inmitten der späteren Ver-

---

(1) Dieser Glaube und seine Belohnung wird später von der Kirche — ganz im Widerspruch mit dem Zusammenhang — als Glaube an die kirchlichen Dogmen und ihre Segnungen gedeutet.

fälschungen bewahrt hat. Keiner von den Späteren wäre ja auf den Gedanken gekommen, daß es überhaupt Grenzen für Jesu Wunderkraft geben könne.

* * *

Jesu heilende und helfende Tätigkeit, die uns noch heute die besten Mittel zur Linderung für die leidende Menschheit liefert, dauerte verhältnismäßig wenige Jahre. Der Bericht darüber ist uns in kleinen Erzählungen erhalten, von denen jede für sich als abgeschlossenes Ganze im Volke lebte, bis sie im Lauf von etwa 20 bis 30 Jahren zu Papier gebracht wurden. Die Evangelienschreiber haben nicht versucht, diese kleinen Berichte in ein festes chronologisches System zu bringen, sondern sie ordnen sie auf verschiedene Weise nach sachlichen Gesichtspunkten. Ihre Schriften sind ja keine Biographien, sondern Missionsschriften.

Daher sehen wir sie nun in der Bibel vor uns als ein buntes Mosaik kleiner Steine, die auf verschiedene Fäden aufgereiht sind. Aber jedes dieser kleinen Stücke trägt an sich das Gepräge echter palästinensischer Volksüberlieferung, es bietet genaue Orts- und Situationsbestimmungen und führt in der Erzählung namentlich Personen ein, die sonst keinen Platz in der geschichtlichen Überlieferung haben, weil sie zu denen gehören, deren Geschichte nicht geschrieben wird, die aber doch zweifellos ebenso existiert haben wie diejenigen Gestalten aus dem Evangelium, die wir aus der Weltgeschichte kennen (Herodes Antipas, Pilatus usw.) Zusammengesetzt geben diese kleinen Stücke aus der

Bibel der Urgemeinde ein vortreffliches Bild von Jesus in seiner Vollkraft und damit auch vom Urchristentum. Man kann eine ganz verschiedene persönliche Stellung zu diesem Christus einnehmen, man kann ihn abweisen oder »annehmen«; aber man kann ihn nicht aus der Geschichte streichen, sich nicht damit entschuldigen, daß die Überlieferung über seine Person so unsicher ist, daß man im Grunde nicht recht weiß, wie es um seine Geschichtlichkeit bestellt ist. Jesus ist hier mit einer solchen Klarheit gezeichnet, daß man noch heute seinen Rat in jeder Sache, sei es persönlicher, politischer oder sozialer Art, einholen kann. Es mag vielleicht schwer sein, dem Rat zu folgen, der einem da zuteil wird; aber die Antwort lautet deutlich genug.

* * *

Fragen wir Jesus nach der besten Ordnung der menschlichen Gesellschaft, so erhalten wir eine Antwort ohne Umschweife; das heißt in der Gesellschaft, wie sie Jesus gründete, und wie sie dann in der christlichen Urgemeinde fortbestand, gibt es keine nationalen Schranken, keine Ober- und Unterschicht, nicht Völkerhaß noch Klassenkampf, es gibt nur eine weltumspannende Bruderschaft.

Ein jeder Mensch, er sei Mann oder Frau, Kind oder Erwachsener, gleichviel welcher Nation, welchen Ranges oder Standes, heißt mein Bruder und meine Schwester und hat darum berechtigten Anspruch auf meine Hilfe. Niemals kann mein Nächster mir zum Feinde, zum Knecht oder Sklaven werden, kraft seiner Menschen-

würde ist er allezeit mein ebenbürtiger Bruder, der das gleiche Anrecht auf die Güter des Lebens besitzt.
Zum erstenmal in der Geschichte der Kultur begegnen wir hier einer Gesellschaftsordnung, die man als eine Religion der Brüderlichkeit bezeichnen kann. Diese Gesellschaftslehre, erstmals in die Wirklichkeit übergeführt durch die christliche Freikirche der ersten Zeit, hat ganz allmählich nach und nach die Gesellschaft in den christlichen Ländern umgebildet, sie hat die Aufhebung der Sklaverei bewirkt, hat dem unterdrückten niederen Volke einen Platz an der Sonne verschafft, wurde bei der Französischen Revolution in der juristischen Form der Lehre von den Menschenrechten proklamiert, hat später die modernen Schlagworte: Friedensbewegung, Arbeiterbewegung, Frauenbewegung und Jugendbewegung prägen helfen und steht noch heute aufrecht als das große Ziel menschlicher Gesellschaftsordnung, erstrebt von mächtigen politischen Parteien, aufgenommen und wissenschaftlich unterbaut von der modernen Gesellschaftsordnung, die durch ihre empirischen Studien zu dem gleichen Resultat gekommen ist wie Jesus durch den hellen Blick des Genies (1).

* *
*

---

(1) Auf äußerliche Mittel und Wege zu einem auf Interessengemeinschaft gegründeten Völkerbund und auf dauernden Frieden unter den Nationen sann unter anderen auch der Pionier der modernen Friedensbewegung Immanuel Kant, der noch als alter Mann im Jahre 1795 sein berühmtes Werk schrieb: »Zum ewigen Frieden«. — Die Übereinstimmung der modernen Ge-

Die Religion der Brüderlichkeit ist keine andere als die, die im vorigen Abschnitt als »Jesu Religion« gekennzeichnet wurde. Es ist die gleiche Religion oder besser die nach außen gekehrte Seite von Jesu Vater-Religion. Wenn die übersinnliche Macht, an die sich der Mensch im Gebet wendet, der barmherzige Vater nicht allein für ihn oder sein Volk, sondern für die ganze Menschheit ist, so kann sein Verhältnis zu allen anderen Menschen kein anderes sein als ein Bruderverhältnis. Er kann nicht Ruhe finden in dem religiösen Vaterverhältnis, das nach dem Ausweis der Geschichte zu einer so ungeheuren Bedeutung als lebendige Kraft im Leben der Menschen gelangt ist, ohne daß er sich bemüht, jedem Nächsten ein wahrer Bruder zu werden, ebensowenig wie er ein Sohn seines irdischen Vaters heißen kann, ohne dessen anderen Kindern ein Bruder zu sein. Man hat wohl viele tausend Bogen Papier über Jesus und seine Lehre vollgeschrieben; aber es ist kaum je mit genügendem Nachdruck hervorgehoben worden, daß Jesus als Aufrührer gegen die bestehende Gesellschaftsmoral mit einer ganz neuen und revolutionären Gesellschaftslehre auftrat. Das Wort Revolution hat für viele einen bösen Klang; aber Jesus war in der Tat der größte Revolutionär, der je gelebt hat. Jesu Gesellschaftslehre würde gleich einer Dynamitbombe in alle bestehenden Staaten dreinfahren müssen, sobald dort

---

sellschaftsforschung mit Jesu Lehre ist schlagend nachgewiesen worden von dem norwegischen Kulturhistoriker Chr. Collin in den beiden Büchern: »Brorskabets Religion« 1912 (Die Religion der Brüderlichkeit) und »Den hvite Mands sidste Chance« 1921 (Die letzte Hoffnung der weißen Rasse).

einmal das Christentum ernsthaft eingeführt werden würde; hat sie ja schon seit des Meisters Tode wie eine Säure gewirkt oder — um ein Lieblingswort Jesu zu gebrauchen — wie ein Sauerteig, der langsam die Staaten mit ihren bestehenden Gesellschaftsformen durchsetzt und auflöst und allenthalben eine neue Gesellschaft mit neuen Formen bildet.

Die Ausgrabungen in Vorderasien und Ägypten haben unsere historische Kenntnis 6000—7000 Jahre zurückschauen lassen, andere Ausgrabungen zeigen uns Spuren des Menschen und seiner Tätigkeit bis zirka 100 000 Jahre zurück und solche von prähistorischen Tieren und Pflanzen in noch früherer Zeit. In all diesen ungeheuren Zeiträumen ist — wie Darwin gezeigt hat — der Kampf ums Dasein oder das Gesetz der Macht das oberste Gesetz für alles organische Leben gewesen. Die stärkeren Pflanzen und Tiere unterdrückten die schwächeren, und als der Mensch sich zum Herrn der Erde machte, war es ebenfalls das Gesetz der Macht, in dessen Dienst er seine Intelligenz stellte, um sich neue künstliche Machtmittel zu verschaffen.

Seitdem hat kein Raubtier so schrecklich gegen sein eigenes Fleisch und Blut gewütet wie der Mensch. Der Mensch ist überall auf Erden des Menschen schlimmster Feind. Wohin nur immer der Mensch auf Erden kommt, da braucht man nicht lange nach ihm zu suchen. Ein breiter Strom von Menschenblut bezeichnet seinen Weg, am rötesten dort, wo die »Kultur« am höchsten steht und daher die Kriegsmittel am entwickeltsten sind.

* *

*

Diesem uralten Weltgesetz von Gewalt und Unterdrückung, das auf Erden herrschte, seitdem das erste Raubtier die Klauen seinem Widersacher ins Fleisch bohrte, bis zu der Zeit, da das gewaltige Römerreich zu Jesu Zeit alle kleinen Staaten niedertrat, stellt nun Jesus eine neue Weltordnung entgegen, die allen Schwachen und Leidenden in der Welt helfen will. Von Stund an steht das Gesetz der Liebe gegen das Gesetz der Macht.

Dieser strikte Gegensatz zur »Welt« ist es, den beinahe jedes Blatt des Neuen Testaments einschärft. Dem Kaiser, als dem Repräsentanten der weltlichen Macht, tritt der Prophet gegenüber, der eine geistige Macht verkörpert. Der äußeren Gewalt der Faust wird eine innerliche unsichtbare gegenübergestellt: Nächstenliebe gegen Selbstsucht, das Ideal des Dienens gegen Herrentum und Herrscherideal. In dem neuen Reich gilt nicht der Herr am meisten, der über andere gebietet, sondern der demütig dienende Knecht, der den andern zu helfen bestrebt ist. In dem »Reich, das nicht von dieser Welt ist«, gelten überhaupt ganz andere Gesetze als in den Reichen dieser Welt. Jesus ist sich voll bewußt, daß er der Weltenwicklung etwas ganz Neues einfügt, daß er als Aufrührer ein neues Reich gründet, das sich in offenem Widerspruch zu der bisher geltenden Weltordnung befindet. Ausdrücklich sagt er zu seinen Jüngern (Mark. 10, 42—44):

> »Ihr wisset, daß die, so als Herrscher über die Völker gelten, Macht über sie haben und die Großen unter ihnen Gewalt über sie. Aber also soll es unter euch nicht sein, sondern welcher will groß werden

unter euch, der soll euer Diener sein; und welcher unter euch will der Vornehmste werden, der soll aller Knecht sein.«

* * *

Jesu Vater-Religion leitet eine neue Epoche in der Religionsgeschichte ein, weil Gott nun nicht mehr der despotische Herrscher oder der Tyrann ist, sondern der barmherzige Allvater, und der Mensch nicht mehr ein wertloser Sklave oder Untertan, sondern das Kind des Allvaters, ein gottbegnadetes Wesen, das Ewigkeitswert besitzt.

Ebenso zog mit der neuen Gesellschaft, die Jesus um sich erschuf, eine neue soziale Ära herauf, ein Gesellschaftsleben, das nicht mehr auf rücksichtslose Gewalt und Unterdrückung der Schwachen gegründet war, sondern auf gegenseitige Hilfe. Auch der Schwache hat an der Gotteskindschaft teil, auch er trägt Gottes Odem in sich und soll darum Freund und Bruder heißen.

In diesem Reich ist nicht der Mensch des Menschen schlimmster Feind, er ist sein bester Freund, und deshalb gingen auch alsbald und von nun an aus diesem neuen Reich eine ganze Reihe von Reformatoren der Gesellschaft hervor, die nun seit bald 2000 Jahren einander ablösend sich bemühen, der Gesellschaft in den christlichen Landen ein neues Gesicht zu geben.

* * *

Der Buddhismus hat es niemals vermocht, die Ungerechtigkeiten der Gesellschaft zu bessern, und war deshalb schon gar nicht imstande, Indiens Kastenwesen aufzuheben; Jesu Gesellschaftslehre dagegen sah es als eine ihrer ersten Aufgaben an, die *Sklaverei* zu beseitigen. Diese menschenunwürdige Einrichtung steht uns heute schon so ferne, daß wir es schwer ermessen können, welch tiefer Riß durch sie seinerzeit im Gesellschaftsorganismus klaffte, welch ein kümmerliches Dasein damals ungeheure Massen von Menschen führen mußten.

Im Altertum wimmelte es im Orient wie in Europa von Sklaven; sie begegnen uns im Alten und Neuen Testament wie in Griechenland und Rom. Ja, die Gesellschaft des Altertums mit ihren Produktions- und Handelsformen, mit ihren gewaltigen Bauunternehmungen läßt sich gar nicht denken ohne solche billigen Arbeitskräfte.

In Israel wie überall im Orient wurden die Sklaven mit dem Vieh zusammen aufgezählt, für Platon und Aristoteles und andere der größten Geister des Altertums war ein Sklave überhaupt nur ein halber Mensch, beinahe eine Sache oder ein Tier, ein Objekt des Handels, unentbehrlich für die Gesellschaft, weil man »lebendiges Werkzeug« brauchte. Für Jesu Zeitgenossen war der Gedanke überhaupt nicht denkbar, daß diese Einrichtung je aufgehoben werden könnte, und wenn er doch auftrat, so betrachtete man so etwas als eine phantastische Utopie, ebenso wie heute viele die Friedensbewegung oder andere Zukunftsideale als verrückt ansehen.

Jesus stellte sich nun nicht etwa an die Spitze irgend-

eines Sklavenaufstandes und gab überhaupt keine festen Regeln und Vorschriften für den ungeheuer komplizierten Umbildungsprozeß, der sich notwendig machte, wenn man die Sklaverei aus dem Gesellschaftsorganismus ausmerzen wollte. Und doch hat der historische Jesus, dem wir in den Evangelien begegnen, die Sklaverei aufgehoben, er und kein anderer. Er war der erste, der zwischen Sklaven und Freien keinen Unterschied machte, der sie wie Gleichgestellte und Brüder behandelte, wo immer er ihnen begegnete.

In seinen Fußstapfen sind die ersten christlichen Gemeinden gewandelt, wenn sie Sklaven aufnahmen und sie wie Freie behandelten. Die alte Kirche kaufte dann Sklaven los und gab ihnen die Freiheit, und viele Sklaven werden als Märtyrer verehrt, ja nicht wenige von den ersten christlichen Bischöfen sind ursprünglich Sklaven gewesen.

Die katholische Kirche des Mittelalters, die das Christentum als Religion und als Gesellschaftslehre verfälschte, schuf auch in diesem Punkte ein Zerrbild des Urchristentums. Die Kirche und der Papst verboten geradezu die Aufhebung der Sklaverei und hielten selber Tausende von Sklaven. Der Sklavenhandel mit all seinen unmenschlichen Grausamkeiten erhielt den Segen der Kirche, ebenso wie der Krieg mit seinen Höllenmaschinen noch heute von den Dienern der Kirche gesegnet wird (1).

---

(1) Noch im Jahre 1487 empfing Papst Innozenz VIII. als Geschenk nicht weniger als 15000 Eingeborene von Malaga, die von den Spaniern zu Sklaven gemacht worden waren. Päpstliche Galeeren zogen aus auf Sklavenjagd, und noch gegen

Aber zuletzt siegte doch der historische Jesus. Auch in ihren schlimmsten Verfallsperioden war der Kirche allezeit im Evangelium, in den ältesten geschichtlichen Zeugnissen von Jesus und seiner Lehre, eine unversiegliche Quelle der Erneuerung und Verjüngung gegeben, und dieses Lebensmark war stark genug, die fremden heidnischen Elemente zu entfernen. Als man zur Zeit der Reformation die Bibel wieder vornahm, stieß man allmählich beim Lesen auch auf den historischen Jesus, und auf diese Männer des »Protestantismus« machte seine lebendige geschichtliche Gestalt einen so gewaltigen Eindruck, daß sie schließlich, von seinem Geist berührt, auf völlige Aufhebung der Sklaverei drangen (besonders die Quäker).

Der historische Jesus ist nicht nur eine Gestalt, von der die Geschichte des Altertums erzählt, und die eine neue Epoche in der Religionsgeschichte eingeleitet hat, sondern ein Mann, der in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft eine Großtat getan hat, deren Erinnerung unvergänglich sein wird. Er und die Seinen haben eine Einrichtung aus der Welt geschafft, die uns jetzt so fern und fremd ist, daß allein die Erinnerung daran ein Grausen weckt. Wenn man Zweifeln begegnet an der Möglichkeit der Verwirklichung anderer Hauptstücke aus Jesu Gesellschaftslehre, so kann man auf die allmähliche Abschaffung der Sklaverei hinweisen als auf

---

Ende des 18. Jahrhunderts gab es zahlreiche päpstliche Sklaven. Im Kongo hielten die Jesuiten noch i. J. 1666 Sklaven, die Benediktiner in Brasilien sogar noch 1864, und in dem großen nordamerikanischen Sklavenkrieg stand die katholische Geistlichkeit auf Seiten der Südstaaten.

etwas, das für das Altertum schlechterdings unmöglich schien und dennoch kraft Jesu Geist verwirklicht wurde.

* * *

Auch das *Weib* hat Jesus aus dem Sklavenstand befreit und zur ebenbürtigen Gefährtin des Mannes erhoben. Bisher war sie wie noch heute in allen semitischen Ländern ohne Rechte in Gesellschaft und Ehe gewesen, ein Gegenstand des Kaufes und Verkaufes gleich einem Haustier; Jesus stellte sie in der christlichen Ehe wie in jeder andern Beziehung dem Manne ebenbürtig an die Seite (Matth. 19). Auch diese Reform Jesu war für seine Zeit eine durchaus revolutionäre Tat. Seine Anschauungen über die Frau erregten überall stärksten Unwillen, selbst seine Jünger versuchten ja immer wieder, die Frauen wegzuweisen, indem sie, wie Paulus und alle ihre Zeitgenossen, der Meinung waren, daß die Frau im Rate der Männer nichts zu suchen habe. Diese soziale Reform hob das Kulturniveau des Christentums hoch über dasjenige aller andern Religionen und hat in neuester Zeit schließlich zur gesellschaftlichen Gleichstellung der Frau auf allen Gebieten geführt, trotzdem auch hier die Kirche Jesu Lehre getrübt hat und die Frau vom Gesellschaftsleben fernzuhalten suchte.

Die *Kinder*, die ja Jesus stets gern um sich hatte und zu sich kommen ließ, sind in der erneuerten Gesellschaft nicht mehr, wie sonst stets im Altertum, untergeordnete Geschöpfe, sondern sie werden sogar in mehr als einer Hinsicht den Erwachsenen zum Vorbild hingestellt. Auch hier hat man Jesu bahnbrechendes Re-

formwerk erst in neuester Zeit wirksam weitergeführt, in dem Jahrhundert, das man »das Jahrhundert des Kindes« genannt hat.

Unter den Stiefkindern der Gesellschaft, die Jesus ganz besonders an sich zog, sind die *Kranken* schon genannt worden. Was in jener Zeit ihren Zustand so trostlos machte, war weniger die Krankheit selber als die vollständige Verbannung aus der Gesellschaft. Als eine durch die Ansteckungsgefahr besonders unliebsame Last mußten sie als Ausgestoßene zum Teil fern von den Wohnungen der Menschen kümmerlich und trostlos ihr Dasein fristen. Später hat dann im Geiste Jesu die christliche Gesellschaft Krankenpflege zur Menschenpflicht erhoben und hat damit wiederum einen gewaltigen Schritt auf dem Wege zu wahrer Kultur vorwärtsgetan.

* *
*

Jesus war allerwege ein Mann des Volkes, er vertrat allzeit die Sache der *Armen* den Oberen gegenüber, die das gemeine Volk niederzuhalten suchten. So nahm auch das älteste Christentum seinen Anfang bei den unteren Klassen, und der Kampf um eine bessere und gerechtere Verteilung der Güter in der Gesellschaft steht noch auf dem christlichen Programm, wenn auch die Kirche im Dienste der Staates diesen Punkt vielfach vernachlässigt.

Jesu Gesellschaftslehre deckt sich jedoch keineswegs mit dem Programm irgendeiner modernen politischen Partei. So hat man z. B. treffend den Unterschied zwi-

schen Kommunismus und Christentum so auszudrücken versucht, daß der Kommunist sagt: Was dein ist, ist mein!, der Christ dagegen: Was mein ist, ist dein! Die Gütergemeinschaft, die in Jesu Jüngerkreis und in den christlichen Urgemeinden tatsächlich bestand, war durchaus auf dem Boden der Freiwilligkeit und des Opfersinns erwachsen.
Die Reichen teilten da mit den Armen, nicht nahmen die Armen den Reichen ihren Besitz weg. Die Religion der Brüderlichkeit ist gegründet auf Liebe, nicht auf Haß. Gleich wie Sokrates reformierte Jesus die Gesellschaft nicht durch Zwangsmaßnahmen oder äußere Gesetze, sondern allzeit durch Beeinflussung des Einzelnen im Geist der brüderlichen Liebe.

* * *

Da in dieser Religion überhaupt kein Platz für Mißgunst und Haß ist, so war aus der neuen Gesellschaft, die Jesu Ziel war, nicht nur der Klassenhaß, sondern ebenso auch der Nationalhaß verbannt. Die antiken Religionen waren samt und sonders Volksreligionen. Die Religion und die Verbrüderung, die jene allenfalls erzeugte, galt nur innerhalb der Nation. Das Judentum war solch eine ausgeprägte Nationalreligion; Jesus aber zerbrach alle nationalen Schranken.
Gerade deshalb wirkte ja Jesu Religion so bahnbrechend, weil in ihr Raum für die ganze Menschheit war, weil ihre Botschaft allen Nationen galt. Jesus selber wirkte unter Juden und Nichtjuden, in Palästina und in den Gegenden nördlich davon. Das Christentum

breitete sich beinahe ebenso schnell gegen Norden nach Damaskus zu aus wie im Süden gegen Jerusalem, es wurde nicht nur ein Judenchristentum, sondern auch ein Heidenchristentum daraus, und es hat seitdem als die älteste und wirksamste Form der heutigen Friedensbewegung mehr und mehr eine Brücke zwischen den Nationen gebildet.

IN DER FESTEN BURG DES FEINDES

Auf seinen Wanderungen in Galiläa und in dem nördlich davon gelegenen Heidenland hatte Jesus den Grund zu seinem neuen Reich gelegt, es blieb ihm nun noch die schwerere Aufgabe, sein Reich zu dem Kampf gegen die Macht dieser Welt anzuführen, den es seiner Idee nach durchfechten mußte.

Des Reiches Grundlegung, der erste Akt des öffentlichen Wirkens Jesu, stellt sich uns dar als ein friedliches Idyll. Nur noch von fern hören wir den Kampflärm verklingen, der vorausgegangen war, als es zum Bruch mit der Mutter, der Familie, der Heimat gekommen war, was man aus der schroffen Einstellung der Familie und der Landsleute Jesu entnehmen kann und aus den bitteren Worten, die seine Antwort sind. Aber der Heimatlose fand alsbald seine neue Heimat in der Gemeinschaft, die er gründete, in seinem neuen Reich des Friedens.

Auch das jüdische Volk in seiner Hauptmasse hörte gern auf den Friedenspropheten. Nur die antiprophetischen Führer des Volkes, die Theologen und Pharisäer, die das Neue in jeder Gestalt, in der es sich bot,

grundsätzlich ablehnten, bildeten Opposition; aber dieser Kampf war zunächst rein geistiger Art und endete darum stets bald mit einem entscheidenden Sieg Jesu.
Jesus war ja selbst Jude, entstammte einer rechtgläubigen jüdischen Familie, stand fest zum Monotheismus, dem Hauptgrundsatz der Juden, und schlug die prophetische Richtung ein, die wertvollste in der jüdischen Religion. Er schritt in ihr zielbewußt fort zu größerer Geschlossenheit und innerer Klarheit, aber doch in den gewohnten Formen. Als Lehrer des Volkes sprach er regelmäßig in der Synagoge und bediente sich in seiner Lehrtätigkeit der Bildersprache oder Gleichnisse, »hamaschal«, einer Art von Anschauungsunterricht, wie er damals allgemein von jüdischen Lehrern gehandhabt wurde.

* * *

Hätte sich Jesus mit diesem Wirken als Laienprediger in einer abgelegenen Provinz begnügt, so wäre seine Lehre niemals zur Weltreligion geworden. Sie hätte wohl als Losung einer jüdischen Sekte noch eine Zeitlang weiterbestanden, ebenso wie die Religion des Täufers auch. Der hatte ja niemals den Zug gegen die Hauptstadt gewagt, der allein seine Religion hätte tiefere Wurzeln schlagen lassen und sie aus einer Provinzreligion zum Bekenntnis der Hauptstadt und zur Weltreligion hätte machen können.
Jesus zog nach Jerusalem, nicht um als Opferlamm für unsere Schuld zu leiden und zu sterben — wie Kirche und Bluttheologie behaupten —, sondern um unter Gefahr des Lebens seine Religion mitten ins feindliche

Hauptquartier zu führen, um im Tempel, dem einzigen Heiligtume der Juden, zu reden, um seine Lehre der Obrigkeit seines Volkes vorzustellen, und schließlich um seine Standarte mitten unter den römischen Legionsadlern aufzupflanzen. Der Missionseifer führte Jesus nach Jerusalem, die unbändige Energie, der unwiderstehliche Drang zu wirken, der das Kennzeichen echter semitischer Kultur und auch das Kennzeichen von Jesu Religion war, und der auch das Kennzeichen wahrer christlicher Kultur wurde. Die Kraft, die Jesus nach Jerusalem trieb, war die gleiche, die später Luther nach Worms drängte, und die noch heute christliche Reformatoren und Missionare für ihre Sache in den Kampf schickt.

* *
*

Jesu Anhang hatte bereits ungeheuer zugenommen. Überall drängte sich das Volk in dichten Scharen um ihn. Um unangefochten nach Jerusalem zu kommen und nicht vorzeitig als Volksaufwiegler in die Hände der Regierung zu fallen, zog Jesus nicht auf dem gewöhnlichen Weg durch Samaria, den die Jerusalempilger in der Regel benutzten (1), sondern auf einem Umweg durch die Wüste jenseits des Jordans. Es wird in der Überlieferung kein Hehl daraus gemacht, daß es ein gefährliches Wagestück war, mit einer solch kleinen Karawane eine ganze Stadt erobern zu wollen. Seinen

---

(1) Fl. Josephus: »die Galiläer, die zu den Festen nach Jerusalem zogen, pflegten ihren Weg durch Samaria zu nehmen«. (Jüdische Altertümer 20. Buch, 6. Kap.)

Jüngern und sonstigen Anhängern wird es angst und bange (Mark. 10, 1 und 32).
Der Einzug in Jerusalem gestaltet sich indes zu einer Messiashuldigung großen Stiles (2). Das Volk ergreift jetzt, wie es sonst auch immer getan, offen Partei für Jesus, es wird von dem Inhalt seiner Lehre mitgerissen und »hört ihn gerne« (Mark. 11, 18; 12, 37). Auch später wagte man in Jerusalem nicht, Hand an ihn zu legen, aus Furcht vor dem Volke (Mark. 14, 2; Matth. 21, 46). Beim Einzug hatte ja eine richtige Volkserhebung stattgefunden, man hatte Jesus gehuldigt als Ben David (»Sohn Davids«), als dem ersehnten Befreier aus der Fremdherrschaft, die Stadt war in hellen Aufruhr geraten, selbst Kinder hatten im Tempel Jesus als dem Messias gehuldigt (Matth. 21, 11—15). Kaum glaublich, daß dies selbe Volk später gerufen haben soll: Kreuzige ihn! Jesus war wie der Täufer ein Mann des Volkes; dem Judenvolk die Schuld an seinem Tod zu geben, ist ebenso ungerechtfertigt, wie wenn man es für den Tod des Täufers verantwortlich machen wollte. Stets drängte sich das Volk scharenweise um Jesus, es »hing ihm an« und trauerte über seinen Tod (Luk. 19, 48; 21, 38; 23, 48).

---

(2) Jesus ging am Tag seines Einzugs gleich in den Tempel und »sah sich überall um«. Diese Bemerkung, die uns Markus (11, 11) allein überliefert hat, zeigt, daß Jesus da zum erstenmal in Jerusalem ist. Auf jeden Fall ist die Darstellung des Johannesevangeliums unrichtig, nach der Judäa und Jerusalem der Hauptschauplatz von Jesu Wirken waren und die Reisen nach Galiläa nur Unterbrechungen. Das Land der hauptsächlichen Wirksamkeit Jesu ist nach den drei ersten Evangelien Galiläa, erst zuletzt wagt er den Vorstoß nach Jerusalem, der ihn das Leben kostet.

Kirche und Schule verbreiten falsche Vorstellungen von Jesu Verurteilung. Das Urteil erging nicht vom jüdischen Volke, und die Ursache zu dem Urteil war gewiß nicht der Abstand der Religion Jesu von der jüdischen. In Galiläa fand Jesus stets Beifall, wenn er die Buchstabenreligion der Pharisäer als dem wahren Geist der jüdischen Religion widerstreitend zurückwies, und selbst in Jerusalem unter den Obersten des Volkes erwies sich Jesu Lehre als unangreifbar vom Standpunkt der jüdischen Religion aus.

Die Überlieferung hat uns aus Jesu Aufenthalt in Jerusalem, der den zweiten Akt seines Wirkens darstellt, Gespräche zwischen Jesus und den führenden Männern, Hohenpriestern und Theologen und jüdischen Parteiführern, Herodianern, Sadduzäern und Pharisäern erhalten, bei denen kein Wort aus Jesu Munde dazu angetan war, Anstoß zu erregen. — Die römerfeindliche Partei, die auf eine politische Aktion hinwirkte und die Entrichtung der Steuern verweigerte, wurde scharf von ihm zurechtgewiesen durch das Wort vom Zinsgroschen, die römerfreundlichen Sadduzäer, die hohepriesterliche Partei, die dieses Lebens Güter genoß, ohne an ein Auferstehen nach dem Tode zu glauben, wurde über die Wirklichkeit eines ewigen Lebens belehrt. Einer von den Theologen, der an Jesu Antworten Gefallen hatte, fand sich mit ihm darin einig, daß die sogenannte »Schĕma«, das Gebot des Glaubens an den Einen Gott samt der Liebe zu Gott und dem Nächsten, das vornehmste und wichtigste von allen Geboten sei (Markus 12).

Was hier in Jerusalem Anstoß erregte, war nicht Jesu

Religion, sondern das zunehmende Ansehen und die wachsende Macht des Volksführers Jesus. So hat Josephus ja auch als Ursache der Hinrichtung des Täufers die Furcht davor bezeichnet, »daß sein großer Einfluß auf die Masse zu einem Aufstand führen könnte«. Die gleiche Furcht führt auch zu Jesu Verurteilung. Nicht das jüdische Volk hat Jesum gekreuzigt, sondern weil er ein Mann des Volkes war, bewundert und geliebt vom jüdischen Volk, hat man ihn getötet.
Das Urteil kam von den Römern, den Unterdrückern des jüdischen Volkes. In die Hand gearbeitet wurde ihnen dabei vom Hohenpriester, der von den Römern eingesetzt war, und von der von den Römern abhängigen Priesterschaft des Tempels. Den äußeren Anlaß zum Einschreiten der Priesterschaft mußte Jesu Angriff auf das Opferwesen des Tempels hergeben.

* *
*

Prophet und Priester, diese beiden großen Gegensätze in der Religionsgeschichte, trennt stes unversöhnliche Feindschaft. Der Prophet ist der Mann des Fortschritts, er setzt sich über Formen und ererbte Gewohnheiten hinweg, fordert dagegen eine vertiefte, wahrhaftige Religiosität und schwingt die Peitsche über jegliche Art von äußerlichem Kultus und Opferwesen. Der Priester ist der Mann der Tradition, er legt Wert auf die althergebrachten Formen und muß namentlich Respekt vor dem Kultus verlangen, der nun einmal seine besondere Domäne ist.
Der Priester wird als Beamter ein Glied der Staats-

maschinerie, er fügt sich in die Gesellschaft ein und repräsentiert gewissermaßen die Gesellschaft. Der Prophet tritt gegen die Gesellschaft auf; Prophet sein heißt, auf eine »Lebensstellung« verzichten und dem inneren Rufe folgen, mit dem keine andere Autorität beruft als Gott selber.

Daher gehen die großen Neuerungen in der Religionsgeschichte stets von prophetischen Gestalten aus, wie Buddha, Zarathustra und Muhammed, und die Priester waren von jeher die geschworenen Feinde solcher Männer. Daher war auch innerhalb des Judentums jeder Fortschritt an die Namen der jüdischen Propheten geknüpft, und diese Propheten lagen in ewigem Kampf mit Tempel, Priester, Kultus und Opfer; daher trat nun auch der letzte und größte Prophet der Juden gewaltsam gegen Tempel, Opferwesen und Priesterschaft auf, daher lehnte sich später Luther gegen die römische Kirche auf samt ihrer Priesterschaft und ihrer Opferlehre, und daher wird auch der Prophet, auf den wir warten, mit den Überresten der gleichen Opferlehre und mit der Priesterschaft, die sie verteidigt, aufräumen.

* *
*

Das Gespenst, gegen das die jüdischen Propheten am meisten eiferten, war die Bluttheologie, jene falsche Opfer- und Versöhnungslehre, nach der ein anderes Wesen sollte eines Menschen Schuld mit seinem Blute sühnen können; und zwar hatten die älteren Propheten gegen die barbarische Sitte zu kämpfen, daß der Vater

seinen erstgebornen oder gar eingebornen Sohn opferte, die jüngeren gegen die zahlreichen stellvertretenden blutigen Tieropfer.

Jesus machte das Wort der alten Propheten (Hosea 6, 6) zu dem seinen: *Hesed hafasti we-lo zebah,* »Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer« (Matth. 9, 13 und 12, 7), er empörte sich heftig über die »Mördergrube«, in die die Priester den Tempel der Juden verwandelt hatten. Für ihn gehörte all dies äußerliche Opferwesen zu dem Heidentum einer vergangenen Zeit, für das in der Religion fortan kein Platz mehr war. Er wahrsagte daher, wie andere jüdische Propheten, den Untergang des Tempels und trieb in heiligem Zorn die Krämer und Verkäufer von Opfertieren hinweg von der geweihten Stätte.

LEBEN ODER TOD?

Mit solchem Angriff auf den Tempel und auf den Priesterstand war Jesu Schicksal besiegelt. Er war von vornherein schon ein gefährlicher Volksführer, und nun hatte dieser Mann, der sich so großer Beliebtheit beim Volke erfreute, bei der Priesterschaft an den empfindlichsten Punkt gerührt. Er verkündete einen direkten Weg zu Gott ohne Priester und ohne die Opfer, von denen die Priester lebten. Daher mußte er aus dem Weg geräumt werden.

Um die Zeit des großen nationalen Passahfestes, wo die Stadt voller Pilger war und Unruhe und Aufruhr vielfach in der Luft lagen, war ein solcher Unruhestifter

doppelt gefährlich (1). Aber man getraute sich nicht, ihn während dieser Festzeit zu ergreifen, aus Furcht vor dem Volke (Mark. 14,2). Aus dem gleichen Grunde wagte man nicht, ihn des Tags anzugreifen, wo das Volk seine ständige Ehrenwache bildete. Und am Abend pflegte Jesus den Stadtbezirk zu verlassen und, um den Nachstellungen seiner Feinde zu entgehen, in dem freundlichen Dörfchen Bethanien zu übernachten; es liegt einen guten Spazierweg südöstlich vor der Stadt, am Ostabhang des Ölbergs und war die letzte Station auf der Pilgerstraße vom Jordan nach Jerusalem, aber eben weil es außerhalb der Stadt lag, auch außer Machtbereich der Priesterschaft. Hier übernachteten viele Festpilger und lösten ständig einander ab. Jesus war da unter Freunden und fühlte sich sicher. So gelang es ihm, den Feinden bis zu der Nacht vor dem großen Feste zu entgehen.

* *
*

Nachdem Jesus in der Weise seines Volkes mit seinen Jüngern das Passahmahl eingenommen hatte, verließ er auch in jener Nacht, in der der Feind die letzte Gelegenheit hatte, seiner habhaft zu werden, wie gewöhnlich die Stadt, aber verbarg sich diesmal in einem Olivenhain, genannt Gethsemane, ebenfalls auf dem Ölberg. Jesus war nicht nach Jerusalem gekommen, um Selbstmord zu begehen oder sich als Opferlamm schlachten zu lassen, sondern um die Stadt für seine

---

(1) Vgl. Josephus, Antiquitates (Jüdische Altertümer) 20. Buch, 5. Kap.

Lehre zu gewinnen. Es galt daher, Zeit zu gewinnen und den Feinden bis zu dem großen Fest zu entgehen, an dem der entscheidende Schlag geführt werden sollte. Daher suchte er diesmal nicht sein gewohntes Nachtquartier auf, seine »Operationsbasis«, wie deutsche Forscher Bethanien für diese Zeit genannt haben, sondern blieb draußen im Freien, wie es übrigens arme Pilger oft zu tun pflegten.

Nachdem er sich in dem Wäldchen verborgen hatte, stellte er eine doppelte Postenkette aus. Am Rande des Hains die Mehrzahl seiner Jünger, weiter innen drei Lieblingsjünger, denen ausdrücklich der Befehl zuteil wird, Wacht zu halten. Jesus geht weiter ins Innere des Wäldchens und bittet Gott, sein Leben zu bewahren, wenn es sein Wille sei.

Die Posten werden indes vom Schlaf übermannt, und Jesus wird von einer Polizeistreife des Tempels überrascht. Er versucht noch im letzten Augenblick zu fliehen: »Auf, laßt uns gehen!« (Mark. 14,42); aber es ist zu spät.

Die kirchliche Versöhnungslehre, die ebenso wie die Jungfrauengeburt an einigen Stellen die Überlieferung gefärbt hat, stimmt nicht mit Jesu Lehre überein und erst recht nicht mit der Darstellung seines Lebens nach dem ältesten Evangelium. Jesus kam nach Jerusalem, um gegen Bluttheologie und stellvertretendes Opfer anzukämpfen, nicht, um selber ein solches Opfer darzubringen. Er versucht dem Tode zu entgehen, einmal durch seinen Aufenthalt in Bethanien, zum andern indem er sich in Gethsemane verbirgt, ferner durch das Ausstellen der Wachen, durch sein Gebet zum Vater

und schließlich durch den Versuch, noch im letzten Augenblick zu fliehen (1).

* *
*

Für den Hohenpriester und seine Genossen, die sich in dieser Nacht in aller Eile in seinem Haus versammelten, war es nicht so einfach, Jesus zu verurteilen. Als Lehrer des Volkes oder als Messias aufzutreten, war nach jüdischem Recht nicht strafbar, und noch dazu stand Jesus in seiner Lehre durchaus auf dem Boden der jüdischen Religion. Jesus hatte sich ja oft genug durch die Überlegenheit seines Geistes seinen Widersachern in Rede und Gegenrede gewachsen gezeigt, er war früher bei manchen Gelegenheiten den Fallen, die man ihm stellte, durch Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart entgangen. Man fand tatsächlich nur einen einzigen Gesetzesparagraphen, der — notdürftig genug — dazu dienen konnte, Jesus zu Fall zu bringen; das war das jüdische Gesetz gegen Gotteslästerung. Aber es mußte hoffnungslos scheinen, dies auf eine so durch und durch religiöse Persönlichkeit anzuwenden, die auch nach jüdischer Religionsauffassung nur die reinsten und größten Gedanken über Gott hegte und verkündete.

---

(1) Eine recht gute, ausführliche und gemeinverständliche Schilderung dieser Dinge gibt der dänische Pastor N. P. Arboe-Rasmussen in seinem Buch »De sidste Blade af Jesu Livshistorie«. Köbenhavn 1906 (Die letzten Blätter aus Jesu Lebensgeschichte).

Aber die Sache nahm eine ganz unvorhergesehene und überraschende Wendung. Jesus versuchte gar nicht, sich, wie früher immer bei ähnlicher Gelegenheit, zu verantworten, er unternahm nichts, um sich aus der Affäre zu ziehen, sondern er steuerte geradeswegs auf das Martyrium los.
Man klagte ihn richtig auch wegen Gotteslästerung an, indem man seine gegen den Tempel gerichteten Worte so auslegte; aber Jesus antwortete nichts dawider. Auch beim Verhör vor Pilatus bezeugen die ältesten Quellen das gleiche hartnäckige Schweigen, das bei allen, auch bei Pilatus, Verwunderung erregte. Jesus strich seinen Widersachern geradezu die Worte in den Mund, mit denen sie etwas gegen ihn ausrichten konnten.
Nach römischem Rechte konnte Jesus nur als politischer Usurpator, als Aufrührer verurteilt werden, der nach der Königswürde strebte. Jesus erkennt diese Beschuldigung an und erleidet ruhig den Tod im Banne einer solchen Anklage, obwohl ihm doch nichts fernergelegen hatte als das Streben nach politischer Macht. Nach jüdischem Gesetz konnte, wie gesagt, nur Gotteslästerung ihn fällen. Und Jesus bekennt sich auch ohne Besinnen zu jener Aussage, die man allenfalls nach der jüdischen Religion in der Auffassung der Zeit als Gotteslästerung auslegen konnte.

* *
*

Diese überraschende Wendung in Jesu Vorgehen geht zurück auf seine Erlebnisse im Garten Gethsemane. Bisher hatte Jesus sich — mit Hilfe seines Vaters im Him-

mel, in dessen Dienst er stand — stets mit Erfolg gegen seine Widersacher verantwortet; nun hatte er in jener Nacht zu Gott um weitere Durchhilfe gebetet, dabei freilich alles vertrauensvoll in des Vaters Hand gelegt. Als nun im Augenblick darauf ihn die Büttelknechte ergriffen, sah er darin die Antwort des Vaters auf sein Gebet. Gott wollte, daß er den Märtyrertod erlitte, und so strebte er denn nach dem Märtyrertod.

* *
*

Jesu Religion ist eine Missionsbewegung, die den Einzelnen ins Leben hinausschickt zum Kampf gegen die Gesellschaft, gegen die »Welt«, als die unversöhnlichen Gegner dieser Religion; daher trieb es auch Jesus selber hinauf nach Jerusalem. Sie ist aber auch zugleich eine Märtyrerreligion, denn wenn der Einzelne der Sache treu bleibt, so führt ebendieser Kampf mit der Gesellschaft schließlich zum Märtyrertod. Jesu Religion ist eine Religion des Friedens; aber der Frieden wird nur durch Kampf erworben. Durch Kampf nicht nur mit der eigenen Seele, mit ihrer Eigenliebe und ihrer Herrschsucht, sondern auch mit der Gesellschaft, die ja auf das gleiche Prinzip gegründet ist.

»Das Blut der Märtyrer ist die Saat der Kirche«. Das gilt ganz besonders für den ersten Märtyrer des Christentums. Jesu Märtyrertod hat die erste Gemeinde gebildet, und sein Kreuz hat diesem Schößling eine so mächtige Lebenskraft gegeben. Sein Tod gab der Gemeinde Leben. Durch seine Selbstaufgabe und durch all die

Opfer, die er von Anfang an gebracht, wuchs die Sache, der er diente, ins Ungemessene.
Jesu persönliche Lebensanschauung ward zum Bekenntnis einer Gemeinschaft; denn er hatte seine Heimat aufgegeben, um eine Heimstätte für seine Religion zu suchen. Diese wurde zu einer Religion neben anderen Weltreligionen, weil Jesus seine eigene Sicherheit geopfert hatte, um seine Fahne in der Weltstadt aufzupflanzen. Und sie wurde zur Religion aller Religionen, zu der großen Macht, die alle anderen Religionen in der Welt besiegt, weil er zum Schluß die Fahne seines Glaubens mit seinem Blute netzte, weil er sein Leben für sie opferte. So war es sein Tod, der dieser Religion mehr als alles andere Leben gab.
Jesus hätte natürlich auch den Repräsentanten der Gesellschaft gegenüber seine Religion verleugnen können, so wie es Petrus, der Papst und die Kirche getan haben. Er hätte ja wohl den ärgsten Stein des Anstoßes entfernen können, hätte sich damit entschuldigen können, daß er es nicht so schlimm gemeint habe usw. Aber was wäre wohl aus seiner Religion geworden, wenn er sie selber verleugnet hätte?
Diese Religion hat nur deshalb die Verleugnung durch Petrus, den Papst und die Kirche überstehen können, weil sie auf keines von den dreien gegründet war, sondern auf Jesus. Aus seiner Persönlichkeit hat sie sich ständig neue Kraft gesogen. Diese Kraftquelle wäre im selben Augenblick versiegt, wo in Jesu Persönlichkeit ein Riß geklafft hätte, wo er ihr nicht Treue gehalten hätte bis zum äußersten.

* * *

Der Schrecken über die Katastrophe, die so plötzlich allen Hoffnungen ein Ende bereitete, hätte leicht die Jünger für immer in alle Winde zerstreuen können; aber der gewaltige Eindruck von der Größe des Meisters bei seinem Märtyrertode führte sie rasch wieder zusammen und gab der jungen Gemeinde neue Kraft. Der Tod des Meisters hatte noch stärkeren Eindruck auf sie gemacht als sein Leben. Es war, nach dem übereinstimmenden Bericht der Überlieferung, der Jesus, der freiwillig in den Tod gegangen war, der Jesus, der den Tod überwunden hatte und ins Leben eingegangen war, was der neuen Gemeinde ihre einzig dastehende Kraft verlieh.

Das Christentum siegte über alle anderen Religionen, weil es eine Märtyrerreligion war, weil es noch jene Tatkraft und Energie besaß, die ihren Ursprung in Jesus hatte, und weil es darum mit aller Kraft gegen die heidnische Gesellschaft anging. Damals war das Christentum noch nicht ein wöchentliches Schauspiel mit Musik, Chorgesang und Weihrauchduft, das am Werktag wieder verschwindet. Es war damals noch ein kraftvoller Kampf. Die Losung war, Jesu Soldat zu sein, und die Soldaten gingen in Scharen für ihren Feldherrn in den Tod.

Diese ganze Entwicklung wäre undenkbar, wäre nicht Jesus selber als ein Held in den Tod gegangen, hätte er nicht selber als erster seiner Sache die Treue gehalten. Jesu Tod war nicht ein willenloses Opfer für die Schuld anderer, sondern eine freiwillige Tat, mit der er Siegel und Namenszug unter sein Lebenswerk setzte. Sein Tod nimmt unsere Schuld und unsere Verpflichtung

nicht weg; er erhöht sie vielmehr. Er geht uns voran, er geht nicht an unser statt. Christentum war, ist und bleibt Märtyrertum, solange die menschliche Gesellschaft, die auf Gewalt aufgebaut ist, die Macht hat. Dafür ging Jesus, gingen seine Jünger und Tausende der ersten Christen in den Tod.
Die große Frage: Leben oder Tod?, die in jener Vollmondnacht auf dem Ölberg vor bald 2000 Jahren ihre Beantwortung fand, war in Wahrheit nicht nur eine Frage nach Leben oder Tod für Jesus, sondern für seine Religion. Die Geschichte hat später die Antwort darauf gegeben, daß Jesu Tod seiner Religion Leben geben sollte, und als Jesus in jener Nacht zu dem gebetet hatte, der die Geschicke lenkt, war ihm dieselbe Antwort zuteil geworden.

* *
*

Möglicherweise war es Jesu Absicht gewesen, in Jerusalem ein großes Friedensreich zu gründen und von dort aus sein Wirken fortzusetzen. Die Zahl seiner Jünger vermehrte sich ja ständig, und das Volk drängte sich stärker und stärker um ihn. Wenn er daher sein Werk fortführen wollte, so galt es, der Sache sein Leben zu erhalten. Daher seine Angst und Sorge, als sich die Wetterwolken dichter und dichter zusammenzogen, als sein Leben und damit sein Werk bedroht wurde; und daher betete er, der all seine Kraft vom Vater nahm, auch so inbrünstig und anhaltend zum Vater um Hilfe, als er die letzte Nacht auf dem Ölberg war.

Daher auch in jener Nacht die heftige Gemütsbewegung, der gewaltige Seelenkampf, der so tiefe Spuren in der Überlieferung hinterlassen hat, das gleiche Gebet, das sich immer wieder emporringt, und das angstvolle Rufen nach den schlafenden Jüngern, während Jesus doch sonst stets in der Einsamkeit und im Verborgenen betete, ohne daß andere es hörten.

* *
*

Das, was das innerste Wesen dieser Religion der Kindschaft ausmacht, der Entschluß, alles in des Vaters Hand zu legen: »Dein Wille geschehe!« wie es im Vaterunser heißt, das sollte nun angesichts des Todes seine letzte Probe bestehen. Auch aus diesem Kampf ging Jesus als Sieger hervor; zum Schluß spricht er die Worte, mit denen jedes Christengebet schließen sollte: »Doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe.«
Dies war das Wort, durch welches das Christentum zur Religion aller Religionen wurde. Jesus lebte als Kind des Vaters in allem und jedem nach dem Willen des Vaters. Der Gedanke der unbedingten Kindschaft, der Königsgedanke aller wahrhaft religiösen Menschen, als Kind Gottes nicht anders zu leben als nach dem Willen des Vaters im Himmel, erfüllte nicht nur restlos Jesu Leben, Jesus ging auch für diesen Gedanken in den Tod.
Er konzentriert schließlich sein ganzes Sein auf diesen einen Gedanken, wird allem anderen gegenüber gleichgültig, er antwortet nicht auf all die Beschuldigungen,

die man als Beweis der Gotteslästerung gegen ihn erhebt, selbst bei der Anklage der Tempelschändung bleibt er stumm; aber als der Hohepriester der Juden ihn fragt: Bist du Gottes Sohn? und damit unbewußt an den großen Gedanken rührt, für den Jesus gelebt und für den er auch sterben will, da antwortet Jesus: Ja, ich bin's.

DIE PERSÖNLICHKEIT JESU

HEUTE steht Jesu Persönlichkeit im Mittelpunkt der Forschung, nachdem man beinahe 100 Jahre lang daran gearbeitet hat, den letzten welthistorischen Abschnitt in Jesu Leben klarzustellen. Jetzt arbeiten zahlreiche Gelehrte daran, in die Feinheiten des Charakters der Persönlichkeit einzudringen, die mit so starker Hand in das Rad der Weltentwicklung eingegriffen hat. Auch hier ist das kirchliche Jesusbild vielfach falsch gezeichnet, ganz ähnlich, wie wir es schon für seine Lehre, seine Geburt, sein Leben und seinen Tod feststellen mußten. Nach der Lehre der Kirche ist Jesus wahrer Gott und wahrer Mensch, aber die menschliche Seite seiner Persönlichkeit wird dabei von der göttlichen beinahe aufgesogen. Seine Mission als Gott und Gottes Sohn ist es, sich als Opferlamm hinschlachten zu lassen, das große Sühnopfer für die Schuld der Menschheit darzubringen, und daher ist der leidende und sterbende Jesus der Gegenstand des kirchlichen Jesusbildes geworden.

Danach ist Jesus nicht in die Welt gekommen, um sein Leben für unsere Sünde zu leben, sondern um es für unsere Sünde zu lassen. Daher geht er willenlos in den Tod wie Isaak, der auf dem Berg Moria von seinem Vater Abraham zur Schlachtung auf den Altar gelegt wurde und ohne Widerstand den Todesstoß erwartete (1. Mos. 22). Daher ist das Lamm zum Jesusbild der

Bluttheologie geworden, das Kreuz zum Symbol des Christentums und die willenlose Ergebung in dies Schicksal zum Hauptzug in Jesu Charakter. — Das ist aber nicht der historische Jesus.

Für den Durchschnittsmenschen ist es schwer, den Übermenschen zu verstehen. Ein Zaunkönig kann nicht dem Flug des Adlers folgen, kann sich nicht zu den Höhen emporschwingen, in denen der Herrscher der Lüfte haust. Heldenschicksale bewegen sich in einer anderen Atmosphäre, und ihre Träger haben ihr Dasein auf andere Werte gestellt als gewöhnliche Sterbliche. Für das Altertum war alles Unverständliche etwas Göttliches. Der Held oder der Übermensch, der Recke und der König werden daher leicht zum Gott. Der Blitzstrahl ward von einem Gotte geschleudert. Der große König und der erhabene Prophet waren Götter in Menschengestalt. Nun hat uns die Naturwissenschaft gelehrt, daß die scheinbar überirdische, vom Himmel stammende Kraft des Blitzes nichts weiter ist als die konzentrierte Entladung einer gewöhnlichen Naturkraft, die von Menschen hervorgerufen und gezähmt werden kann. Ebenso zeigen uns die Geisteswissenschaften, daß selbst die gewaltigsten Persönlichkeiten, die wie Blitz und Donner in der Geschichte gewirkt haben, nur in konzentrierter Kraft und Spannung die Eigenschaften besitzen, die in jeder menschlichen Seele wohnen; sie sind ungleich größer und stärker als wir anderen, aber sie sind doch Menschen wie wir.

* *
*

Was einen Menschen so groß und stark macht, das ist ein Ziel, dem sein Leben zustrebt, eine große Sache oder Idee, vielleicht faßbar in ein einzelnes Wort, das wie mit Flammenschrift über seinem Leben und seinem Tod geschrieben steht. Je vollkommener ein Mensch sich einem solchen Ziele zu weihen vermag, desto mehr besitzt er wahre Stärke und Größe.

In dem Maße wie der Mensch seine anderen Interessen beiseitesetzt und damit sein eigenes Ich tötet, um seiner Sache Leben zu verleihen, so wie etwa eine Mutter sich für ihr Kind opfert, im gleichen Maße nimmt er zu an innerer Kraft. Die Liebe zu einem wirklichen Beruf und unablässige Opfer für diesen Beruf verleihen einem Menschen Größe.

Ein Held ist noch nicht, wer einen großen Gedanken ausdenkt, er muß ihn auf langem beschwerlichem Wege bewähren, er muß leben und sterben können für seine Idee; wer das vermochte, den verehrte man im Altertum als einen Gott.

Nun ist die Religion, wie die Geschichte beweist, stärker als andere Lebensmächte und der religiöse Held stärker als alle anderen, und so wurde auch im Altertum der Gottesmann, der Prophet, der Träger einer großen religiösen Idee ganz besonders als Gott oder Gottes Sohn verehrt. Das Christentum hat eine Religion nach der anderen besiegt, es erwies sich allen anderen Religionen gegenüber als die stärkste, kein Wunder also, wenn der Persönlichkeit, von der diese Religion ausging, mehr als irgendeiner anderen göttliche Verehrung zuteil geworden ist.

Die geheimnisvolle Kraft in Jesu Leben ist nicht etwa

das Ergebnis einer wunderbaren göttlichen Geburt, sondern resultiert aus der scheinbar so einfachen Tatsache, daß Jesus alles, was er überhaupt opfern konnte, seine Heimat, seine Ehre und sein Leben für seine Sache hingab. Das Große an seinem Leben war nicht nur, daß er die absolute und höchste Form der Religion fand, die Religion, in der Gott der Vater und der Mensch sein Sohn ist, sondern daß er mit diesem Sohnverhältnis ernst machte und seine ganze Persönlichkeit darauf gründete.

Jesus lebte in derselben Religion wie unzählige Christen nach ihm, aber er lebte darin mit größerer Kraft, er beugte mehr als irgendein anderer sein ganzes Leben unter diese Religion. Das Gefühl der Kindschaft schlug so tiefe Wurzeln in seiner Seele, daß es sie ganz erfüllte. Auf allen seinen Wegen, kleinen und großen, in guten und bösen Tagen fühlte er sich als ein Kind in des Vaters Hand geborgen, er wandte sich immer wieder von neuem im Gebet an ihn und tat nicht seinen eignen, sondern des Vaters Willen. Gottes Kind, Gottes Sohn zu heißen und zu sein, das war sein fester Lebensgrund, von dem er auch im Tode nicht wich.

An diesem Punkt erhebt sich eine Frage, die in den letzten Jahrzehnten in der kritischen Theologie oft und mit großer Leidenschaft erwogen wurde: Hat Jesus sich selber für den Messias angesehen? — Während sonst in diesen Kreisen in den hier behandelten Fragen Einigkeit herrscht, gehen da die Ansichten der Forscher auseinander.

Die Messiasgestalt ist durch die neuen Funde und Forschungen in ganz neues Licht gerückt worden. Der

Gottessohn im Himmel und der von Gott geborene mächtige Weltenherrscher auf der Erde hat vor der Zeit der Juden schon Jahrtausende in der alten vorderasiatischen Religion existiert. Religionsgeschichtlich betrachtet, ist die Gestalt vollkommen antiquiert, ohne jedes Interesse für die heutige Menschheit. Wir glauben ja auch nicht mehr an eine im Himmel wohnende Götterfamilie, an einen Sohn an der Seite des Vaters oder anderseits an die unbedingte göttliche Herkunft der politischen Königsgewalt. Dieser Glaube ist längst tot, er gehört einer vergangenen Zeit an.

Aber zur Zeit der Juden und Jesu war dieser Glaube lebendig. Der Messiasgedanke war einer der wichtigsten Glaubensbestandteile, allenthalben im Volke verbreitet und als größter Ehrenname den verschiedensten Personen beigelegt. Darüber ist kein Zweifel, daß andere Jesus für den Messias hielten. Von seinen Jüngern wurde er als Messias verehrt, und er starb den Kreuzestod als Messias.

Dagegen bietet seine Religion keinen Raum für diesen Glauben. Sie ist allgemeingültig für alle Menschen und klammert sich nicht an Begriffe, die einer bestimmt umgrenzten Kultur angehören; daher hat auch Jesus sich selbst wohl kaum als Messias betrachtet. Außerdem war auch der Messiasname ein Titel, den man von anderen beigelegt erhielt und sich nicht selbst erwählte. Es war ein Ehrentitel, den diese Zeit zu vergeben hatte; aber Jesus war seiner Zeit voraus.

Immerhin gibt es in dieser Religion, wo Gott der Vater ist, der Mensch sein Sohn und Jesus Gottes Sohn im vollkommensten Sinn, Berührungspunkte mit der Mes-

siasmythologie der Zeit. Die Juden hatten den Messias, der für die Heiden Gottes Sohn war, zum Menschensohn gemacht. Jesus machte den Menschensohn zu Gottes Sohn in geistigem Verstande. Wenn Jesus vor Pilatus der Anklage stattgibt, auf Grund deren er dann auch verurteilt wurde, daß er »der Juden König« sei, so hat er natürlich dies Wort in geistigem Sinne verstanden, ebenso wie er vor dem Hohenpriester den Ausdruck »Gottes Sohn«, der ihn dort richtete, nicht in natürlichem, sondern in geistigem Sinn verstand.
Für die Zeitgenossen mußte Jesus der Messias sein, auch für die Nachwelt ist er — wenn wir die religionsgeschichtliche Bezeichnung gebrauchen wollen — der wahre Messias. Aber sollen wir von Jesus und von seiner alle Menschen umfassenden Religion mit einem Wort reden, das alle verstehen, so ist er nicht Messias noch Christus, sondern der Führer und Wegbereiter, wie es im Johannesevangelium 14, 6 heißt, der einzige, der zum Vater hinführt: »Der Weg, die Wahrheit und das Leben.« — Dies Wort der alten Kirche, das so oft von Jesus gebraucht wird und unter so vielen Jesusbildern steht, wird der wahren Bedeutung Jesu gerecht.

* *
*

Die kirchlichen Dogmen sind keine Unwahrheiten in dem Sinne, daß sie lauter völlige Ungereimtheiten enthielten. Religiös wie religionsgeschichtlich betrachtet bergen sie oft eine tiefe Wahrheit; aber diese Wahrheit

ist meist von der Kirche so einseitig zugespitzt worden, daß sie zur Unwahrheit wird.
Die Bibel ist das Buch der Bücher; denn die Religion ist das Höchste im Menschenleben, und von der höchsten Religion wiederum zeugt dieses Buch. Aber die Bibel ist nicht unfehlbar, wie es die Kirche lehrt. In allen nicht-religiösen wissenschaftlichen Fragen steht die Bibel auf einem längst verlassenen, der Kulturgeschichte angehörenden Standpunkt. Auch begegnen uns in diesem Buch neben der höchststehenden Religion andere, weit tiefer stehende Religionsformen. Sie stellt eine Sammlung von geschichtlichen Dokumenten dar, die von der Entwicklung unserer Religion im Wandel der Zeiten vor und nach Jesus künden.
Das Dogma, das Jesus als Gott oder eigentlich als Gottes Sohn bezeichnet, enthält eine tiefe Wahrheit. Weil Jesus wie keiner das religiöse Kindschaftsverhältnis klargestellt hat und es uns selber in voller Auswirkung vorgelebt hat, darum ist er auch für uns Gottes Sohn in ganz besonderem Sinn, bezeichnet den Höhepunkt der biblischen Religion und ist unser Wegführer in allen religiösen und ethischen Fragen. Aber Jesus ist nicht Gott, er ist nicht unfehlbar und nicht allwissend. In allen nicht die Religion angehenden Fragen teilt er das unvollkommene Wissen seiner Zeit.
Jesus ist auch nicht von göttlich-sündloser Natur. Er kann unser Führer sein, gerade weil er als Mensch mit menschlichen Anfechtungen und Gebrechen in schwerem Seelenkampf gerungen hat und durch immer neue Kraft von oben den Gipfel menschlicher Vollkommenheit erklomm. Hätte er von vornherein eine sündlose

Natur, so wäre sein ganzes Leben ein Scheindasein, eine Schauvorstellung ohne inneren Wert für die Allgemeinheit der erdgebornen Menschenkinder.

* * *

Weil Jesus unter Beiseitesetzung von allem andern sich so stark auf seine religiöse Sendung konzentriert, und weil er fühlt, daß er nicht in eigener Sache, sondern in seines Vaters Auftrag spricht, darum fallen seine Worte so stark ins Gewicht. »Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist . . . aber ich sage euch!« »Er lehrte«, so hören wir, »gewaltiglich, und nicht wie die Schriftgelehrten« (Mark. 1, 22). Jesus war ein Mensch, aber keiner von den Durchschnittsmenschen. Alle Versuche, Jesus als einen gewöhnlichen Rabbi zu schildern, geraten in Konflikt mit den gewaltigen Worten, in denen die Überlieferung von Jesus spricht, und mit denen Jesus selbst spricht.

Jesus hat uns den Weg zu Gott gezeigt, der ohne Umweg zu ihm hinführt, und er stellt sich selber nicht zwischen Gott und uns. Die älteste Überlieferung verlangt keinen »Glauben an Jesus« und kein Gebet zu ihm. Aber andererseits spricht Jesus aus seinem einzig dastehenden ganz innerlichen Sohnverhältnis zum Vater mit einer solchen Kraft und Majestät, daß es unehrlich sein hieße, wollte man hier die strahlende Klarheit der Quellen trüben. Er ist nicht unser Herr, sondern unser Bruder, er steht vor Gott als ein Mensch; aber er war Gott näher als irgendein anderer Mensch, er war sein Sohn in tieferem Sinn als irgend jemand sonst, er lebte

auf höherer Stufe als alle anderen, er ragte hoch empor über seine Zeit, über Heiden und Juden und über seine eigenen Jünger. Wie oft heißt es nicht von seinen Jüngern: Sie verstanden nicht die Worte, die er zu ihnen sagte. Die ungeheuren Wirkungen, die gewaltige Kraft, die von seiner Person ausstrahlt, die den ersten Bruderbund und nach seinem Tod die erste Gemeinde bildete, all das wäre ja sonst auch unverständlich.
Große Männer, große Persönlichkeiten sind die starken Triebfedern der Geschichte.

> Volk und Knecht und Überwinder,
> Sie gestehn zu jeder Zeit:
> Höchstes Glück der Erdenkinder
> Ist doch die Persönlichkeit.

Auf sie läßt sich alles wahrhaft Große im menschlichen Leben zurückführen. Die modernen Versuche, große Persönlichkeiten aus der Geschichte zu streichen und so auch das Christentum als eine soziale oder geistige Massenbewegung in der Gesellschaft zu deuten (Bruno Bauer, Alb. Kalthoff), als einen Ausschnitt der jüdischen Religion oder als neue Sammlung alter orientalischer Mythen (W. B. Smith, A. Drews), die von den ersten Synoden in ein System gebracht worden sei, all das steht daher im Widerspruch zu den inneren Gesetzen der Geschichte. Nicht Volksbewegungen, nicht Kongresse oder andere Veranstaltungen haben uns die neuen Werte geschenkt, die neuen Gedanken, Entdeckungen, Erfindungen, die das Menschengeschlecht höher geführt haben, sondern nur die einzelne gottbegnadete Persönlichkeit, die dem Widerstand der Vielen

zum Trotz ohne Wanken die neue Bahn beschritt, auf der ihr dann hinterher die Massen folgten.
Daher hat die Kirche recht, wenn sie allezeit Jesu Person als Hauptstück des Christentums in den Vordergrund gestellt hat. Das gleiche tut auch die moderne historische Betrachtung, die den Weg zu dem geschichtlichen Jesus zurücksucht als zu dem Urquell des Christentums, zu der Person des historischen Jesus, die letzten Endes nicht eine Reihe von Worten oder Handlungen darstellt, sondern eben die Persönlichkeit, von der dies alles erst ausging.

* *
*

Gegenüber der kirchlichen Lehre, die Jesus so gern mit weiblichen Eigenschaften ausstattet, als da sind passive Hingabe an sein Schicksal, geduldiges Leiden ohne Widerstand usw., muß betont werden, daß Jesus ein Mann war, und zwar durch und durch ein Mann. Als Semit und als Jude war Jesus keineswegs eine passive, sondern eine mit Tatkraft und Energie geladene Natur. Buddhas Ziel war der Tod; aber Jesu Ziel war, im Leben soviel wie möglich zu wirken. Durch sein ganzes Leben geht ein Zug von Männlichkeit und Mannesmut, wie wir ihn an den Heroen des Geisteslebens bewundern, bei Sokrates, da er den Schierlingsbecher leert, bei Luther auf dem Reichstag zu Worms, und überhaupt bei jedem Helden, der sein Leben für seine Sache nichts achtet.
Jesus war ein Fürst des Friedens; aber er war auch ein Held im Kampfe, der seinen Weg ging, und wenn dieser

die Gesellschaftsordnung seiner Zeit mitten durchkreuzte. Der dänische Dichter Paludan-Müller schildert in seinem »Adam Homo« einen Menschen, der sich stets Autoritäten beugt und so durch Verleugnung seines besseren Ich zu höchsten Ehren gelangt. Die Evangelien schildern einen Mann, der allen äußeren Autoritäten mutig entgegentritt, um so das Beste in seiner Seele zu wahren und — den Tod eines Verbrechers zu sterben. So oft man diese Berichte liest, erfüllt einen von neuem Bewunderung für den einsamen Mann auf seinem einsamen Posten, der in mutigem Kampf gegen eine ungeheure Übermacht sein Leben drangibt. Im Kampf gegen alles, was damals Macht und Autorität besaß, im Kampf gegen Theologen und Priester, gegen die politischen Machthaber, gegen die Tradition der Jahrtausende fand er Untergang und Tod, aber seine Sache hat gesiegt, sie ist auferstanden aus seinem Grabe zu ewigem Leben.





»Zinsgroschen«
[Zu S. 212.]





Denar des Kaisers
Tiberius (14—37)
[Zu S. 79, 83 f. u. 143.]

Denar des Kaisers
Titus (79—81)
[Zu Tafel XIX.]





Augustus
(31 v. bis 14 n. Chr.)
[Zu S. 76 ff., 105 u. 131.]



Münzbilder Römischer Kaiser aus dem Jahrhundert Jesu
(Nach Originalen des Bayr. Münzkabinetts München)

TAFEL XXVI





Caligula (37—41)





Claudius (41—54)

[Zu S. 190.]





Nero (54—68)

[Zu S. 83 u. 99.]

Münzbilder Römischer Kaiser aus dem Jahrhundert Jesu

(Nach Originalen des Bayr. Münzkabinetts München)




Münze Vespasians (69—79) auf die
Zerstörung Jerusalems i. J. 70. »IVDAEA CAPTA«
[Zu S. 80 f., 141 u. 174; vgl. a. S. 193 f.]




Domitian (81—96)
[Zu S. 99.]




Traian (98—117)
[Zu S. 98 f.]

Münzbilder Römischer Kaiser aus dem Jahrhundert Jesu
(Nach Originalen des Bayr. Münzkabinetts München)



»Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben«
(Ev. Joh. 14,6)
[Vgl. S. 231]

VERZEICHNIS DER TAFELN



